



# Der Dornbusch, der nicht verbrannte

Überlebende der Shoah in Israel

Herausgeberin: Miri Freilich

Deutsche Ausgabe: Anita Haviv und Ralf Hexel

# Der Dornbusch, der nicht verbrannte Überlebende der Shoah in Israel

Herausgeberin: Miri Freilich  
Deutsche Ausgabe: Anita Haviv und Ralf Hexel

Übersetzung aus dem Hebräischen  
Rachel Grünberger-Elbaz

Im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung Israel  
und des Beit Berl Academic College

**FRIEDRICH  
EBERT  
STIFTUNG**





Für die Inhalte der Beiträge tragen allein die Autorinnen und Autoren die Verantwortung. Diese stellen keine Meinungsäußerung der Herausgeber, der Friedrich-Ebert-Stiftung und des Beit Berl Academic College, dar.

Herausgeberin: Miri Freilich

Deutsche Ausgabe: Anita Haviv und Ralf Hexel

Lektorat: Astrid Roth

Umschlag und graphische Gestaltung: Esther Pila

Satz: A.R. Print Ltd. Israel

Deutsche Ausgabe 2012:

Friedrich-Ebert-Stiftung Israel

P.O.Box 12235

Herzliya 46733 Israel

Tel. +972 9 951 47 60

Fax +972 9 951 47 64

Friedrich-Ebert-Stiftung Berlin

Hiroshimastraße 17

D - 10785 Berlin

Tel. +49 (0)30 26 935 7420

Fax +49 (0)30 26 935 9233

ISBN 978-3-86498-300-9

Hebräische Ausgabe:

© Friedrich-Ebert-Stiftung Israel 2011

Printed in Israel

## Inhalt

Ralf Hexel <b>Vorwort zur deutschen Ausgabe</b>	6
Tamar Ariav <b>Vorwort</b>	9
Wladimir Struminski <b>Der Optimist – Erinnerung an Noach Flug</b>	11
Anita Haviv <b>In memoriam Moshe Sanbar</b>	14
Eliezer Ben-Rafael <b>Die Shoah in der kollektiven Identität und politischen Kultur Israels</b>	16
Hanna Yablonka <b>Shoah-Überlebende in Israel – Schlüsselereignisse und wichtige Integrationsphasen</b>	32
Eyal Zandberg <b>Zwischen Privatem und Öffentlichem: Shoah-Überlebende und die Erinnerungsgestaltung in der Tagespresse</b>	60
Raul Teitelbaum <b>Wirtschaftliche Aspekte der Integration der Shoah-Überlebenden in Israel</b>	76
Ada Schein <b>Das Dorf als Ort der Begegnung zwischen Shoah-Überlebenden und der israelischen Gesellschaft</b>	93

Batya Brutin	
<b>Der Beitrag der Shoah-Überlebenden zur israelischen Kunst und Kultur</b>	120
Nava Semel	
<b>Von der »Knesset Israel« zur israelischen Knesset</b>	142
Sharon Geva	
<b>»La'Isha« als Mitgestalterin des israelischen Shoah-Gedenkens: Der Fall einer Schönheitskönigin</b>	148
Miri Freilich	
<b>Späte Reise in die Gefilde der Erinnerung – Gedanken zur Lebensgeschichte der Vitka Kempner-Kovner</b>	164
Zvi Gil	
<b>Die Tkuma leben – den Beitrag anerkennen</b>	178
Miri Freilich	
<b>Die Macht des Lebens – Shoah-Überlebende im cineastischen Schaffen von Micha Shagrir</b>	185
Anita Haviv	
<b>Die Ratio der Gefühle</b>	193
<b>Glossar</b>	199
<b>Autorinnen und Autoren</b>	205

## Vorwort zur deutschen Ausgabe

Ralf Hexel

Für die Friedrich-Ebert-Stiftung, als einer deutschen sozialdemokratischen Organisation, ist die Beschäftigung mit dem Thema *Shoah* von zentraler Bedeutung für ihre Arbeit in Israel, die Anfang der 1960er Jahre begann.

Deutschland und Israel, Deutsche und Juden sind jeder Teil der Geschichte des anderen. Der Versuch der Deutschen, das jüdische Volk zu vernichten, macht es unmöglich, dass zwischen Deutschland und Israel normale Beziehungen herrschen. Das Verhältnis zwischen beiden Ländern wird stets ein besonderes sein. Vor diesem Hintergrund wird jede Art der Zusammenarbeit zwischen der Friedrich-Ebert-Stiftung mit ihren israelischen Partnern vom Erbe der *Shoah* mitgestaltet.

Die Zusammenarbeit steht unter dem Vorzeichen des Bestrebens, einerseits die Erinnerung an die Geschichte wachzuhalten und zugleich eine Zukunft fortwährender Freundschaft und vertieften gegenseitigen Verstehens aufzubauen. Im Beit Berl Academic College fanden wir einen israelischen Partner, der sich diesem Ziel ebenfalls verpflichtet fühlt. Es entstand eine fruchtbare Zusammenarbeit, in deren Mittelpunkt seit 2006 die Untersuchung der Rolle der *Shoah*-Überlebenden in Israel stand. Dabei ging es neben ihrer Integration in den 1948 neu entstandenen Staat vor allem um die Frage, wie sie zu Aufbau und Gestaltung des jüdischen Staates und der neuen Gesellschaft beigetragen haben.

Für die Friedrich-Ebert-Stiftung, als einer deutschen Organisation, ist es von besonderer Bedeutung, dass die zu diesem Thema gemeinsam mit dem Beit Berl College abgehaltenen Konferenzen und Workshops zu den ersten gehörten, die diese Problematik nicht nur in den akademischen Diskurs sondern auch an die breite Öffentlichkeit in Israel trugen. Das Interesse und das Echo, das diese Veranstaltungen in der israelischen Öffentlichkeit hervorriefen, haben unsere Erwartungen weit übertroffen. Es war daher fast selbstverständlich, als nächsten Schritt ein Buch zu konzipieren, das sich mit Leben und Beitrag der *Shoah*-Überlebenden in der israelischen Gesellschaft befasst. Wie bereits für die Konferenzen beschlossen wir auch für die vorliegende Publikation, die wissenschaftlichen Analysen durch persönliche und literarische Beiträge zu ergänzen.

„Die Geschichte der Überlebenden in Israel ist die außergewöhnliche Geschichte einer großen Gruppe von Immigranten, die von einem Trauma



geprägt waren, das bislang in der gesamten Menschheitsgeschichte ohne Beispiel war. Kaum in dem eben gegründeten Staat angekommen, wurden sie bereits in der ersten Generation zu Gestaltern von dessen nationaler Kultur. Die Geschichte der Überlebenden in Israel ist zugleich auch die Geschichte von gerade angekommenen Migranten, die ihre Katastrophe in konstruktive Energie umsetzten und die traumatischen Ereignisse ihrer Vergangenheit als Motor für die Erschaffung einer nationalen Kultur im neuen Land nutzten.“ Mit diesen Worten umreißt die Historikerin Hana Yablonka die Essenz der Aussagen der Beiträge des Buches.

Auf beeindruckende Weise zeigen die Autorinnen und Autoren, in wie vielen – mitunter unerwarteten – Bereichen von Wirtschaft, Kunst, Medien, Wissenschaft, Staat und politischer Kultur die Überlebenden Israel ganz maßgeblich geprägt haben. In diesem Sinne ist es uns ein Anliegen, das Buch, das bereits auf Hebräisch veröffentlicht wurde, auch Menschen in Deutschland nahezubringen. Die Beiträge beleuchten nicht nur das Thema selbst sondern geben einen tiefen Einblick in die Entwicklung von Gesellschaft und Kultur in Israel in den Jahrzehnten seit der 1948 erfolgten Staatsgründung. Sie ermöglichen einen Blick auf in Deutschland wenig bekannte Ereignisse und Prozesse und leisten mit der Darstellung und Würdigung der Lebensleistung der *Shoah*-Überlebenden einen wichtigen Beitrag zu einem generationsübergreifenden deutsch-israelischen Dialog.

Das Buch wurde ursprünglich für israelische Leser konzipiert und geschrieben. Als wir erkannten, welchen besonderen Beitrag es zur deutsch-israelische Verständigung leisten könnte, beschlossen wir, es auch in deutscher Sprache herauszugeben. Dabei wurde uns bewusst, dass die Autorinnen und Autoren in ihren Darstellungen von einem in Israel selbstverständlichen Vorwissen ausgehen, das die große Mehrheit der deutschen Leser nicht hat.

Mit dem Anfügen eines Glossars und auch in der sprachlichen Bearbeitung wurde deshalb versucht, eine Brücke zum deutschen Leser zu bauen. Die einzelnen Beiträge nähern sich dem Thema auf sehr verschiedene Weise – von der wissenschaftlichen Analyse über den biografischen Bericht bis zur Darstellung in der bildenden Kunst. Da mehrere Autoren selbst Überlebende sind, finden sich in ihren Beiträgen unmittelbare Botschaften für die nachfolgende Generation. Es war uns deshalb wichtig, dass die Übersetzung nah am Originaltext bleibt, um diesen Gestus möglichst authentisch zu bewahren.

Aus persönlicher Sicht möchte ich hinzufügen, dass die Begegnung mit Überlebenden, das Kennenlernen ihres beeindruckenden Beitrags zur



faszinierenden Entwicklung Israels, es mir als Deutschem, der seit 2008 in Israel lebt und arbeitet, ermöglicht hat zu verstehen, was dieses Land im Eigentlichen ist. Vor allem durch die persönliche Begegnung mit Überlebenden begann ich - auf eine sehr konkrete Weise - zu erfassen, welche Bedeutung Israel für sie besitzt und was im Kern gemeint ist, wenn wir von der Besonderheit unserer Beziehungen und der Verantwortung der Deutschen für ihre Geschichte sprechen. Die so gewonnenen emotionalen Einsichten können weder ein intellektueller noch ein politischer Diskurs ersetzen.

Den Menschen, denen dieses Buch gewidmet ist - Überlebende der *Shoah* - wird es nicht mehr lange möglich sein, uns ihre Geschichte zu erzählen. Es ist der traurige Kontext unseres Themas, dass mit jedem Tag, der vergeht, ihre Zahl kleiner wird. Es ist deshalb umso wichtiger, dass „Der Dornbusch, der nicht verbrannte - Überlebende der Shoah in Israel“ auch deutschen Lesern/innen zugänglich gemacht wird. Drei Überlebende, Vitka Kovner, Noach Klug und Moshe Sanbar, deren Biographie und Wirken in besonderer Weise für den Beitrag der Überlebenden zum Aufbau Israels stehen, sind während der Fertigstellung dieses Buches verstorben. Vitka Kovner war eine stille und beharrliche Kämpferin. Ihr ist ein Kapitel im Buch gewidmet. Noach Klug war ein unermüdlicher Streiter für die Rechte der Überlebenden und zuletzt Vorsitzender der Vereinigung der Shoah-Überlebenden in Israel. Moshe Sanbar war Gouverneur der Bank von Israel und hat sich darüberhinaus in einer Reihe wichtiger Funktionen für die Interessen der Überlebenden eingesetzt. Es ist uns ein tiefes Bedürfnis, an Noach Klug und Moshe Sanbar – stellvertretend für alle nicht Genannten - zu Beginn des Buches mit einem Nachruf zu erinnern.

Die Tatsache, dass das Beit Berl Academic College und die Friedrich-Ebert-Stiftung bei einem solch sensiblen Thema partnerschaftlich zusammengearbeiteten, ist eines der vielen Zeichen für das inzwischen existierende Vertrauen und die Tiefe in der Beziehung zwischen Deutschland und Israel. An dieser Stelle möchte ich mich bei den Verantwortlichen des Beit Berl Academic College für die enge und partnerschaftliche Kooperation bedanken, allen voran bei der Präsidentin Prof. Tamar Ariav. Besonders möchte ich der Initiatorin und Herausgeberin der hebräischen Fassung des Buches, Dr. Miri Freilich und meiner Kollegin Anita Haviv danken. Sie beide waren die treibenden Kräfte dieses wichtigen Projektes, ihnen gilt meine Anerkennung.

**Dr. Ralf Hexel**

Leiter der Friedrich-Ebert-Stiftung Israel

## Vorwort

Tamar Ariav

Bis heute gehört die *Shoah* in Israel zur Tagesordnung: Immer wieder entstehen neue *Shoah*-Gedenkstätten oder bereits bestehende werden modernisiert und auch viele Überlebende zeichnen heute noch ihre persönliche Geschichte auf. Auch die Kino- und Medienwelt im In- und Ausland befasst sich mehr denn je mit diesem Thema.

Im israelischen Schulwesen haben die *Shoah* und die Erinnerungen der Überlebenden eine zentrale Bedeutung. Während der ersten zwanzig Jahre nach der Staatsgründung kam dies vor allem in Gedenkfeiern zum Ausdruck, die an den Heldenmut – etwa der Aufständischen im Warschauer Ghetto und der Partisanen – erinnerten. In den 1970er Jahren wurde die Auseinandersetzung mit dem Thema nach einer Grundsatzentscheidung des Bildungsministeriums schließlich zu einem Pflichtfach in den staatlichen Bildungsinstitutionen. Es entwickelte sich in der Folge eine öffentliche Debatte darüber, ob das Thema *Shoah* im Geschichtsunterricht überhaupt Pflicht sein sollte und welches Ziel der *Shoah*-Unterricht verfolgen, welche Inhalte und Schwerpunkte er haben sollte. Im Rahmen des pädagogischen Diskurses wurde die Frage laut, ob die *Shoah* als rein historischer und wissenschaftlicher Ansatz zu unterrichten oder auch zur Vermittlung pädagogischer Inhalte heranzuziehen sei. 1979 korrigierte die *Knesset* das staatliche Bildungsgesetz. Die Schulbildung in Israel sollte nun um einen zusätzlichen Aspekt erweitert werden: die Erziehung zu »einem Bewusstsein für *Shoah* und Heldentum«. Seit den 1980er Jahren wird in der Schulbildung allgemein ein Schwerpunkt auf die emotionale, erlebnisorientierte Dimension des Lernens gelegt. Für den *Shoah*-Unterricht wurden in der Folge Schülerexpeditionen nach Polen eingeführt, um die Jugendlichen unmittelbar mit dieser großen Katastrophe des jüdischen Volkes in Berührung zu bringen.

Wir vom Beit Berl Academic College betrachten das Unterrichtsthema *Shoah* als eine der größten und komplexesten pädagogischen Herausforderungen für Lehrer und Erzieher von Schülern aller Altersgruppen. Es birgt nicht nur viele inhaltliche Ebenen, sondern wirft auch während des Unterrichts eine Vielzahl von moralischen und

gesellschaftlich relevanten Fragen auf, die die Auswirkungen des Themas auf unsere Gegenwart und das Alltagsleben in Israel offenbaren. Die pädagogische Fakultät des College erachtet es als überaus wichtig, dass ausnahmslos all seine Studenten am Unterricht zur *Shoah* teilnehmen, um der universellen Bedeutung des Themas sowie des Stellenwerts, den es in der kollektiven Erinnerung und der kulturellen Gegenwartserfahrung Israels einnimmt, Rechnung zu tragen. Da die *Shoah* – in der jüdischen wie in der Geschichte der Menschheit – ein beispielloses Geschehnis und zugleich einen Scheideweg in der Geschichte des 20. Jahrhunderts darstellt, verbindet der Unterricht die spezifisch jüdisch-israelischen Aspekte mit einem universellen Ansatz. Diskussionen zu dem Thema sollen die Studenten als Menschen und Erzieher gleichermaßen fordern und bereichern. Jüdische und arabische Studenten nehmen gemeinsam an diesem Lernprozess teil und lernen, mit unterschiedlichen Aspekten der *Shoah* und der Erinnerung daran umzugehen. Wir hoffen, dass wir auf diese Weise unseren Pädagogikstudenten das Werkzeug und die Fähigkeiten mit auf den Weg geben, die sie brauchen, um sich den Fragen der Schüler in ihren Klassen zu stellen.

Seit einigen Jahren besteht eine enge Kooperation zwischen dem Beit Berl Academic College und der Friedrich-Ebert-Stiftung. Im diesem Rahmen wurden im Sommer 2008 und im Sommer 2009 zwei Konferenzen abgehalten, die sich mit der Bedeutung der *Shoah*-Überlebenden für die israelische Gesellschaft und Kultur befassten. Die Tagungen untersuchten die Rolle der Überlebenden bei der Gestaltung des Staates Israel in den Bereichen Sicherheit, Wirtschaft, Gesetzgebung und Justiz sowie Kultur, Kunst und Musik. Die Integration der *Shoah*-Überlebenden in die israelische Gesellschaft ist eine Geschichte, die noch nicht vollständig erforscht wurde. Dieses wichtige Buch bietet einen Überblick über die auf den Konferenzen angesprochenen Themen und beleuchtet zentrale Fragen dieses so umfangreichen Forschungsgebiets.

Die Leitung von Beit Berl Academic College dankt der Herausgeberin Dr. Miri Freilich und der Friedrich-Ebert-Stiftung Israel für die Kooperation bei der Planung und Umsetzung der Konferenzen sowie der Veröffentlichung dieses Buches.

**Prof. Tamar Ariav**

Präsidentin, Beit Berl Academic College

## Der Optimist – Erinnerung an Noach Flug

Wladimir Struminski

Bewusst bin ich Noach Flug zum ersten Mal Mitte der 1980er Jahre in Bonn begegnet. Er diente als Landwirtschaftsattaché an der israelischen Botschaft, und ich war der politische Korrespondent der *Jüdischen Allgemeinen* sowie Deutschland-Korrespondent für zwei israelische Zeitungen. Zwar hatten unsere Familien in den 1950er Jahren in unmittelbarer Nachbarschaft in Warschau gewohnt, doch fehlte mir – damals Kleinkind – die Erinnerung daran.

Noach – beziehungsweise Henryk oder Heniek, wie ihn seine Polnisch sprechenden Freunde nannten – war indessen kein gebürtiger Warschauer. Er wurde 1925 in Lodz geboren. Dort kam er nach der Besetzung Polens durch das »Dritte Reich« auch ins Ghetto. Weitere Stationen seines Leidensweges waren Auschwitz, Groß-Rosen und Mauthausen. Nach der Befreiung setzte sich der Zwanzigjährige zwei Ziele: zu lernen und beim Aufbau eines besseren, sozialistischen Polens zu helfen. Ersteres gelang ihm während seines Wirtschaftstudiums in Lodz und in Warschau bestens, letzteres nicht. 1958 wanderte er mit seiner Familie nach Israel aus, wo er zum Wirtschaftsberater des Finanzausschusses der *Knesset* aufstieg. In den 1980er Jahren vertrat er Israel als Diplomat in der Schweiz und in Deutschland.

Drei Charaktereigenschaften fielen mir an ihm auf: seine Freundlichkeit, seine Offenheit und sein trotz Auschwitz ungebrochener Optimismus. Auf ihn traf die Beschreibung »mit jedermann auf Augenhöhe« zu sprechen voll und ganz zu. Weder blickte er auf diejenigen herab, deren sozialer Status nicht dem seinen entsprach, noch war er gegenüber höheren Amts- und Würdenträgern auf irgendeine Weise unterwürfig. Sein während der Verfolgung erlittenes Leid vergaß er nie, doch übertrug er das nicht auf alle Deutschen. Während seiner Zeit in Bonn gewann er viele Freunde. Weder obwohl sie Deutsche waren, noch weil sie Deutsche waren, sondern schlicht, weil er sie mochte. Es lag in seinem Charakter, Menschen nach ihren menschlichen Eigenschaften zu bewerten. Auch in seinem Geburtsland Polen hatte er zahlreiche Freunde, und es war kein Zufall, dass Polens Botschafterin in Israel tief persönlich betroffen an

Flugs Beisetzung teilnahm. »Vater hat uns im Geiste humanistischer Werte erzogen«, erinnerte sich seine Tochter Anat auf dem Friedhof von Krijat Anawim bei Jerusalem.

Nach seiner Rückkehr nach Israel 1988 stürzte sich Flug für den Rest seines Lebens in einen unermüdlichen Kampf für die Rechte von Holocaust-Überlebenden. Als erster Generalsekretär des von ihm ins Leben gerufenen Dachverbands »Zentrum der Organisationen von *Shoah*-Überlebenden in Israel« forderte er von Deutschland Entschädigungsrenten für Überlebende, die vom deutschen Bundesentschädigungsgesetz bis dato nicht oder nur mit geringen Einmalzahlungen bedacht worden waren. Dass er sogar innerhalb der jüdischen Welt schon mal belächelt wurde, focht den ewigen Optimisten nicht an. Als damaliger Büroleiter des Zentrums konnte ich seine zähen Kämpfe aus unmittelbarer Nähe beobachten.

Dann aber wurde Flugs Vision wenigstens zum Teil wahr: Auf Drängen von Holocaust-Überlebenden sagten die beiden deutschen Staaten im Einigungsvertrag vom August 1990 neue Entschädigungsmaßnahmen zu. Im Laufe der darauffolgenden Jahre wurde die Zahl der Empfänger von monatlichen Beihilfen bei Verhandlungen zwischen der Bundesregierung und der *Claims Conference* auf 108.000 Personen erhöht. Daran hatte Flug keinen geringen Anteil.

Als Sekretär der Claims-Conference-Delegation saß ich in jenen Jahren mit am Verhandlungstisch und beobachtete – ich gebe es zu – nicht ohne ein inneres Lächeln, wie das Delegationsmitglied Flug mit seiner Beharrlichkeit manch einen der deutschen Verhandlungspartner zu nur mühsam versteckter Verzweiflung bringen konnte, freilich für einen guten Zweck und ohne jemandem etwas nachzutragen. Letztendlich wusste man Flug in Deutschland zu schätzen: Für seinen Einsatz für die Holocaust-Überlebenden und für die Verständigung zwischen Juden und Nichtjuden sowie zwischen Israel und Deutschland wurde er im Jahre 2006 mit dem Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik ausgezeichnet.

Hartnäckigen Einsatz zeigte Flug aber auch zu Hause und trotzte der israelischen Regierung zahlreiche Hilfsleistungen und Verbesserungen im sozialen Bereich für die in Israel lebenden Überlebenden der *Shoah* ab. Er war nicht nur bei der *Claims Conference* als Vizepräsident tätig, sondern übte eine Reihe öffentlicher Ämter aus, unter anderem war er Vorsitzender des Internationalen Auschwitz-Komitees, Mitbegründer

des israelischen »Sozialfonds für Holocaustüberlebende in Israel« und Direktoriumsmitglied der Holocaust-Gedenkstätte *Yad Vashem*.

Indessen war Flug keineswegs in der Vergangenheit verhaftet. Er lebte stets im Hier und Heute und nahm auch zu den Gegenwartsproblemen der israelischen Gesellschaft Stellung. Bis kurz vor seinem Tode blieb er aktiv – und optimistisch. Umso mehr möchte man ihm jetzt zurufen: »Heniek, wach auf. Es passt nicht zu dir, tot zu sein.«

## In memoriam Moshe Sanbar

Anita Haviv

Nach dem Nachruf Wladimir Struminskis auf Noah Flug müssen wir nun unmittelbar vor Erscheinen dieses Buches auch Moshe Sanbars gedenken, der am 2. Oktober 2012 verstarb. Dieser Nachruf ist mir traurige Pflicht und persönliches Anliegen zugleich, denn ich hatte höchsten Respekt vor der öffentlichen Figur und hegte tiefe Zuneigung zur Person Moshe Sanbars.

Sanbars Lebenslauf und sein beruflicher Werdegang wären mit Worten wie „beeindruckend“ oder „respekteinflößend“ nur unzulänglich umschrieben. Seine Geschichte könnte man auf Englisch mit „larger than life“ beschreiben.

Sanbar kam 1926 als Gusztáv Sandberg in der ungarischen Stadt Kecskemét zur Welt. Seine Eltern Solomon und Margaret Sandberg wurden in der *Shoah* ermordet, er selbst kam ins Konzentrationslager Dachau. Die Zeit seiner Inhaftierung stellte er in seinem Buch "My Longest Year" dar und erzählte darüber in vielen persönlichen Gesprächen und öffentlichen Auftritten mit dem für ihn so typischen Understatement. Nach seiner Befreiung kehrte er nach Ungarn zurück und studierte in Budapest Wirtschaft. 1948 wanderte er nach Israel aus.

Der hebräische Begriff "Alyah" (Aufstieg) für Einwanderung ist eine perfekte Beschreibung von Sanbars Integration in die israelische Gesellschaft. Unmittelbar nach seiner Ankunft in Israel wurde Sanbar in die Armee eingezogen, doch aufgrund einer Kriegsverletzung schon bald wieder aus dem Wehrdienst entlassen. Seine berufliche Laufbahn begann im Finanzministerium. Er stieg zum Berater der Finanzminister Pinhas Sapir und Levi Eshkol auf. Auf dem Höhepunkt seiner Karriere war er von 1971 bis 1976 Gouverneur der Bank von Israel. Er erzählte oft, dass er in dieser Zeit öffentlich nicht über seine Leidensgeschichte während der *Shoah* sprechen wollte, weil er das Gefühl hatte, dass viele Israelis sie nicht hören wollten.

Aus dem jungen Überlebenden der *Shoah*, der völlig mittellos und allein nach Israel eingewandert war, wurde eine Schlüsselfigur der israelischen Wirtschaft und Gesellschaft. Mit der Zeit wandte er sein Augenmerk immer



mehr dem Wohl der *Shoah*-Überlebenden in Israel und der ganzen Welt zu. In zahlreichen führenden Funktionen, u.a. in der Claims Conference und in dem 1987 ins Leben gerufenen "Zentrum der Organisationen von Holocaust-Überlebenden in Israel", setzte er sich bis an sein Lebensende unermüdlich für die Rechte seiner Leidensgenossen ein.

Moshe Sanbars Biografie ist zweifelsohne einer der beeindruckendsten Beispiele dafür, wie Überlebende der *Shoah* der israelischen Gesellschaft ihren Stempel aufgedrückt haben.

Doch wenn ich an diesen beeindruckenden Mann denke, fällt mir zuallererst sein verschmitztes Lächeln, sein Humor, seine Menschlichkeit und nicht zuletzt seine Liebe zu diesem Land ein. Diese Wärme, diese Liebe für das Leben und der - trotz seiner grauenvollen Erfahrungen - unerschütterliche Optimismus und Tatendrang werden mir immer in Erinnerung bleiben. Wer Moshe Sanbar kannte, weiß, wovon ich spreche.

# Die Shoah in der kollektiven Identität und politischen Kultur Israels

Eliezer Ben-Rafael

## Über Shoah, Judenhass und das Leben in der Diaspora

Im Lauf seiner langen Geschichte war das jüdische Volk zahllosen Ausschreitungen, Vernichtungsaktionen und Verfolgungen ausgesetzt. Die *Shoah* jedoch ist in diesem Zusammenhang das dramatischste Geschehen und eines der dramatischsten der Menschheitsgeschichte überhaupt. Daher lässt sich ihre anhaltende Wirkung auch bis zum heutigen Tag an zahlreichen Phänomenen des jüdischen Alltags erkennen. Nicht zuletzt spielte sie bei der Gründung des Staates Israel und dessen Anerkennung durch die Nationen der Welt eine bedeutende Rolle. In der Folge wurde ihr ein mehr als deutlicher Einfluss auf die politische Kultur Israels zugeschrieben.

Verallgemeinernd kann man sagen, dass die *Shoah* im kollektiven Bewusstsein der Juden einen wahren Sturm ausgelöst hat. Abgesehen von den Grauen der *Shoah* war es zu einer Verkettung von Umständen gekommen, die bei jedem Juden zwangsläufig tiefste Erschütterung hervorrufen musste. Immerhin hatten die Nazis verkündet, dass die Vernichtung des jüdischen Volkes eines ihrer wichtigsten Kriegsziele sei, und erklärt, dass sie planten, dieses Ziel systematisch umzusetzen. All das geschah weder im Rahmen eines Glaubenskrieges noch der Eroberung eines Territoriums oder irgendeines anderen zweckdienlichen Ziels und ohne dass die Juden selbst irgendeinen – direkten oder indirekten – Anteil an dieser totalen Kriegserklärung gegen sie gehabt hätten. Sie sollten „ausgemerzt“ werden – aus purem und absolutem Hass.

Wie schon gesagt waren Verfolgung, Unterdrückung und Diskriminierung den Juden als Erfahrungen in der christlichen Welt wie auf muslimischem Territorium seit Jahrhunderten wohl bekannt. Im christlichen Monotheismus, der aus dem Judentum hervorgegangen ist, waren die Anhänger Jesu der Lehre der »Substitutionstheologie« zufolge lange Zeit die Vertreter des wahren Glaubens und daher auch das wahre »ausgewählte Volk«. Solchermaßen betrachtet war die Existenz der Juden an sich schon eine Ketzerei und Verkörperung des Bösen. Das heißt, allein

auf Grund der Tatsache, dass die Vertreter des neuen Glaubens aus den Reihen der Juden hervorgegangen waren, wurden die Juden selbst zum Ziel gnadenloser christlicher Feindseligkeit, und das, ohne daran irgendeinen Anteil gehabt zu haben.

Ähnlich verhält es sich mit der Beziehung des Islam zum Judentum. Obwohl dessen anfängliche Entwicklung von letzterem beeinflusst worden war, war auch aus Sicht des Islam allein schon die Weigerung der Juden, sich zum Islam zu bekennen und das hartnäckige Festhalten der Juden an ihrer eigenen Heiligen Schrift ein Problem. Die Moslems gingen sogar so weit, ihr eigenes heiliges Buch – den Koran – zum einzig Wahren zu erklären, wohingegen die Thora der Juden nichts als eine Fälschung sei, die die Interessen der Juden vertrete. Die islamischen Gelehrten sprachen in diesem Zusammenhang sogar von einer »Theologie der Verfälschung«. Ähnlich wie bei den Erfahrungen mit den Christen, hatten die Juden auch zu den Anfeindungen durch den Islam nichts beigetragen.

Sowohl in der christlichen wie auch in der islamischen Kultur lässt sich ein tief verwurzelter Kodex erkennen, der den Juden Hass immer wieder auf gleiche Weise legitimiert. Eine ähnliche Struktur kennen wir von Martin Luther, der sich bei seinem theologischen Plan, die Christenheit zu spalten, nicht zuletzt auch jüdisch-biblischer Symbole bediente. Das hinderte ihn jedoch nicht daran, den Juden gegenüber eine extrem feindselige Haltung zu entwickeln, als diese sich weigerten, seine Lehre anzunehmen.

Obwohl die gesellschaftliche Macht dieses Kodex mit Anbruch der Neuzeit und der Entwicklung säkularer Strukturen geschwächt wurde, wissen wir, wie wirkungsstark kulturelle Normen aus der Vergangenheit auch über gesellschaftliche Transformationen hinaus bleiben. Somit besteht offenbar auch ein Zusammenhang zwischen dem Hass der Nazis auf die Juden und ihrem entschlossenen Wunsch, diese zu vernichten, und jenem antijüdischen Atavismus als Erbgut des Christentums. Im Gegensatz zu den Nazis jedoch war – zumindest auf der deklarativen Ebene der Selbstrechtfertigung – weder in der christlichen noch der muslimischen Welt jemals die Rede von einer »Pflicht, die Juden zu vernichten, wo immer sie sein mögen«. Tatsächlich boten Islam wie Christentum den Juden die Möglichkeit, zu konvertieren, um am Leben zu bleiben, und das auch in Zeiten, wo sie diese unerbittlich verfolgten. Die *Shoah* hebt sich also in dieser Hinsicht als einzigartiger Vorfall ab – ein Schlüsselereignis im wahrsten Sinne des Wortes.

Es wundert daher nicht weiter, dass sich die *Shoah* für Generationen ins kollektive jüdische Bewusstsein eingepägt hat; als Erinnerung an eine Erfahrung, in der die Juden zu »Untermenschen« erklärt wurden, zum genetischen und metaphysischen Feind; als Erinnerung an eine Katastrophe, die ohne jeden offensichtlichen Grund über sie gekommen war, wie ein unsichtbares Monster aus ferner Vergangenheit, das plötzlich die Mauern zur Gegenwart durchbricht. Diese Erinnerung erlaubt der kollektiven jüdischen Identität nicht, zu dem zurückzukehren, was sie gestern und vorgestern gewesen war. Die Begegnung mit besagtem Ungeheuer im Herzen der kultivierten Welt zwingt unweigerlich dazu, die jüdische Existenz erneut im Verhältnis zu ihrer nichtjüdischen Umwelt zu betrachten. Das gilt für religiöse wie für säkulare Juden; für die, die sich dem jüdischen Glaubensgesetz verpflichtet fühlen, wie für die, die andere Wege wählen, um den Gott Israels zu ehren; für die, die in Zion zuhause sind, wie für die, die es vorziehen, unter fremden Völkern verstreut zu leben.

Und dennoch ist der Umgang mit dieser unwälzenden Erfahrung in den verschiedenen Kreisen je nach Charakter der jüdischen Identität unterschiedlich. Die einen betrachten die *Shoah* vor allem als Ausdruck des universalen Bösen, das überall auf Erden bekämpft werden muss. Dieser Haltung zufolge ist die *Shoah* das extremste Beispiel einer Reihe von zusammengehörenden Vorfällen, zu denen Massenmorde wie der Abwurf von Atombomben auf japanische Städte zählen. Für andere ist die *Shoah* der Gipfel der tragischen Geschichte des aus seiner Heimat vertriebenen jüdischen Volkes – das absolute Extrem der jüdischen Erfahrung »nicht am eigenen Ort« und »entwurzelt« zu sein. Wieder andere beklagen die Vergehen Israels gegen seinen Gott, die diese himmlische Strafe über die Juden gebracht hätten. Ebenso gibt es Juden, die einen analytischen historisch-soziologischen Ansatz verfolgen, der die *Shoah* unter der Prämisse faschistischer Bewegungen in einer kapitalistisch-bürokratischen Welt sieht. Alles in allem ist die Erinnerung an die *Shoah*, ungeachtet dessen, wie sie sich repräsentiert, für das gesamte jüdische Volk zum geheiligten Besitz geworden – eine Erinnerung, die es zu »einem Volk mit gemeinsamem Schicksal« macht.

Trotz dieser lehrreichen Erfahrung blieben die meisten Juden auch nach der *Shoah* in der Diaspora, anstatt aus dem, was ihrem Volk widerfahren war, den Schluss zu ziehen, dass es ihre Pflicht sei, sich dem zionistischen

Unternehmen anzuschließen – nur eine kleine Minderheit von ihnen kam nach Israel. Den Juden, die ihr Leben in einer nichtjüdischen Umwelt aufbauten, stellte sich nun ein akutes Problem: Sie mussten sich die Frage gefallen lassen, wie es sei, unter Nichtjuden zu leben und mit diesen eine nationale Identität zu teilen, und das nach allem, was Nichtjuden – andere zwar, die aber dennoch Teil dieser großen Gemeinschaft der »Nichtjuden« gewesen waren – ihnen zugefügt hatten? Dabei handelte es sich keineswegs um eine akademische Frage. Sie war Ausdruck des täglichen Dilemmas vieler, deren Beziehung zur Umwelt von einem nicht unerheblichen Maß an Misstrauen überschattet war. Bei anderen gehörte sie zwar nicht zur Alltagsroutine, konnte jedoch immer dann im Raum stehen, wenn sich ein Zwischenfall ereignete, der tatsächlich oder auch nur andeutungsweise an Denunziation und Verfolgung erinnerte. Wie dem auch sei, die *Shoah* ist für viele Juden in der Diaspora – vor allem für die säkularen – zum Kern ihrer jüdischen Identität geworden. Sie ist häufig das Motiv für die bedingungslose Unterstützung des Staates Israel, wobei Israels Auseinandersetzungen mit seinen Nachbarstaaten aus Sicht dieser Juden in direktem Kausalzusammenhang mit dem Überleben des jüdischen Kollektivs stehen.

Auch in Israel ist die Erinnerung an die *Shoah* zum zentralen Symbol der nationalen Existenz geworden. Während sie im Ausland einen Meilenstein auf dem kurvenreichen und tragischen Weg der jüdischen Geschichte darstellt, hat sie in Israel sehr unterschiedliche Bedeutungen.

### **Die Institutionalisierung des Shoah-Gedenkens**

Über lange Jahre hinweg hatte es im *Yishuv* und im Staat Israel einen gewissen Groll auf die Juden der Diaspora gegeben, da diese angeblich nicht auf die Warnungen der Zionisten vor möglichen Ausschreitungen in Europa gehört hatten und der Aufforderung, nach Israel auszuwandern, nicht gefolgt waren. Diese Enttäuschung hatte ihre Wurzeln in der tiefen Überzeugung, dass das Diasporajudentum den Gefahren des Antisemitismus hilflos ausgesetzt und nicht gerüstet sei, einem Verfolger entgegenzutreten, der ihm Übles wollte. Als die Juden im Land dann von der *Shoah* erfuhren, betrachteten nicht wenige von ihnen ihre Brüder im Exil als »Schafe, die sich zur Schlachtbank führen ließen«. Vielen erschien die *Shoah* eine Tragödie von Menschen, die ihren Vernichtern ohnmächtig gegenüberstanden hatten. Auch wenn deren Schicksal bei den Juden

*Erez Israels* tiefes Mitleid und Ressentiments gegen die Nazis weckte, war dieses Gefühl zugleich auch von einem Zorn auf die Opfer begleitet.

Angesichts der Atmosphäre, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Israel herrschte, schreckten viele der neu eingewanderten Überlebenden davor zurück, über ihre Erlebnisse zu sprechen. Sie nahmen dazu nur noch eingeschränkt Stellung, sogar im Rahmen der Familien, die sie nun gründeten, ja selbst gegenüber ihren Kindern. Sie fürchteten sich nicht nur davor, schmerzhaft Erinnerungen wachzurufen sondern waren sich auch bewusst, dass man ihre Erfahrungen nicht verstehen würde, und dass es daher sinnlos sei, diese öffentlich zu machen. Die kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnisse in Israel waren zu diesem Zeitpunkt noch nicht so, dass das möglich gewesen wäre. Denn es herrschte immer noch das starke Gefühl vor, die *Shoah* sei nicht nur ein Vernichtungsfeldzug gewesen, wie ihn die Welt noch nicht erlebt hatte, sondern auch, dass dies einen Schandfleck für die Ehre der jüdischen Nation darstelle.

Der *Kastner*-Prozess in den 1950er Jahren war paradigmatisch für diese widersprüchlichen Emotionen in Israel zum Thema *Shoah*. *Rudolf Kastner*, ein ehemaliger zionistischer Funktionär aus Ungarn, war selbst *Shoah*-Überlebender. In Israel hatte er Arbeit an einem Ministerium gefunden, und war gerade dabei, in der *Mapai* politische Karriere zu machen, als er von einem Journalisten aus dem *revisionistischen* Lager beschuldigt wurde, während des Krieges in Ungarn mit den Nazis kollaboriert zu haben. *Kastner* reichte eine Verleumdungsklage ein, die Gerichtsverhandlungen zogen sich über mehrere Jahre hin. Während dieser Zeit fand jener Journalist die engagierte Unterstützung von Kreisen, die politisch wesentlich rechter orientiert und fanatischer waren als er selbst, und aus *Kastner*, dem Kläger, wurde bald der Angeklagte. Der Prozess verwandelte sich in eine umfassende gerichtliche Untersuchung der *Shoah* an den ungarischen Juden. Letztlich befand der Richter *Kastner* für schuldig, mit den Nazis kollaboriert zu haben. Das Urteil löste in der israelischen Öffentlichkeit eine heftige Debatte aus. *Kastner* gab nicht auf und ging in Berufung, wurde jedoch noch während des Verfahrens am 04.03.1957 von drei rechten Aktivisten ermordet. Die Attentäter wurden vor Gericht gestellt und nicht nur des Mordes, sondern auch der Mitgliedschaft in einer extremistischen Untergrundorganisation beschuldigt. Erst nach *Kastners* Tod urteilte der Oberste Gerichtshof mit einer Stimmenmehrheit, dass dieser sich in Ungarn während der Nazizeit keinerlei Verbrechen schuldig gemacht habe. Auf Grund dieses Urteils sei

er nicht länger als Kollaborateur der Feinde Israels und der Menschheit zu sehen, der seine Seele an Satan verkauft habe, wie es im vorausgegangenen Urteil geheißen hatte. Letztendlich enthüllte diese Affäre die ambivalente Einstellung vieler – mehr oder weniger extremer – Israelis gegenüber den Diasporajuden und der *Shoah*.

Es dauerte jedoch nicht lange, bis sich die Haltung zu diesem Thema zu ändern begann. Mit der Zeit wurde auch die Forderung der in Israel wohnhaften Überlebenden immer lauter, über die *Shoah* reden zu dürfen, ohne von der Umwelt zum Schweigen gebracht zu werden. Sogar die Entschädigungszahlungen aus Deutschland hatten ihren Einfluss, und die Selbstrechtfertigung, diese anzunehmen, führte zu einem Diskurs darüber, was geschehen war. An manchen Orten entstanden Initiativen zum Gedenken an vernichtete Gemeinden, und schon 1949 wurde im *Kibbuz* Lohamei HaGetaot das erste *Shoah*-Museum der Welt errichtet. Dieses Museum war ebenso wie der *Kibbuz* selbst von *Shoah*-Überlebenden gegründet worden, die zum Teil Untergrundkämpfer der Ghettos gewesen waren und den Partisaneneinheiten angehört hatten. Es trägt den Namen des Dichters und Pädagogen Yitzchak Katzenelson, der im Warschauer Ghetto als Erzieher tätig gewesen und in Auschwitz ums Leben gekommen war. Das Museum zeigt das Leben der Juden in den Ghettos und Lagern und insbesondere jener Gruppen und Bewegungen, die im Widerstand gegen die Nazis aktiv gewesen waren. 1953 wurde auf der Grundlage eines *Knesset*-Gesetzes das Yad-Vashem-Museum in Jerusalem errichtet. Es sollte eine Gedenkstätte für die *Shoah* sein und dafür sorgen, dass auch die kommenden Generationen sich ihrer erinnern. Das Museum bemüht sich vor allem um die Dokumentation der Ereignisse während der *Shoah*, das Sammeln von Dokumenten und Gegenständen, die Aufzeichnung und Veröffentlichung von Zeugenaussagen und die Vervollständigung der Namenslisten der *Shoah*-Opfer sowie um deren Gedenken – also ein umfangreiches Forschungsvorhaben und ein großer pädagogischer Auftrag. Weiter wurde das Institut beauftragt, Nichtjuden, die Juden vor den Nazis gerettet hatten, den Titel »Gerechter unter den Völkern« zu verleihen und ihr Andenken zu ehren.

Allen ideologischen und anderen Vorbehalten zum Trotz drang es somit allmählich in das Bewusstsein der israelische Gesellschaft ein, dass die historische Bedeutung der *Shoah* nicht unterbewertet werden durfte – nicht für das jüdische Volk im allgemeinen und insbesondere nicht für den



Teil des Volkes, der in Zion beheimatet war. Angesichts dieser Erkenntnisse, die zunehmend an Einfluss gewannen, wurde der *Shoah*-Gedenktag eingeführt. Er basierte auf dem von der *Knesset* erlassenen »Gesetz des Gedenktags für *Shoah* und Heldentum« 5719 – 1959 [Anm. d. Hrsg.: In Israel werden alle verabschiedeten Gesetze mit dem hebräischen Jahr und dem gregorianischen Jahr gekennzeichnet]. Dabei handelte es sich um die Neuformulierung einer Regierungsentscheidung aus dem Jahre 1951, einen Gedenktag namens »Tag der *Shoah* und der Ghetto-Aufstände« einzuführen. Dieser Beschluss hatte damals keine Gesetzeskraft besessen. Der Gedenktag war auch schon im »Gesetz des Gedenkens an *Shoah* und Heldentum – *Yad Vashem*« 5713 – 1953 erwähnt worden. Im Jahr 1959 wurde dann schließlich ein eigenes Gesetz für den »Gedenktag an *Shoah* und Heldentum« verabschiedet, wie es die Verbände der *Shoah*-Überlebenden gefordert hatten. Zu diesem Tag gehören zwei landesweite Schweigeminuten. Auf Friedhöfen, Militärstützpunkten und in den Bildungseinrichtungen werden an diesem Tag Gedenkveranstaltungen, Kundgebungen und Zeremonien abgehalten. Die Fahnen auf öffentlichen Gebäuden werden auf Halbmast gesenkt, Radio und Fernsehprogramme befassen sich ausschließlich mit Themen der *Shoah*. Kinos und andere Vergnügungsstätten bleiben an diesem Tag gesetzlich geschlossen.

Im Hinblick auf die Inhalte des *Shoah*-Gedenktags herrschte zunächst die Einstellung vor, man müsse die Heldenhaftigkeit derer betonen, die den Nazis Widerstand geleistet hatten. Sehr bald jedoch entwickelte sich ein Ansatz, wonach das Gedenken an die *Shoah* all diejenigen einschließen sollte, die die Schrecken des Krieges erlebt und ihr Leben verloren hatten – Kinder, alte Menschen und alle anderen. Als Datum wurde der 27. Nissan des jüdischen Kalenders festgesetzt (schon 1951), sechs Tage nach Ende des *Pessachfestes* und eine Woche vor dem Gedenktag für die gefallenen israelischen Soldaten. Dieses Datum steht auch für den Beginn des Warschauer Ghettosaufstands. Sein Zeitpunkt acht Tage vor dem Unabhängigkeitstag symbolisiert und betont den Übergang von der *Shoah* zum »Wiederaufbau Israels«.

Das kollektive Bewusstsein der israelischen Juden für das Thema *Shoah* verstärkte sich enorm, als Adolf Eichmann, einer der Verantwortlichen, 1960 gekidnappt und nach Israel gebracht wurde, um dort, im Staat der Juden, öffentlich vor ein Strafgericht gestellt zu werden. Wie man weiß, endete der Prozess damit, dass dieser Verbrecher 1961 zum Tode verurteilt

und hingerichtet wurde. Die Veränderung des Bewusstseins hatte jedoch mit dem Verfahren selbst zu tun. Monatelang stiegen Dutzende von Menschen in den Zeugenstand und rollten die zahllosen Verbrechen auf, die Eichmann initiiert hatte oder an denen er beteiligt gewesen war. Der daraus entstandene allgemeine Eindruck und die Befreiung von der emotionalen Last führten dazu, dass sich das Volk in Israel untrennbar mit der Tragödie der europäischen Juden verbunden fühlte. Über Jahre hinweg prägte dies die Gesellschaft. Nun war jedem klar, dass die *Shoah* einer der ausschlaggebenden Faktoren gewesen war, die zur Gründung des Staates geführt hatten, sowie dazu, dass die Vereinten Nationen für diesen gestimmt hatten; dass die Legitimität Israels von dieser Tragödie bestimmt wurde, dass das Land die Verkörperung des Postulats »nie wieder« war. Bald wurden Gedenkveranstaltungen von Jugendlichen (zumeist aus der zwölften Klasse) und Soldaten in Auschwitz-Birkenau eingeführt und staatliche Zeremonien in den ehemaligen Lagern abgehalten. Dadurch wurde die *Shoah* zu einem wichtigen Element des Bildungssystems und der politischen Sozialisation junger Menschen in Israel, denen sich damit der Zugang zu den tragischen Lebenserfahrungen des Diasporajudentums erschloss.

Auf der anderen Seite entwickelte sich Israel mit der Zeit zu einer Gesellschaft mit multikulturellen und individualistischen Ausprägungen (Ben-Rafael und Peres, 2005). Die Öffentlichkeit zeigte eine zunehmende Sensibilität und ein immer größeres Interesse für das Narrativ von Individuen, die nicht unbedingt der Generation der »Gründer« oder »Helden der israelischen Kriege« angehörten. Lebensgeschichten aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Umfeldern nahmen in den Medien einen immer größeren Raum ein. Sogar die Erlebnisse der *Shoah*-Überlebenden wurden zu begehrten Themen. Zahlreiche Israelis begannen, ihre »Wurzeln zu suchen« und sich für die Lebensgeschichte ihrer Großväter, Großmütter und weiter entfernter Verwandten zu interessieren. Die Söhne und Töchter der Überlebenden und sogar deren Enkel und Enkelinnen als »zweite Generation« oder »dritte Generation« identifizierten sich auf einmal mit der *Shoah*.

Dessen ungeachtet oder vielleicht auch gerade deshalb prallten auch weiterhin unterschiedliche Meinungen und Auslegungen aufeinander, die ihren Ausdruck in ideologischen und politischen Debatten sowohl auf nationaler Ebene als auch zwischen israelischen Juden und Diasporajuden fanden.

## Die Shoah in Israel – eine Herausforderung

Und tatsächlich wurde die Verbindung zur *Shoah* zu einem der Charakteristika der jüdisch-israelischen Identität. Sie erhielt den Status eines Schlüsselereignisses mit symbolischer Bedeutung für die Beziehung der jüdischen Gesellschaft in Israel zur restlichen jüdischen Welt. Die Existenz einer autonomen jüdischen Nation, die sich als Teil der weltweiten Judenheit betrachtet, wird dadurch um eine dramatische Dimension erweitert. Man könnte sogar sagen, dass die politische Kultur Israels durch die bewusste Definition der *Shoah* als ultimativer Störfall der jüdischen Diasporageschichte die Existenz eines autonomen israelischen Staates als Lösung für das existenzielle Dilemma des Diasporajudentums anbietet. Gemeint ist die Tatsache, dass die Juden, außer in Israel, allerorts eine von einer nichtjüdischen Mehrheit abhängige Minderheit darstellen – so freundschaftlich die Haltung dieser Mehrheit ihnen gegenüber zu gegebener Zeit auch sein mag.

Es ist klar, dass die meisten Diasporajuden unserer Tage eine andere Auffassung von ihren Lebensbedingungen haben. Sie sind heute fast überall ein gut etabliertes Kollektiv mit großen Errungenschaften; ihr Gemeindeleben ist rings um kulturelle oder religiöse Einrichtungen organisiert; und sie sind am öffentlichen Leben ihrer Umgebung beteiligt. Viele von ihnen genießen den Vorteil, einer demokratischen und liberalen Gesellschaft anzugehören, wo sie auch ihrem Judentum frei Ausdruck geben dürfen. Diese Juden – die größtenteils säkular sind – halten auch die Erinnerung an die *Shoah* in Ehren und können einen erheblichen Teil ihrer modernen jüdischen Symbole von Israels jüdischer Bevölkerung übernehmen: Hebräisch ist die wichtigste jüdische Sprache, die an jüdischen Schulen unterrichtet wird; israelische Lieder und Volkstänze prägen feierliche Gemeindeveranstaltungen, und die israelische Nationalhymne *Hatikva* ist heute jüdisches Allgemeingut. Darüber hinaus werden israelische Organisationen im Ausland nicht selten großzügig von Israel unterstützt – sei es finanziell oder auch auf andere Weise. Im Allgemeinen empfinden viele dieser Juden im Ausland eine echte Solidarität mit Israel und stehen hinter dessen politischen Interessen. Ihrem Empfinden nach ist Israel tatsächlich eine der Lösungen für die jüdische Existenz, jedoch nicht unbedingt die einzige. Viele von ihnen sind der Ansicht, die *Shoah* sei zwar in der Tat der Höhepunkt des jüdischen Martyriums unter fremden Völkern gewesen, gehöre aber gleichzeitig zu einer langen Reihe von

Gräueltaten, die die Menschheit im Lauf ihrer Geschichte verübte.

In der Tat gibt es unter den Diasporajuden wie unter den Juden Israels die verschiedensten Interpretationsansätze zur Bedeutung der *Shoah*. Eine Erörterung dieses Themas würde eine umfassende, tiefgreifende Analyse erfordern, daher wollen wir uns im Rahmen dieses Beitrags auf die wesentlichsten Unterschiede bei den Israelis konzentrieren. Eine Studie von Ronen Friedman (1997) über die Schülerdelegationen, die nach Auschwitz fahren, zeigte die deutlichen Unterschiede der vor Ort veranstalteten Zeremonien. Dabei geht es sowohl um die Art, wie diese Zeremonien abgehalten werden als auch um die darin vermittelten Inhalte. Sämtliche Delegationen haben die Tendenz, die *Shoah* im zionistischen Sinne zu interpretieren: Sie alle betonen die Bedeutung eines starken, souveränen jüdischen Staates als einzigem Ort, wo Juden nicht von Nichtjuden abhängig sind und sich eine derartige Tragödie niemals ereignen kann. Säkulare staatliche Schulen unterstreichen bei diesen Zeremonien, dass der Staat Israel die unabdingbare Konsequenz der langjährigen jüdischen Geschichte sei. Im Gegensatz dazu legen Delegationen aus der *Kibbuz*-Bewegung den Schwerpunkt eher auf die Gefahr eines totalitären, faschistischen Regimes, das die Juden mehr als jeden anderen verpflichte, dem Entstehen eines solchen entgegenzuwirken. Staatlich-religiöse Schulen hingegen betonen, dass die Zerstörung der kulturellen Quellen des traditionellen Judentums durch die Nazis zu einer Form des Zionismus verpflichte, um dem Erbe der Väter treu zu bleiben.

Weder die arabischen Schulen noch die Schulen des autonomen orthodoxen Bildungssystems sind verpflichtet, Jugenddelegationen nach Auschwitz zu schicken. Die Araber entwickelten im Zusammenhang mit der *Shoah* den Begriff der *Naqba*, der sich auf den Krieg von 1948 und die Gründung des Staates Israel als zeitgleiche und ähnliche Katastrophe bezieht, wie sie die *Shoah* für die Juden darstellt. Dieser Begriff kommt zwar in keinem Lehrplan vor, seine weite Verbreitung unter den israelischen Arabern zeugt jedoch von der Haltung, die *Shoah* der Juden sei vor dem Hintergrund dessen zu bewerten, was die Juden selbst anderen angetan hätten. Im Gegensatz dazu neigen die ultraorthodoxen Juden in Israel – wie auch andernorts – zu einer Hinterfragung jener Betrachtungsweise, wonach die *Shoah* ein Ereignis gewesen sei, das sich entschieden von anderen Verfolgungen unterscheidet, denen Juden zu Opfer gefallen waren. In ihren Augen ist die *Shoah* nur ein Baustein der mit Opfern »zu Ehren

Gottes« gepflasterten langjährigen jüdischen Geschichte. Diese Grundzüge der unterschiedlichen Ansätze zur *Shoah* machen deutlich, dass es keine für eine Mehrheit gültige Sichtweise gibt, und auch bei denen, die der *Shoah* höchste Wichtigkeit beimessen, zeigen sich die verschiedensten Schwerpunkte und Interpretationen.

Ein weiteres Phänomen, das sich direkt aus der Allgegenwart der *Shoah*-Erinnerung in Israel ableitet, ist die politisch oder ideologisch motivierte Tendenz, Ausdrücke oder Assoziationen aus der Begriffswelt der *Shoah* auch in anderen Zusammenhängen zu gebrauchen – als Mittel zur Dramatisierung aktueller Ereignisse. So bezeichneten fanatische Siedler den Regierungsbeschluss zur Abkopplung vom Gazastreifen als »*Shoah*«. Die israelischen Soldaten, die kamen, um die jüdischen Siedlungen zu räumen, wurden als »Nazis« beschimpft. Nach Abschluss der Osloer Verträge zwischen Yitzchak Rabin und Yasser Arafat organisierte die Opposition Protestkundgebungen, auf denen unter anderem Schilder auftauchten, die den israelischen Premierminister in SS-Uniform zeigten. Ebenso müssen sich Polizisten bei Demonstrationen des ultraorthodoxen Lagers nicht selten ähnliche Beleidigungen gefallen lassen.

Dieses Phänomen kann sich aber auch bei wesentlich weniger aufgeladenen Anlässen zeigen. Als in den 1970ern an Hauswänden in Tel Aviv und an anderen Orten Beschimpfungen auftauchten, die das Wort »Ashkenazis« enthielten, schien die *Shoah* zum ersten Mal in der israelischen Innenpolitik angekommen zu sein. Diese Wandschmierereien waren Ausdruck inter-ethnischer Spannungen, im konkreten Fall zwischen Juden orientalischer Herkunft und *Ashkenasen*. Seit damals kommt es nicht selten vor, dass sich Politiker aus gegnerischen Lagern als »Nazis« beschimpfen und dass die eine oder andere Maßnahme der Regierung als »neue *Shoah*« dargestellt wird. Der zunehmende Gebrauch solcher Begriffe führt zwangsläufig zu deren Banalisierung, was einerseits diejenigen verletzt, die zu den Geschehnissen der *Shoah* eine persönliche Beziehung haben, aber auch dem – von allen geforderten – Gedenken der *Shoah* abträglich ist. Ein solcher Umgang mit den entsprechenden Begriffen fördert notwendigerweise auch eine allgemeine Verflachung der Beziehung zur *Shoah* und führt zu deren Verdrängung und Vergessen. Und tatsächlich scheint es im israelischen Alltag von heute bereits eine Tendenz zu Banalisierung dieser Katastrophe zu geben: Vielen liegt das Wort »*Shoah*« ständig auf der Zunge und wird mit schöner Regelmäßigkeit ins Gespräch eingeflochten.

## Die Überlebenden: Rechte, Barrieren und Mobilität

Trotz der unleugbaren Banalisierung der *Shoah* zeigen die jüdischen Israelis da, wo es angebracht ist, große Ernsthaftigkeit, ja sogar einen Anflug heiliger Ehrfurcht vor dem Thema. Die Überlebenden selbst – vor allem die mit der berüchtigten, auf dem Arm eintätowierten Nummer – genießen einen besonderen Status, der bei den Veranstaltungen des *Shoah*-Tages und anderen staatlichen Zeremonien, darunter auch den Eröffnungsfeierlichkeiten zum Unabhängigkeitstag, zum Ausdruck kommt. Auf einer praktischeren Ebene sind die finanziellen Vergünstigungen, die ihnen – vor allem in jüngsten Jahren – sehr begrenzt gewährt werden ebenso wie die Steuerfreistellung ihrer Entschädigungszahlungen aus Deutschland ein mehr als bescheidener Ausdruck der Anerkennung ihrer erlittenen Qual.

Darüber hinaus bietet der Status eines *Shoah*-Überlebenden auf der öffentlichen Bühne Israels keinerlei Vorteil. Über Jahre hinweg stand dort der Beitrag der alteingesessenen Bevölkerung im Vordergrund, die mit den *Alija*-Wellen vor der Staatsgründung ins Land gekommen war und als »Gründergeneration« galt. Später übernahmen die Angehörigen des »48er Jahrgangs«, zu denen die Söhne und Töchter dieser Gründer zählten, deren Stellung und waren viele Jahre lang die tonangebenden einheimischen Eliten. Das galt für die Bereiche Militär, Politik, Verwaltung und Kultur. Diese gesellschaftliche Gruppe hatte die *Shoah* nicht am eigenen Leib erfahren und wollte sowieso einen anderen Menschentyp verkörpern – »den israelischen Juden«, der ein neues Judentum und eine neue Haltung zum Leben im Kollektiv darstellt. Sie betrachtete sich weitgehend – einige darunter auf sehr deutliche Weise – als Gegenteil der »Juden mit Diasporamentalität«. Die *Shoah*-Überlebenden, von denen ein Großteil auf Grund des Zweiten Weltkrieges kein Studium hatte absolvieren können, und die mitunter im wahrsten Sinn des Wortes die Persönlichkeit osteuropäischer Diasporajuden zur Schau trugen, wurden von dieser dominanten Gruppe als »der Andere« betrachtet. Diese Überlebenden hatten selten – wenn überhaupt – Zugang zu führenden Positionen (siehe: Blog »Der letzte Nachfahre«, 02.08.2010). Daher wurden nur wenige von ihnen Mitglieder der *Knesset*, der Regierung, des Generalstabs und der höheren Verwaltung. Erst ihre Söhne und Töchter, die das israelische Schulsystem und den Militärdienst absolviert und die erforderlichen fachlichen Qualifikationen erworben hatten, konnten die öffentliche

Bühne betreten und sich dort um eine Karriere bewerben, für die sie nicht selten mit einer Anpassung an die vorherrschenden kulturellen Normen bezahlen mussten. So entdecken Fernsehzuschauer manchmal überrascht, dass eine bekannte Persönlichkeit aus der Medienwelt oder einem anderen Bereich das Kind von Eltern ist, die durch die Hölle der Nazis gegangen sind, und dass der Betreffende selbst fließend Jiddisch oder eine andere Diasporasprache spricht. An all dem wird deutlich, dass sich die israelische Gesellschaft trotz der Überzeugung, den *Shoah*-Überlebenden etwas zu schulden, nicht als deren Nachfolgerin betrachtet (Gutman 2008; siehe auch Steir- Livny 2010; Pichotka 2010).

Ein völlig anderes Bild zeigt sich bei zahlreichen renommierten Künstlern: Maler, Schriftsteller, die heute zu den bedeutendsten der israelischen Literatur zählen, Schauspieler, Bühnenaufsteller und Satiriker. Das Gleiche gilt für Akademiker und Forscher. Sie sind deshalb so erfolgreich, weil ihre Karriere nicht von den herrschenden Eliten behindert werden konnte, weil ihr Erfolg von einem unabhängigen Publikum abhing.

In diesem Zusammenhang müssen auch die wirtschaftlichen Errungenschaften der Überlebenden genannt werden. Es ist richtig, dass in Israel heute Tausende von ihnen unter ärmlichsten Verhältnissen leben. Gleichzeitig haben Überlebende im Land aber auch außergewöhnlich großen wirtschaftlichen Erfolg und sind die treibende Kraft in zahlreichen Industriezweigen, wie der Diamantenbranche, einflussreichen Finanzunternehmen, blühenden Handelsunternehmen etc. Einige sitzen in den Aufsichtsräten der Universitäten, darunter auch vermögende Juden aus dem Ausland, die nicht selten ebenfalls *Shoah*-Überlebende sind. Tatsächlich ist der Erfolg der Überlebenden auf wirtschaftlichem Gebiet nicht nur ein israelisches Phänomen. Welchen Status sie an vielen Orten der Welt erreicht haben, erkennt man in Israel deutlich an den Namensplaketten, die landesweit über den Eingängen akademischer Hörsäle, an städtischen und kommunalen Einrichtungen wie Jugendzentren und öffentlichen Gebäuden angebracht sind. Dabei handelt es sich häufig um die Namen von Überlebenden, die weltweit außergewöhnliche wirtschaftliche Erfolgsgeschichten geschrieben haben und ihre Solidarität mit dem jüdischen Volk zum Ausdruck bringen, indem sie Schenkungen an jüdische Einrichtungen im Allgemeinen und israelische im Besonderen machen (siehe: Yaar und Menachem, 1996).

All das führt zwangsläufig zu der Frage, wie dieses Phänomen zu



erklären ist. Woher nahmen diese Menschen, die durch sämtliche Ebenen der Hölle gegangen sind, die Kraft, nicht nur zu überleben sondern sich neu zu erschaffen und sich in leuchtende Vorbilder zu verwandeln? Diese Frage geht natürlich über das hinaus, was ein Soziologe beantworten kann. Dennoch kommt einem dazu beinahe instinktiv eine Antwort in den Sinn, nämlich dass diejenigen, die es geschafft haben, die Leiden und Gefahren der *Shoah* zu überleben, offenbar aus »anderem Holz geschnitzt« sind – dass es sich somit um außergewöhnlich starke Persönlichkeiten handelt, die unter günstigen Umständen auch in anderen Bereichen Außerordentliches leisten können. Bei aller Plausibilität dieser darwinistischen These kann jeder, der die daraus zwangsläufig abzuleitende Weltanschauung nicht schätzt, nach weniger explosiven Antworten suchen. Man könnte etwa antworten, diese Überlebenden seien eben Angehörige des jüdischen Volkes, das zum Großteil überhaupt eine Erfolgsgeschichte darstelle, da es eine Ethnie mit einer ausgeprägten Leistungskultur sei, die dem Erfolg in dieser Welt transzendente Bedeutung beimesse – ähnlich der protestantischen Ethik, die zur Entwicklung des westlichen Kapitalismus beigetragen hat. Der weltweite Erfolg der Juden unserer Tage sei also auf die Verknüpfung der kulturellen Traditionen des jüdischen Volkes mit den Prinzipien der modernen Leistungsgesellschaft zurückzuführen (Raab und Lipset, 1997).

### **Wäre »Post-Shoah« eine denkbare Perspektive?**

Es lässt sich heute nur schwer sagen, ob die Selbstdefinition als *Shoah*-Überlebender oder als Nachkomme eines solchen für den gesellschaftlichen Status in Israel Bedeutung hat. Klar ist, dass solche Definitionen eine Kluft zwischen denjenigen schaffen, deren Familien die Leiden der *Shoah* kennengelernt haben und denen, die davon nicht direkt betroffen sind. Ähnlich verhält es sich bei der Frage der persönlichen Beteiligung an den Kriegen Israels: Viele waren aktiv daran beteiligt, viele andere jedoch überhaupt nicht – sie waren entweder erst später ins Land gekommen oder mussten keinen Militärdienst leisten. Ohne die Bedeutung dieser Erlebnisse im gesellschaftlichen Leben bewerten zu wollen, kann man dennoch sagen, dass beide Kontexte – die Erfahrung der *Shoah* und die Beteiligung an den Kriegen Israels – als Schlüsselereignisse gelten und daher im Gefüge der israelischen Gesellschaft mit Sicherheit eine gewisse Differenzierung schaffen. Die Frage einer persönlichen Beziehung zur *Shoah* betrifft auch das Verhältnis zu einem Großteil der europäischen

Juden und der Mehrheit der Juden nicht-europäischer Herkunft. Aus dieser Perspektive gelten erstere als Menschen, die entweder selbst oder durch ihre Angehörigen mehr unter ihrer jüdischen Identität gelitten haben als die orientalischen Israelis, und das erst vor wenigen Jahrzehnten. Dieser Aspekt der gesellschaftlichen Differenzierung, der im nationalen Veranstaltungskalender und im Schulsystem deutlich zum Ausdruck kommt, mag den Zorn oder das Unbehagen derer wecken, die den Eindruck haben, dass sie oder ihresgleichen in diesem so zentralen Kontext des symbolischen Aufbaus einer jüdischen und israelischen Identität einen untergeordneten Status besitzen. Diejenigen, die durch das *Shoah*-Gedenken ganz besonders an den Rand des öffentlichen Erlebens gedrängt werden, sind natürlich die israelischen Araber, die schon durch jene Klausel der Unabhängigkeitserklärung, die den Staat Israel zur nationalen Heimstätte des jüdischen Volkes erklärt, marginalisiert werden.

Auch diese Aspekte sind für der Frage nach dem Stellenwert der *Shoah* in der politischen Kultur Israels relevant. Dieser Stellenwert ist zweifelsohne dort sehr hoch, wo die Existenz Israels als Wiederauferstehung dargestellt wird – und das nicht nur von »den Krankheiten eines Jahrhunderte langen Exils« sondern auch aus der größten Katastrophe des 20. Jahrhunderts und der Vernichtung von Millionen von Juden auf europäischer Erde. Die *Shoah* wird somit zum nationalen Symbol, das zwar einerseits die jüdische Gesellschaft des Landes enger zusammenstehen lässt, andererseits aber auch Anlass für Spannungen unter den Juden selbst wie unter den Juden und den israelischen Arabern in sich birgt. Diese Spannungen verbinden sich in jüngsten Jahren mit einer anderen, immer häufiger vorkommenden Kontroverse auf öffentlicher Bühne: der Frage nach dem Wesen des Zionismus in unseren Tagen. An diesem Diskurs sind auch sogenannte Post-Zionisten beteiligt, die eine Art anti-zionistische, *revisionistische* Linie verfolgen. Ihrer Meinung nach ist im Rahmen jenes »alternativen Ansatzes«, für den sie stehen, eine »Post-*Shoah*«-Ära zu erwarten. Dann werde die *Shoah* als »eines der Ereignisse« gelten, die den Juden in der Vergangenheit zugestoßen seien. Deutlicher und auch spezifischer fragt die Literaturkritikerin Hanna Herzog: »Muss es tatsächlich bei jeder Begegnung zwischen einem Israeli und einem Deutschen einen Großvater geben, der Nazi war, und eine Großmutter, die in den Öfen verbrannt wurde?«

Natürlich ist das *Shoah*-Gedenken in Israel zumindest derzeit mit der

Existenzberechtigung des jüdischen Staates verbunden. Eine Minderung der übergreifenden gesellschaftlichen und nationalen Bedeutung der *Shoah* würde diese Existenzberechtigung im Nachhinein gezielt entkräften. Diese Tatsache beleuchtet umso deutlicher, wie sehr die Beziehung zur *Shoah* heute – im deutlichen Gegensatz zur vorherrschenden Auffassung der Vergangenheit – in den Grundfesten des Zionismus selbst verankert ist. Das bedeutet nicht, dass Alternativen in der Haltung zum Holocaust und der Haltung zum Zionismus auszuschließen wären. Es ist unvermeidlich, dass auch Antizionisten dem *Shoah*-Gedenken einen entscheidenden Wert beimessen werden – im Sinne eines universellen Kampfes gegen Rassismus und religiöse wie ethnische Verfolgungen. Ebenso könnten national gesonnene Israelis die *Shoah* im Geist der zionistischen Haltung der 1930er und 1940er Jahre als Ereignis betrachten, das vor allem das Diasporajudentum betrifft.

Dennoch sieht es so aus, als haben diese Ansätze kaum eine Chance, in der Gesellschaft die Oberhand zu gewinnen, solange der Großteil der jüdischen Israelis – auf Grund der eigenen Biografie und persönlicher Erinnerungen oder der Zeugnisse anderer – eine enge Verbindung zwischen ihrer Existenz als jüdische Israelis und den Geschehnissen der *Shoah* sehen. Diese Verbindung wurzelt in der Auffassung, dass es in beiden Zusammenhängen um eine Herausforderung der kollektiven jüdischen Existenz gehe. Bei der *Shoah* war das die hemmungslose Verfolgung der Juden, die das Ziel hatte, dieses Volk auszulöschen. Auch Israel ist – in Augen des Großteils seiner Bevölkerung – einer fortwährenden existentiellen Bedrohung ausgesetzt. Das ist auf kognitiver Ebene der Zusammenhang zwischen der *Shoah* und dem Leben in Israel. Es ist richtig, dass die Existenz Israels gewährleisten soll, dass es zu keiner Neuauflage der *Shoah* kommen kann. Dabei wird heute gerade das Recht auf diese Existenz – wenngleich unter ganz anderen Vorzeichen – von vielen in Frage gestellt. Daher kann der symbolische Wert der *Shoah* erst dann abnehmen, wenn Israel nicht länger bedroht ist. Unter solchen Umständen wäre auch ein »Post *Shoah*«-Zeitalter denkbar.

# Shoah-Überlebende in Israel - Schlüsselereignisse und wichtige Integrationsphasen

Hanna Yablonka

Das Thema »Shoah-Überlebende in Israel« lässt sich aufgrund seiner Vielschichtigkeit und seines umstrittenen Charakters in einem wissenschaftlichen Beitrag kaum hinreichend darlegen, weshalb ich meine Ausführungen auf folgende Aspekte beschränke: Ich werde zunächst den Begriff „Shoah-Überlebender“ definieren, die demographischen Charakteristika der Shoah-Überlebenden darstellen und deren Motive für die Einwanderung nach Israel aufzeigen. Desweiteren werde ich die unterschiedlichen Phasen ihrer Integration in die junge israelische Gesellschaft beleuchten und Schlüsselereignisse – wie zum Beispiel den Eichmann-Prozess – beschreiben, die den sozialen Status der Überlebenden in dieser Gesellschaft und die öffentliche Haltung ihnen gegenüber geprägt haben. Abschließend werde ich mich mit der Rolle der Überlebenden bei der Gestaltung einer Kultur des Gedenkens an die Shoah befassen.

## »Shoah-Überlebender«: eine Definition

In Folge von Veränderungen in Gesellschaft, Politik und Bewusstsein wurde die Definition „Shoah-Überlebender“ in jüngsten Jahren erheblich erweitert. Ein bemerkenswertes Beispiel hierfür stammt aus dem Jahr 2003 von dem Demografen Dr. Sergio DellaPergola. Demnach ist ein Shoah-Überlebender »jeder Jude, der eine bestimmte Zeit in einem von den Nazis oder ihren Verbündeten beherrschten Staat gelebt hat, oder aus diesem geflohen ist«. Im Gegensatz zu bis dato existierenden Definitionen schloss die von DellaPergola auch die Juden Nordafrikas (mit Ausnahme Ägyptens), Syriens und des Libanon mit ein.<sup>1</sup>

Die Definition des Shoah-Begriffs richtet sich notwendigerweise nach zahlreichen Parametern – moralischen, perspektivischen, demografischen und natürlich auch wirtschaftlichen. Der Begriff wurde nicht zuletzt auch vom spezifischen Kontext jedes einzelnen der wichtigsten Einwanderungsländer mitgeprägt, in die die Überlebenden nach

---

<sup>1</sup> DellaPergola, Sergio, *Review of Relevant Demographic Information on World Jewry*, November 2003, S. 3.

Kriegsende flohen. In den 1980er Jahren definierte ich selbst ihn zum ersten Mal im Rahmen einer Studie über die Integration von *Shoah*-Überlebenden in Israel. Laut meiner Definition handelt es sich bei den *Shoah*-Überlebenden um alle Juden des europäischen Kontinents, die entweder direkt (Ghetto, Konzentrationslager und Versteck) oder indirekt (Verlust von Angehörigen, Flucht oder Vertreibung aus von Nazideutschland besetzten Ländern) unter den Schrecken der nationalsozialistischen Herrschaft gelitten haben. Viele dieser Überlebenden wollten nach dem Krieg in Israel oder in den Vereinigten Staaten ein neues Leben beginnen.

Meine Definition bezog sich auf drei verschiedene Gruppen: diejenigen, die sich in den ersten Jahren nach Ende des Zweiten Weltkriegs als *Shoah*-Überlebende betrachteten; diejenige, die vom *Yishuv* als solche betrachtet wurden; und diejenigen, in denen das Gefühl eines historischen Bewusstseins und einer historischen Mission brannte, weil sie entweder Augenzeuge dieser unvorstellbaren Katastrophe gewesen waren, oder weil die Tragödie sie oder ihre Familien direkt betroffen hatte.

Die Festlegung auf die ersten Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs ist deshalb so wichtig, weil es sich dabei um einen Zeitraum handelt, in dem die Definition der Überlebenden noch von unverfälschter Intuition bestimmt und frei von jedweden Motivationen ist.

### **Grundlegende Zahlen und Fakten zu den Shoah-Überlebenden**

Die Einwanderung der *Shoah*-Überlebenden in den letzten Tagen des britischen Mandats und kurz darauf in den unabhängigen Staat Israel brachte in knapp einem Dutzend Jahren einen Strom von über einer halben Million Immigranten ins Land – mit demografischen Voraussetzungen, die sich jede Aufnahmegesellschaft wünschen würde.

Einige dieser Charakteristika verdienen besondere Beachtung. Bis Mitte der 1960er war der Großteil der immigrierten *Shoah*-Überlebenden im Alter von 15 bis 59 Jahren. Zwischen 1946 und 1948 waren 62 Prozent von ihnen zwischen 15 und 29 Jahren alt. Es handelte sich also um junge Menschen, die sich bestens in die Siedlungsbewegung und die Wirtschaft integrieren ließen. Darüber hinaus verstärkten sie auch die kämpfenden Truppen ganz erheblich.<sup>2</sup>

---

2 Weitere Zahlen und Fakten: Yablonka, Hanna, **Fremde Brüder** (Hebr.), Ben Zvi Institute, Jerusalem 1996, S. 10-14. Siehe auch: Dworzecki, Mark, »Die letzten Überlebenden in Israel« (Hebr.), **Gesher**, 1 (1956), S. 83-115; Yablonka, Hanna, »Die

Auch das Bildungsniveau der eingewanderten Überlebenden zeugt von ihrem erheblichen Integrationspotenzial. Im Vergleich zu der Bevölkerung des alten *Yishuv* war der Prozentsatz derer, die unter den Neueingewanderten lesen und schreiben konnten, erheblich höher: 97,4 Prozent waren es bei den Männern und 92,7 Prozent bei den Frauen. Der Grad der akademischen Bildung war bei den Immigranten im Vergleich zu den Alteingesessenen (die zum Großteil europäischer Herkunft waren) nur minimal niedriger. Bei der mittleren Schulbildung fällt die Ähnlichkeit zwischen den eingewanderten *Shoah*-Überlebenden und den im Land Geborenen ins Auge: Der Prozentsatz der Männer, die nach der Volksschule noch weiter die Schule besuchten, betrug bei der einheimischen Bevölkerung 64,4 Prozent, bei den Einwanderern 64,3 Prozent. Bei den Frauen verhielt es sich ähnlich und betraf 61,9 Prozent der einheimischen Frauen und 61,8 Prozent der Immigrantinnen.

Der dramatischste Unterschied fand sich bei denen, die die Volksschule nicht abgeschlossen hatten, hier war der Anteil der neu eingewanderten Männer und Frauen wesentlich höher: Diese jüngeren Altersgruppen hatten ihre Schulbildung abbrechen müssen, als der Krieg ausbrach. Nach dessen Ende schafften sie es nicht mehr, zur Schulbank zurückzukehren. Sie richteten den Großteil ihrer Energie darauf aus, ihr Leben wieder in den Griff zu bekommen.

Neben dem relativ hohen Bildungsstandard ermöglichten auch die professionellen Qualitäten der Einwanderer ihre schnelle Eingliederung in den jungen Staat. Sie waren in Handwerk und Industrie tätig, waren als Beamte in der Verwaltung einsetzbar oder gingen als Ärzte und Ingenieure freien Berufen nach. Nur wenige Immigranten hatten gar keine Ausbildung oder waren Landwirte. Aus diesem Grund übertraf ihre Beschäftigungsrate (92,1 Prozent) auch den Landesdurchschnitt (91,7 Prozent).

Der rasche Integrationsprozess dieser Einwanderer ist aber nur wirklich zu verstehen, wenn man auch bedenkt, dass die meisten von ihnen sich in den urbanen Siedlungen des Landesentrums niederließen, wo ein Teil von ihnen bereits Angehörige besaß.<sup>3</sup> All diese Umstände boten

---

Einwanderer aus Europa und das Shoah-Bewußtsein« (Hebr.), in: Zameret, Zvi und Yablonka, Hanna, (Hrsg.), **Israels erstes Jahrzehnt**, Ben Zvi Institute, Jerusalem 1997, S. 42-57. In den Jahren 1946-1948 kamen 70.000 Überlebende ins Land, im gesamten Zeitraum bis 1961 waren es 510.000 Überlebende.

3 Zilberberg, Reuven, **Die Verteilung der Bevölkerung in Israel 1948-1972** (Hebr.),

ihnen leichteren Zugang zu den Zentren der wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Macht.

Die *Shoah*-Überlebenden stellten die Mehrheit einer Einwanderungswelle dar, die man als »Massen-*Alija*« bezeichnet. Ihre große Zahl ist umso bedeutender, wenn man bedenkt, wie klein der jüdische *Yishuv* gegen Ende des Krieges war: Er zählte gerade einmal eine halbe Million Seelen. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, dass der Einfluss dieser Einwanderungswelle groß und nachhaltig war und bis in unsere heutigen Tage anhält.

### **Der ideologische Hintergrund der Migration**

Die Tatsache, dass so viele *Shoah*-Überlebende sich dafür entschieden, gerade in der Hochzeit des militärischen und politischen Kampfes um die Zukunft des Landes nach *Erez Israel* auszuwandern, und dass viele von ihnen auch dort blieben, ist keine Selbstverständlichkeit. Ein Großteil der Einwanderer traf sogar inmitten des Unabhängigkeitskrieges ein, des schwersten aller Kriege Israels. Viele von ihnen nahmen aktiv an den Kampfhandlungen teil. Was war der Beweggrund, der diese Massen ins Land brachte? War es Zionismus?

Auch wenn der Großteil der europäischen Juden am Vorabend des Zweiten Weltkriegs nicht der zionistischen Bewegung angehörte, zeigen Studien, dass der Zionismus in den *DP-Lagern* in Deutschland und in Italien erheblichen Einfluss besaß. Somit kann die Entscheidung der Überlebenden, trotz der schwierigen Situation nach *Erez Israel* auszuwandern, durchaus als Bekenntnis zum Zionismus angesehen werden. Allerdings handelt es sich dabei nicht um einen ideologischen Zionismus, wie wir ihn aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg kennen, sondern um einen emotionalen Zionismus. Er wurzelt in dem Vertrauensverlust in die Emanzipation, wie auch in dem Gefühl tiefer Erniedrigung, das die jüdischen Bürger zur Zeit der Verfolgung erlitten hatten. Die Gewissheit, in ihren Herkunftsländern ein behütetes und erfolgreiches Leben führen zu können, war zutiefst erschüttert worden. Viele Juden fühlten, dass das Fehlen eines Heimatlandes das Hauptproblem ihrer Existenz darstellte und wollten deshalb ihr neues Leben im Kreis ihrer eigenen Volksangehörigen beginnen. Darüberhinaus war das Leben in Europa nach dem Krieg – und der Zerstörung ihrer

---

Jerusalem 1973, S. 50.

Herkunftsgemeinden – von Spannungen und Übergriffen auf Juden gekennzeichnet. Diese Erfahrungen trugen mit zu der Entscheidung bei, ein neues Heim und Leben in Israel aufbauen zu wollen, unter Juden und mit einem jüdischen Staat. Die Auswanderung nach *Erez Israel* wurde somit zu einer Heimkehr.<sup>4</sup>

Für die Überlebenden waren die Menschen in *Erez Israel* Brüder. Yitzchak (Antek) Zuckerman, einer der Anführer des Aufstands im Warschauer Ghetto, brachte das sehr treffend zum Ausdruck:

»Ganz Europa wanderte. Aus den Konzentrationslagern kehrten sie heim, Jugoslawen, Serben, Kroaten, Griechen und Italiener. Wer wäre damals nicht heimgekehrt? Wem wären wir dort auf europäischem Territorium an den Grenzen nicht begegnet? Sie aber hatten eine Straße, eine Hausnummer, eine Frau. Nur die Juden wanderten an einen fremden Ort ... in weite Ferne ... jenseits von Meeren – weil sie viele Jahre lang von *Erez Israel* geträumt hatten.«<sup>5</sup>

Nur die Zionisten hatten eine ungefähre Vorstellung davon, was ihnen die Zukunft bringen mochte. Bei den Überlebenden verband sich die zionistische Ideologie mit tiefgreifenden persönlichen Erfahrungen.

Überlebende Zionisten begannen unmittelbar nach der Befreiung mit der Reorganisation ihrer Mitglieder. Die neue Führung der Zionisten in Europa sah in folgenden Faktoren in Europa eine Hilfestellung: der *Yishuv*, die Soldaten der Jüdischen Brigade, [die sich nach Kriegsende in Europa aufhielten], Delegierte der diversen zionistischen Bewegungen, die einige Wochen später dort eintrafen oder die offizielle Delegation aus *Erez Israel*, die im Rahmen der UNRA aktiv war. Für die Überlebenden stellten diese auch eine psychologisch und materiell große Hilfe. Im Gegensatz zu den Zionisten blieben die Überlebenden der politischen Bewegungen, die vor dem Krieg im jüdischen Leben Polens eine erhebliche Rolle gespielt hatten, zum Beispiel der *Bund*, nicht nur ohne wirkliche Führung, sondern auch ohne jegliche Unterstützung.

Für die *She'erit Hapleta* (dt. die letzten Entronnenen) boten der Zionismus, der Kampf für ein neues Leben und die Vorbereitung auf

---

4 Der Name des Schiffes »Exodus«, der »Auszug«, weist auf die historische Parallele zwischen dieser Emigration und dem Auszug aus Ägypten hin, einer historischen Schlüsselgeschichte aus den Anfängen des Volkes Israel.

5 Zuckerman, Yitzchak, **Der Auszug aus Polen** (Hebr.), Tel Aviv 1988, S. 56. Auch der Name dieses Buches ist sehr charakteristisch, siehe Fußnote 4.



die Einwanderung nach *Erez Israel* zum ersten Mal wieder positive Perspektiven. Das Überleben dieser kleinen Gruppe hatte die Absicht der Nazis vereitelt, das jüdische Volk aus der Weltgeschichte zu löschen. Das Wiederaufleben des jüdischen Lebens in *Erez Israel* war die wahre Rache an den Mördern: Es war wie eine Auferstehung.<sup>6</sup>

Die unzertrennliche Verquickung von nationaler Erlösung und persönlicher Erlösung – stellte ein zentrales Element für die Rehabilitierung der Überlebenden und ihre Integration in die Gesellschaft des *Yishuv* und später Israels dar.

### **Phasen des Integrationsprozesses der Überlebenden in Israel**

Die Integration der neu eingewanderten Überlebenden<sup>7</sup> in die israelische Gesellschaft war ein Prozess, der von den politischen Umständen in *Erez Israel* und später im Staate Israel sowie von dem Dialog zwischen den Einwanderern und der ansässigen Bevölkerung des Landes geprägt war. Der Verlauf lässt sich in mehrere Zeitabschnitte unterteilen:

**1945 bis Mai 1948:** die letzte Etappe des britischen Mandats, Höhepunkt des politischen und halb-militärischen Kampfes für die Errichtung des Staates, erste Begegnungen mit *Shoah*-Überlebenden

**1948–1952:** Staatsgründung, Unabhängigkeitskrieg und Massen-*Alija*

**1953–1959:** Jahre des Einrichtens – für den Staat und die Einwanderer; der Kampf um gesellschaftliche Integration

**1960–1966:** Jahre der Ruhe nach dem Sinai-Feldzug und dem Eichmann-Prozess. Die Überlebenden werden mehr und mehr zu einer

---

6 In diesem Zusammenhang ist auch der Aufstand im Warschauer Ghetto zu sehen. Dieser wurde in den Augen vieler Überlebenden zum wichtigsten Symbol des jüdischen Widerstands während der Shoah. Der Kampf der Warschauer Juden galt als Kampf für die Ehre des jüdischen Volkes.

In den Augen vieler Überlebender handelte es sich bei dem Aufstand keineswegs um einen Akt der Verzweiflung, da Verzweiflung per definitionem jedes Handeln gelähmt hätte, sondern um einen Akt der Willenskraft. Der Kampf hatte der jüdischen Zukunft gegolten und war in diesem Sinne gewonnen worden. Für viele andere Überlebende wiederum war der Aufstand von Warschau ein Kampf, der mit einem Unentschieden geendet hatte. Nur eine jüdische Unabhängigkeit im Land Israel würde den Kampf erfolgreich für die Juden entscheiden. Auch wenn das nicht ganz der historischen Wahrheit entsprach, wurden den Anführern des Aufstands zionistische Motive unterstellt.

7 Im aktuellen akademischen Diskurs in Israel wird zwischen dem »Einwanderer«, im Hebräischen »Olim«, also »Aufsteiger«, und dem »Migranten« klar unterschieden. Die Autorin verwendet im Original »Olim«, da das Wort dem Selbstverständnis der ins Land immigrierten Überlebenden eher gerecht wird. (Anm. d. Übersetzerin)

zentralen Kraft der Gesellschaft.

**1967–1970:** die Überlebenden – die neue Elite

**1980er und 1990er Jahre:** Masseneinwanderung aus der UdSSR und ihrer Nachfolgestaaten (eine wissenschaftliche Untersuchung dieser Phase steht noch aus)

Die nach Israel eingewanderten *Shoah*-Überlebenden unterschieden sich von den anderen Immigranten, die in jenen Jahren der Massen-*Alija* nach Israel kamen, aber auch von solchen Überlebenden, die in andere Staaten emigrierten. Dabei spielten zwei Aspekte eine Rolle: Zum einen nahmen diejenigen von ihnen, die vor der Staatsgründung ins Land gekommen waren, und ein erheblicher Teil derer, die in den Jahren 1948–1950 eintrafen, aktiv am Unabhängigkeitskrieg teil. Zum anderen ordneten sie sich in das tonangebende Kollektiv der Gründer ein. Beides milderte die Erfahrung der Fremdheit und ermöglichte den eingewanderten *Shoah*-Überlebenden, schon bald nach ihrer Ankunft Führungsansprüche zu stellen. Außerdem schlossen sie sich, im Gegensatz zu den Überlebenden, die in andere Länder emigrierten, einer überwiegend jüdischen Gesellschaft an.

Jeder der genannten Zeitabschnitte wird nun anhand folgender Faktoren geprüft: die organisatorischen Strukturen der eingewanderten Überlebenden, der Charakter ihrer öffentlichen Aktivitäten, die Bedeutung der *Shoah* im Dialog zwischen den Überlebenden und der Gesellschaft, die Merkmale dieses Diskurses und der Status der Überlebenden in den Bereichen Kultur, Wirtschaft, Siedlungsbewegung und Politik.

### **Begegnung in Erez Israel 1945–1948**

In den Jahren bis zur Staatsgründung kamen 70.000 Überlebende ins Land, der Großteil von ihnen unter schwersten Bedingungen als illegale Einwanderer. Ab August 1946 wurden diese Einwanderer von den Briten nach Zypern geschickt und lange Zeit in Internierungslagern festgehalten. Viele dieser Immigranten waren junge Menschen, die einer der zionistischen Jugendbewegungen angehörten oder einen der Vorbereitungskurse absolviert hatten, die inzwischen in Europa organisiert wurden.

Auch die Anführer der ehemaligen Ghettokämpfer- und der Partisanengruppen kamen in jenen Jahren fast alle ins Land. Zu ihnen zählten Rozka Korczak, Abba Kovner, Zvia Lubetkin und Yitzchak (Antek)

Zuckerman. Sie alle wurden mit einer Art ehrerbietiger Liebe empfangen.<sup>8</sup> So äußerte sich zum Beispiel Yitzchak Sadeh, der allseits verehrte Kommandant des *Palmach*, gegenüber seinem Stab wie folgt:

»Unter den Ankömmlingen gibt es auch viele begabte Menschen, die sich in die Gesellschaft einbringen können ... Das sind die Ghetto-Rebellen ... diejenigen, die sich auch in der Hölle nicht ergeben haben ... Eine erhabene Heldenhaftigkeit ist das ... das Volk im Exil knickte ein und fiel, die Fahne jedoch stand weiterhin aufrecht. Diese unsichtbare Fahne haben uns die Kämpfer des Exils gebracht. Sie wollen wir in ihrem Namen und mit ihrer Hilfe schützen, und mit ihnen zusammen fordern wir jeden Juden in unserem Lande auf, seine Pflicht zu erfüllen.«<sup>9</sup>

Diese zwischenmenschlichen Begegnungen und deren öffentliche Wahrnehmung waren sehr viel komplexer, als es die wissenschaftliche Literatur mit ihrer Tendenz zur Schwarzweißmalerei vermuten ließe. Die »erbärmlichen und gebrochenen Überlebenden«, die die ganze Misere der jüdischen Diaspora repräsentieren, im Gegensatz zu den »stolzen, aufrechten Israelis. Das ist eindeutig ein Klischee. Weder war der Großteil der Überlebenden gebrochen, noch bestand ein Gefühl der Entfremdung zwischen ihnen und den meisten Israelis, die sie aufnahmen. Ein deutliches Zeugnis hierfür sind die Worte von Yitzchak Poritz, einem Mitglied des *Kibbuz Afikim*, aus dem Jahr 1947:

»Etwas veranlasst dich, über reine Rechnerei und Berechnungen hinauszuschauen. Es ist der Moment der Begegnung mit diesen Einwanderern von heute. Meine Brüder, die Kinder meiner Mutter, denen es verwehrt war, ins Land zu kommen ... in diesen jungen Burschen aus Kovna oder Schavli sehe ich sie selbst oder ihre Gesandten, in ihre Mäuler legten sie ihre letzten Grüße an ihre Brüder im Land, ihren Aufschrei und ihr Gebet. Daher sind mir diese dem Feuer Entronnenen gar so teuer. Brachten sie mir doch die letzten Grüße von meinem Elternhaus, das vernichtet wurde, von der Wiege meiner Kindheit, die den Flammen zum Opfer fiel. Manchmal vergisst du sogar, dass es sich dabei um Menschen handelt, die für dich gestern und vorgestern noch Fremde waren, die erst heute zu

---

8 Manchmal, zum Beispiel im Fall des Shomer Hazair, auch mit einem gewissen Misstrauen bezogen darauf, welchen Einfluss der Zweite Weltkrieg auf sie ausgeübt haben mochte.

9 Sadeh, Yitzchak, **Rings ums Lagerfeuer** (Hebr.), Hakibbuz Hame'uchad, Tel Aviv 1989, S. 7. Die Ansprache fand 1947 statt.

dir gekommen sind. Du hast das Gefühl, es seien wahre Angehörige, und wenn du dich um sie und ihre Belange kümmerst, ist dir, als seien es deine eigenen Belange, die Belange deiner Familie.«<sup>10</sup>

Mit diesen Worten wirft Poritz Licht auf die Tatsache, dass der Großteil der Menschen im Land in Europa verbliebene Angehörige hatte: Eltern, Geschwister, Cousins. Gefühle der Trauer und großen Sorge um deren Schicksal waren allerorts zugegen. Dazu kamen Schuldgefühle, sie allein gelassen zu haben, Mitleid und auch Scham angesichts dieses anonymen Massentodes. Poritz' Anteilnahme stellt keinen Einzelfall dar. Einige der bedeutendsten hebräischen Schriftsteller aus der Generation der im Land Geborenen gaben ähnlichen Gefühlen Ausdruck. Das ist durchaus erstaunlich, wenn man bedenkt, dass der Großteil von ihnen (im Gegensatz zur vorausgegangenen Autorengeneration) dieses vernichtete jüdische Leben und die Welt der von dort kommenden Überlebenden überhaupt nicht persönlich gekannt hatte. In den Werken von Schriftstellern wie Moshe Shamir und Yigal Mossinson zeigt sich bereits zu einem sehr frühen Zeitpunkt ein gemäßigteres, empathischeres und komplexeres Bild der Überlebenden. Ein Beispiel dafür findet sich in Moshe Shamirs Geschichte **Das zweite Stottern** (1945), die sich mit den Erfahrungen der Überlebenden in einem *Kibbuz* befasste. Das Gleiche gilt für Mossinsons Erzählung **Asche**, die sich einfühlsam in das Seelenleben der Überlebenden Sonja versenkt, die ihre ganze Familie während der *Shoah* verloren hat und an schweren Schuldgefühlen leidet.<sup>11</sup>

Wichtig ist es festzuhalten, dass in jenen Jahren die Kommunikation

---

10 Protokoll der Dritten Konferenz der Jugendleiter von Einwanderergruppen, 1947, Archiv des Kibbuz Hame'uchad, Abteilung zwei, Einwanderung und Integration, Box 11, Akte 2. Das Protokoll enthält zahlreiche weitere Beispiele für ein sensibles Umgehen mit den eingewanderten Überlebenden. So zum Beispiel Mordechai Lipskis Bericht darüber, dass man in seinem *Kibbuz*, Tel Yosef, beschlossen habe, Menschen, die in den Lagern gewesen waren, nicht in Zelten unterzubringen.

11 Shamir, Moshe, »Das zweite Stottern« (Hebr.), aus Tanai, Shlomo und Shamir, Moshe, (Hrsg.), **Sammelband der Freundschaft** (Hebr.), Mossad Bialik, Jerusalem 1992 (Erstveröffentlichung in: **Freundschaftssammlung der neuen Literatur**, 5705 – 1944); Mossinson, Yigal, »**Asche**«, **grau wie ein Sack** (Hebr.), Sifriat Hapo'alim, Tel Aviv 1946. Siehe auch: Hendel, Yehudit, **Es sind andere Menschen**, Sifriat Hapo'alim, Tel Aviv 1950; Nitzan, Shlomo, **Zange in Zange**, Mossad Bialik, Jerusalem 1990 (1956). Siehe auch die Geschichte der Beziehung des bekannten Shoah-Dichters Dinur Yechiel (K-Zetnik) zu seiner israelischen Frau Shoshana Asherman in seinem Buch **Der Konflikt** (Hebr.), Hakibbuz Hame'uchad, Tel Aviv 1987.

zwischen dem *Yishuv* und den Neuankömmlingen einseitig verlief. Die Menschen lauschten den Erzählungen der Überlebenden mit großer Erschütterung, tiefer Trauer und unsäglichem Entsetzen und lasen ihre Geschichten. Unter den Entronnenen gab es solche, die fortwährend redeten, andere schrieben, als würden sie von einem inneren Feuer verzehrt. Zvia Lubetkin drückte es anlässlich einer Konferenz des *Kibbuz Hame'uchad* in Yagur 1946 folgendermaßen aus: »Ich finde keine Worte, um das auszudrücken, was ich in meinem Herzen trage ... ich möchte alle daran teilhaben lassen, schildern, erzählen – damit ihr es hört und euer Urteil fällt.« Jahre später sagte sie: »Seit 1966 verstehe ich es sehr wohl, dieser Katastrophe angemessen Ausdruck zu geben.«<sup>12</sup> Ähnlich klingen auch die Worte von Rozka vor dem Exekutivrat des *Kibbuz Ha'artzi* Anfang 1945: »Ich möchte **die ganze Wahrheit von dort herausschreien, alles, was wir durchgemacht haben, jeder einzelne von uns** – Dinge, von denen ihr so wenig zu wissen begehrt ...«.<sup>13</sup>

Die Berichte der Überlebenden waren so befremdend, so quälend und so jenseits aller Erfahrungen, die die Menschheit bislang gemacht hatte, dass die Botschaft oft nicht so verstanden wurde, wie es die Berichterstatter beabsichtigt hatten.

All das wurde überschattet von den schweren Bedrängnissen der Zeit, die unter dem Zeichen des militärischen und politischen Kampfes um die Gründung des Staates Israel stand. Auch diesem wollten die Überlebenden ihren Stempel aufprägen. Am deutlichsten erkennt man das am Prozentsatz derer, die sich im Unabhängigkeitskrieg dem Militär anschlossen. Etwa die Hälfte der kämpfenden Truppen bestand damals aus *Shoah*-Überlebenden, die erst kurz zuvor ins Land gekommen waren, eine Tatsache, die sich natürlich auch in der Anzahl der Gefallenen widerspiegelt.<sup>14</sup>

In der öffentlichen Debatte und in der Forschung blieben diese dramatischen Zahlen allerdings lange Jahre ohne Echo. Der Unabhängigkeitskrieg galt gemeinhin als Krieg des »Jahrgangs 48«, einer Generation, die im allgemeinen Bewusstsein ausschließlich mit der im

---

12 Lubetkin, Zvia, *In Tagen der Gefangenschaft und des Aufstands* (Hebr.), Hakibbuz Hame'uchad, Tel Aviv 1979, S. 190.

13 Tuvin, Yehuda u. andere (Hrsg.), *Rozka – ihr Kampf, ihre Ideologie und ihre Gestalt* (Hebr.), Sifriat Hapo'alim, Tel Aviv 1946, S. 87-96.

14 Sivan, Emmanuel *Der 48er Jahrgang – Mythos, Profil und Erinnerung* (Hebr.), Verteidigungsministerium, Tel Aviv 1991, S. 73-103.

Land geborenen Jugend, »den mythologischen *Sabres*«, assoziiert wurde.<sup>15</sup>

Erst mit der Veröffentlichung neuer Studien in den beiden letzten Jahrzehnten wurden die demografischen Daten der Kämpfer des Unabhängigkeitskrieges bekannt. Es zeigte sich, wie beachtlich hoch der Prozentsatz folgender Gruppen unter den Kämpfern und Gefallenen war: der Zöglinge der Jugend-*Alija*, die ab Mitte der 1930er ins Land gekommen waren, der Überlebenden, die während des Zweiten Weltkrieges eingetroffen waren, wie auch jener den Vernichtungslagern Entronnenen, mit denen wir uns hier befassen. Ihr wahrer Anteil an den Kämpfern widerspricht sämtlichen stereotypen Vorstellungen, die man bislang über das statistische Verhältnis zwischen Einwanderern und Einheimischen hatte.<sup>16</sup>

Für diejenigen Überlebenden, die bis zum Herbst 1948 ins Land gekommen waren, bot der Eintritt in die Armee die Chance, sich recht schnell einen Weg in die israelische Gesellschaft zu bahnen. Rekrutierung und Einsatz im Kampf hatten somit einen entscheidenden Einfluss darauf, wie lange sich die Einwanderer als Migranten fühlten. Und mehr noch machte sich gleichzeitig unter den Überlebenden das Gefühl breit, im Land »Hausherr« zu sein, und das bereits ab einem beachtlich frühen Zeitpunkt nach ihrer Einwanderung.

In Autobiografien »israelischer« Überlebender gibt es fast immer einen Abschnitt, der dem israelischen Kapitel ihres Lebens gewidmet ist, und darin nimmt die Geschichte ihres Kampfes im Unabhängigkeitskrieg einen Ehrenplatz ein. So zum Beispiel in Mark Hermans Werk **Von den Alpen ans Rote Meer**.<sup>17</sup> Diese Schilderung beleuchtet die Dualität des Lebens der Überlebenden in Israel, eine Existenz, die sich gleichzeitig in

---

15 Zu dieser Vorstellung im zeitgenössischen Bewusstsein, die in den Schilderungen der eingewanderten Soldaten zum Ausdruck kam, siehe z.B.: Gilad, Zerubavel (Hrsg.), **Das Buch des Palmach** (Hebr.), Bet, Hakibbuz Hame'uchad, Tel Aviv 1957, S. 769; Mossinson, Yigal, **In den Dünen des Negev**, Tversky Publishing House, Tel Aviv 1949; Avneri, Uri, **In den Feldern des Eindringens** (Hebr.), Tversky Publishing House, Tel Aviv 1949.

16 Daniel, Gabi, »Peter der Große«, **Igra 2** (Hebr.), Tel Aviv 1986, S. 199-200; Ofer, Dalia, »Einheimische und Neueinwanderer während der Masseneinwanderung« in: Ofer, Dalia (Hrsg.): **Zwischen Einheimischen und Neueinwanderern: Israel zur Zeit der Großen Alija 1948-1953** (Hebr.), Yad Izhak Ben-Zvi Verlag, Jerusalem 1996, S. 7-24.

17 Herman, Mark, **Von den Alpen ans Rote Meer** (Hebr.), Beit Lohamei HaGetaot, Tel Aviv 1958; Menachem Sherman, **Von meinem Elternhaus bis in mein Land**, Verteidigungsministerium, Tel Aviv 1989, et. al.

zwei Welten abspielt: in der israelischen – die eine aktive Teilnahme an der Gestaltung der sich formierenden Gesellschaft fordert – und parallel dazu in der Welt der erlebten Traumata, die auf einer persönlichen und gesellschaftlichen Ebene verarbeitet werden.

Auch Dr. Aryeh Bauminger, der spätere Leiter der »Abteilung für die Gerechten der Welt« der Shoah-Gedenkstätte *Yad Vashem* schreibt darüber.<sup>18</sup> Bauminger, selbst ein Überlebender, kam 1947 ins Land, wo er als Studienrat am Hebräischen Gymnasium von Jerusalem unterrichtete. Dort rief er den ersten Kurs zur Geschichte der Shoah ins Leben, an dem regelmäßig 70 (!) Schüler teilnahmen. Als Bauminger bei Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges zum Militär eingezogen wurde, wurde dieser Kurs eingestellt.

Hinter solchen Aktivitäten steckt einerseits der Wunsch, sich in die israelische Gesellschaft zu integrieren, andererseits das Bestreben, das Leben und die Vernichtung des europäischen Judentums zu erforschen, zu erinnern und zu verewigen. In den beiden folgenden Zeitabschnitten 1948–1952 und 1953–1959 (die hier lediglich als Bezugsrahmen dienen) finden sich diese Aktivitäten der Überlebenden in der israelischen Gesellschaft in einer noch stärker ausgeprägten Form.

### **1948–1959: Massen-*Alija* und Jahre des Einrichtens**

Nach Ende des Unabhängigkeitskrieges waren alle mit dem Aufbau des neuen Staates beschäftigt – auf persönlicher, wirtschaftlicher, demografischer und kultureller Ebene. Die eingewanderten Überlebenden spielten in diesem Prozess eine zentrale Rolle. Abgesehen von ihrem bedeutenden Beitrag zum Entstehen eines militärischen Ethos wandten sich nun nicht wenige von ihnen der Aufgabe zu, einen Ethos der Siedlungsbewegung zu verwirklichen. Innerhalb eines Jahres wurden 53

---

18 *Davar*, 08.10.1947, S. 3. Desgleichen findet sich in den Werken von Malern, die die Shoah schon kurz nach deren Ende in ihren Arbeiten verewigten. Darunter Avigdor Aricha, der unmittelbar nach seiner Befreiung aus einem Lager in Transnistrien zu malen begann – um Zeugnis abzulegen und aus therapeutischen Gründen. Ausführlicheres dazu: Yablonka, Hanna, »Shoah-Überlebende Maler in Israel – ein weiterer Aspekt des Schweigens, das es nicht gab« (Hebr.), in: Almog, Shmuel; Beltman, Daniel; Bankier, David und Ofer, Dalia (Hrsg.), **Die Shoah – Geschichte und Gedenken**, *Yad Vashem* u. Institut für zeitgenössisches Judentum an der hebräischen Universität, Jerusalem 2001, S. 207-235.



Einwanderersiedlungen errichtet.<sup>19</sup> Weiterhin waren die Überlebenden auch an der Gründung Dutzender *Kibbuzim* beteiligt.<sup>20</sup>

In Berichten über amtliche Besuche in den Einwandererdörfern heißt es:

»Akir [heute Bejt Elazari; gegründet von *Shoah*-Überlebenden aus Polen, Anm. d. Aut.], 31.05.1950: Was sollen wir dazu sagen, was erzählen – es übersteigt jede Vorstellungskraft. Die soziale Entwicklung geht weit über die von vielen unserer alteingesessenen Siedlungen hinaus ... sie sind schon heute ohne Instruktor. Einer aus ihren eigenen Reihen wurde zum Leiter gewählt und leistet großartige Arbeit ... Sitriyya, 31.01.1950, Einwanderer aus Zypern: Die Siedlung hat befriedigende soziale Verhältnisse erreicht. Eine unserer guten Siedlungen. Junges Menschenmaterial. Es gibt einen harten Kern von Genossen, die ihren Weg kennen, und es gibt hier **bereits eine Arbeiterkooperative** ... Al-Jiyya, 31.01.1950, Tschechen: 50 Familien – wollen Sie wissen, was Pioniergeist ist? Kommen Sie nach Al-Jiyya und Sie werden mehr als fündig werden.«<sup>21</sup>

1952 unterzeichneten der Staat Israel und die Bundesrepublik Deutschland ein Abkommen über Entschädigungszahlungen. Diese Gelder wurden dem Staat Israel ausdrücklich zum Zweck der Eingliederung von *Shoah*-Überlebenden gewährt, die nach Israel eingewandert waren. Der Löwenanteil der Mittel, die nun ins Land kamen, diente jedoch de facto der wirtschaftlichen Förderung des Staates, der sich entsprechend auf einen Schlag enorm entwickelte. Dieser Prozess führte natürlich auch zu weitreichenden Verbesserungen des israelischen Lebensstandards.<sup>22</sup>

Nur ein Teil der Überlebenden bezog also für seine während der *Shoah* erlittenen Schäden individuelle Reparationszahlungen aus Deutschland. Genaue Daten über die Empfänger dieser Zahlungen gibt es nicht, der

---

19 Entnommen einer Rede von Yitzchak Korn (Generalsekretär der *Moshav*-Bewegung) anlässlich einer Konferenz für Jugendleiter/innen aus Einwandererkooperativen, 14.03.1950, Archiv der Arbeiterpartei, 307, IV, 1-473.

20 Zum Beispiel: Megiddo, Bejt Kama, Ge'aton, Kfar Massarik, Evron, Revivim, Mishmar *Hanegev*. Der *Kibbuz* Lochamei HaGetaot wurde ausschließlich von *Shoah*-Überlebenden ohne einen israelischen »Siedlungskern« (*Garin*) gegründet. Er zählt zu den erfolgreichsten Siedlungen der *Kibbuz*-Bewegung.

21 Berichte über Besuche in Einwandererdörfern, 1950, Archiv der Arbeiterpartei, 307, IV, 1-272. Es gibt eine Vielzahl dieser Berichte.

22 Landsberger, Michael, **Der Einfluss der individuellen Entschädigungszahlungen aus Deutschland auf Konsum und Sparverhalten in Israel** (Hebr.), Bank of Israel, Jerusalem 1969.



Publizist und Journalist Raul Teitelbaum schreibt dazu in seinem Buch **Die biologische Lösung**:

»Insgesamt sowie nach Abzug von Doppelzahlungen oder Überschneidungen beim Erhalt der Gelder beläuft sich die Zahl der *Shoah*-Überlebenden, die bis 2003 von irgendeiner Quelle irgendeine Form der Entschädigung erhalten haben, auf 310.000 Personen. 190.000 von ihnen bezogen eine monatliche Rente aus Deutschland, Israel oder anderen europäischen Staaten. Weitere 120.000 Überlebende erhielten im Lauf der Jahre einmalige Entschädigungszahlungen, vor allem aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Zusammengefasst bedeutet das, dass von den 740.000 *Shoah*-Überlebenden, die es gab und von denen ein Teil noch am Leben ist, nur 42 Prozent irgendeine Entschädigung aus irgendeiner Quelle erhalten haben. 58 Prozent der Überlebenden in Israel verstarben, ohne überhaupt jemals eine Entschädigung bekommen zu haben.«<sup>23</sup>

Bei der Integration der *Shoah*-Überlebenden in Israel gibt es zwei parallele Ebenen: Einerseits brannten diese Neueinwanderer geradezu darauf, »Israelis« zu werden, bzw. das, was sie darunter verstanden, und in den diversen Bereichen des geistigen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens aktiv zu sein (ein Ausdruck dafür war ihr Wunsch, die Häftlingsnummer entfernen zu lassen, die ihnen im Lager auf den Arm tätowiert worden war).<sup>24</sup> Andererseits achteten sie sorgfältig darauf, ihre kollektive Eigenheit wie die Einmaligkeit ihres Erbes und ihrer Mission zu bewahren. Das bezeugen nicht zuletzt Hunderte von Einwandererverbänden, die in den 1950er Jahren je nach Herkunftsstadt, -land oder Tätigkeit während der *Shoah* gegründet worden waren – zum Beispiel der Verband der *Shoah*-Überlebenden Ärzte, der Verband der ehemaligen Lagerinsassen und dergleichen mehr. Diese Verbände waren auch die treibende Kraft für neue Gesetzesanträge. Sie initiierten zum Beispiel 1950 das »Gesetz zur Bestrafung von Nazis und Nazi-Helfern«, 1954 das »Gesetz der Invaliden aus dem Krieg gegen die Nazis« und das »Gedenktagsgesetz für *Shoah* und Heldentum«.<sup>25</sup> Desweiteren waren die

---

23 Teitelbaum, Raul, **Die biologische Lösung – wie die Schoah „wiedergutmacht“ wurde**, (Hebr.), Hakibbuz Hame'uchad, Tel Aviv 2008, S. 112

24 An die *Alija*-Komitees des Arbeiterverbands von Brechman, *Alija*abteilung, Ressort Ärztliche Versorgung, 20.07.1946, Archiv der Arbeiterpartei, 235, VI, 2595.

25 Yablonka, Hanna, **Was erinnern und wie? Überlebende der Shoah und die Gestaltung des Wissens darüber** (Hebr.), in Shapira, Anita; Reinhartz Yehuda, und Harris, J. (Hrsg.), **Zeitalter des Zionismus**, Zalman Shazar Center, Jerusalem 2000, S. 297-317.

Überlebenden auch aktiv an der Gründung und Leitung von *Yad Vashem* (*Yad Vashem The Holocaust Martyrs' and Heroes Remembrance Authority*) und des *Museums der Ghettokämpfer* beteiligt.<sup>26</sup>

In den 1950er Jahren zeigt sich bei den *Shoah*-Überlebenden in Israel auch eine rege Beteiligung am kulturellen Leben des Landes, die sich vor allem auf Kunst und Literatur konzentrierte. Angesichts der Notwendigkeit, zunächst die hebräische Sprache zu erlernen und zu beherrschen, ist der Beitrag dieser Autoren ab Beginn der 1950er und in den 1960ern sehr beachtlich.

Vierzig Jahre später schildert der Schriftsteller und Überlebende Aharon Appelfeld mit großer Wehmut die Ankunft der Überlebenden in der israelischen Kultur:

»Ich war sehr aufgewühlt von dem, was einst gewesen war und nun nicht mehr existierte ... diese Gefühle der Sehnsucht jedoch blieben völlig verborgen. Bewusst im Vordergrund stand der Wille, im Land Wurzeln zu schlagen, ‚einer von ihnen‘ zu werden. Dadurch entstand eine Spaltung der Persönlichkeit, die dadurch zu einer doppelten Persönlichkeit wurde ... alle, die meiner Generation angehörten, entwickelten solch eine Doppelpersönlichkeit – eine Persönlichkeit, die von einem anderen Ort her lebte, von anderen Wurzeln genährt wurde, einer anderen Sprache, einer anderen Landschaft, anderen Erfahrungen. Hier hingegen wirkte eine zweite Persönlichkeit ... sie lebte im *Kibbuz* ... kämpfte in der Armee ... ehrlich gesagt wussten wir nicht, welcher Teil der wichtigere war – der, den wir hinter uns gelassen hatten, oder der, der hier lebte. Wir gewöhnten uns an das zionistische Ethos und machten es zu unserem, der verborgene Teil jedoch wurde weiterhin in eine ganz andere Richtung gezogen ... die Gesellschaft hier war ideologisch geprägt und forderte auch von diesen jungen Menschen, die ins Land gekommen waren, bewusst oder unbewusst, mit mehr oder weniger Nachdruck, sich zu verändern. Der Wunsch nach Verwandlung kam jedoch nicht von außen, er kam von innen ... der Wunsch, in *Erez Israel* zu sein, mit Leib und Seele hier zu sein, kam von innen und war viel stärker als die Forderung, die von außen herangetragen wurde, und deshalb war auch die Verdrängung soviel stärker. Ich sage ‚Verdrängung‘, werde jedoch sogleich ein weiteres Wort

---

26 Stauber, Ronny, **Lehre für eine Generation – Shoah und Heldentum im öffentlichen Denken Israels in den Fünfziger Jahren** (Hebr.), Yad Izhak Ben-Zvi Verlag, Jerusalem 2000, S. 157-262.

hinzuzufügen – ‚Verflachung‘.

Ein Großteil meiner Altersgenossen entwickelte eine sehr oberflächliche Persönlichkeit, weil sie ihre eigene Geschichte verdrängten, die *Shoah* verdrängten. Ihr Elternhaus ... sie haben ihr Leben verflacht und sich den Tiefen ihrer eigenen Seele entfremdet. Sie sind sprachlos, weil sie ihre authentische Sprache durch die Landessprache ersetzt haben. Diese Verflachung der Persönlichkeit betrifft eine ganze Generation ... und ich weiß, dass es sich dabei potenziell um Menschen handelt, die zu einer echten Verbindung mit ihrem Innenleben fähig gewesen wären. Sie haben ihren Horizont verengt, ihren Wortschatz begrenzt und ihr Vokabular in ein politisches oder soziologisches verwandelt. Es gibt unter meiner Generation nur sehr wenige, die literarisch tätig wären ... sie befassen sich mit allem möglichen, jedoch kaum mit der Literatur.«<sup>27</sup>

Appelfeld ist der Überzeugung, wie immer die israelische Erfahrung auch geartet gewesen sein mochte, bei den meisten seiner Zeitgenossen habe sie jede andere erlebte Erfahrung überschattet. Das Ignorieren von allem, was ihrem israelischen Leben vorausgegangen war, habe die Sprache der Überlebenden ruiniert. Es scheint, als ginge Appelfeld dabei mit den Angehörigen seiner Generation zu hart ins Gericht. Denn ungeachtet der Tatsache, dass der Erwerb einer Sprache in ihrer ganzen Vielschichtigkeit immer zu den schwierigsten Prozessen bei der Integration in eine neue Gesellschaft zählt, ist es nicht wenigen der eingewanderten Überlebenden gelungen, sich dieser Sprache zu bemächtigen. In den 1950ern veröffentlichte Uri Orlev sein Buch **Die Bleisoldaten**, Abba Kovner **Von Angesicht zu Angesicht** und Ben-Zion Tomer sein erstes Bühnenstück **Kinder des Schattens**.<sup>28</sup> Das leuchtendste Beispiel der Literatur jener Jahre ist jedoch Ephraim Kishon, ein überlebender Immigrant aus Ungarn, der schon bald eine satirische Kolumne in der auflagestärksten Tageszeitung

---

27 Appelfeld, Aharon, »Worte zum Dialog von Schriftstellern«, aus: **Das erste Jahrzehnt** (Hebr.), S. 360-361.

28 Kovner, Abba, **Von Angesicht zu Angesicht** (Hebr.), Band A: Die Wegkreuzung; Band B: Die Stunde Null, Sifrijat Hapo'alim, Tel Aviv 1953 bis 1955; Tomer, Ben Zion, **Kinder des Schattens**, Amikam Verlag, Tel Aviv 1963. Ephraim Kishon wanderte 1949 nach Israel ein, sein erstes Buch hieß **Der Einwanderer, der uns auf die Nerven geht** (Hebr.), Alexander Verlag, Tel Aviv 1952. Dieses Buch wurde zuerst auf Ungarisch veröffentlicht und dann ins Hebräische übersetzt. Es schildert die Erlebnisse eines Einwanderers in Israel und kritisiert die Lebensumstände dort. Bereits ab 1952 schrieb er in *Ma'ariv* seine tägliche Kolumne »Chad Gadjä« (Ein Lämmchen).

des Landes schrieb – dem *Ma'ariv*. Darin analysierte er die Abgründe der israelischen Gesellschaft und ihres Establishments mit unerbittlich scharfem und kritischem Blick. Damit bereicherte er zugleich die hebräischen Sprache, die er sich erst wenige Jahre zuvor angeeignet hatte, um neue Wortschöpfungen und hauchte ihr damit neues Leben ein.

All das zeugt von einem aktiven und entschlossenen Vordringen in die tiefsten Schichten der entstehenden israelischen Kultur und ihrer Gestaltung von innen heraus – einer Struktur also, die sich von Appelfelds Analyse wesentlich unterscheidet. Ähnliches ist in den 1950er und 1960er Jahren auch unter den überlebenden Malern zu beobachten. Viele von ihnen genossen eine breite öffentliche Anerkennung, die ihren Einfluss sogar noch verstärkte.

In den 1950er Jahren kristallisierte sich in Israel eine Gruppe von Malern heraus, von denen die meisten Überlebende waren. Obwohl sie nur selten gemeinsam ausstellten und auch kein gemeinsames Manifest besaßen, hoben sie sich als Kollektiv dennoch von den anderen israelischen Malern ab. Charakteristisch waren ihre gegenseitige Wertschätzung und ihr Kampf gegen die Institutionen und Personen, die damals in der Malerei tonangebend waren. Darüber hinaus erschufen sie eine Art symbolisches Wegzeichen, in dessen Fokus das Land Israel stand, und noch wichtiger: die jüdische Tradition. Zu den Malern dieses Genres zählten unter anderem Naftali Bezem, Avraham Ofek, Shraga Weil, Pinchas Shaar und Samuel Beck.<sup>29</sup> Zentrale Motive ihrer Werke waren die Erfahrungen als Flüchtling, die Einwanderung ins Land und der Übergang von *Shoah* zur *Tkuma*. Zwei Grundpfeiler ihres Schaffens verdienen an dieser Stelle besondere Beachtung: die Bewertung der *Shoah* als nationale Tragödie und damit einhergehend die Definition ihrer Mission als überlebende Maler, mittels der *Shoah* eine gemeinsame öffentliche Identität zu stiften. Eine Identität, die mit der Tradition ihres Elternhauses und den Symbolen des Judentums, wie dem jüdischen *Shtetl*, verbunden ist. Wieder zeigt sich hier jener bereits genannte Dualismus, bestehend aus einem bewussten Festhalten an der Vergangenheit und einem Zelebrieren der neuen israelischen Identität. Man könnte sogar sagen: Man greift auf die Vergangenheit zurück, um dadurch das nationale Bewusstsein in der Gegenwart zu stärken.

Besonders wichtige Beispiele sind in diesem Zusammenhang die

---

29 Weitere Vertreter sind u.a.: Yehuda Bacon, Yossi Stern, Moshe Bernstein, Paul Kor, Avigdor Aricha, Dan Reisinger. Siehe auch Fußnote 18.

Maler Samuel Katz und Kariel Gardosh (Dosh).<sup>30</sup> Diese Künstler leugneten das Kapitel der *Shoah* in ihrem Leben durchaus nicht, stellten es jedoch als Schöpfer an den Rand ihres künstlerischen Wirkens, dessen Schwerpunkt die *Tkuma*, die Neugeburt im israelischen Kontext war. Katz' wichtigste Arbeit zu diesem Thema sind die Illustrationen für Yigal Mossinsons Serie **Chassamba**, eine Buchreihe, die unter anderem als »in der israelischen Jugendliteratur bedeutendstes Kultbuch aller Zeiten« definiert wurde.<sup>31</sup> Diese Serie mit ihrem patriotischen Ethos formte bei vielen Menschen im Land die Vorstellung vom mythologischen Israeli – in Gestalt ihres Protagonisten Yaron Zahavi.

Den größten Beitrag von allen leistete in dieser Hinsicht jedoch Dosh, selbst ein *Shoah*-Überlebender und Einwanderer, durch die Schöpfung *Sruliks*. Diese Figur eines typischen Israelis –, halb Kind, halb Mann, mit der dreieckigen *Tembel-Mütze* und der vorwitzig herauslugenden Locke, mit den kurzen Hosen, den biblischen Sandalen, der Stupsnase und dem immer selben Gesichtsausdruck, einer Mischung aus Naivität und Erstaunen, wie der Anflug eines Lächelns. Dosh, dessen ultimatives Symbol des neuen Israelis weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt wurde, definierte das Phänomen selbst wie folgt:

»Wir sind in etwas gefangen, zu dessen Entstehen wir selbst beigetragen haben ... die israelische Öffentlichkeit hat die alte jüdische Komik in unserem Werk schnell entdeckt und war uns sehr dankbar dafür, dass wir sie mit nach Hause gebracht haben, ohne Selbsthass und ohne die Verzweiflung des Ghettos. Aber es gibt auch den anderen Aspekt: den Geist des neuen Israel, der uns geprägt hat und uns ermöglicht hat, das Bild zu vervollständigen. Wir gehören hierher und wir sind sehr glücklich, vielleicht sogar zu glücklich, um dieses zweidimensionale Schaffen über längere Zeit hinweg fortsetzen zu können. Die Anzeichen der Gefahr sind bereits zu erkennen. So passierte es mir erst unlängst, dass Menschen auf mich zukamen und sich erkundigten: Woher kommen Sie eigentlich?«<sup>32</sup>

Kishon sagte über Dosh:

»Seine Stärke: die Aussagekraft seiner Ideen, seine Sprache: die

---

30 Drei weitere wichtige Künstler in dieser Gruppe sind Paul Kor, Dan Reisinger, später Israel-Preisträger, und Zeev (Yaakov Farkas), lange Jahre Karikaturist der Zeitung *Ha'aretz*. Siehe auch Fußnote 18.

31 *Yedioth Ahronoth*, Beilage »Sheva Lejlot«, 24.11.2006, S. 4.

32 Gardosh, Kariel, *Diese lustigen Ungarn*, Akte Dosh, Tel Aviv Museum.

Sprache der Symbole. Dosh hat – nach langem zögerlichen Tasten – eine reiche Symbolsprache erfunden, die, bis er hier auftauchte, im Land gefehlt hat und die nun vor unseren Augen zu einem nationalen Wert und zum Besitz des ganzen Volkes wird.«<sup>33</sup>

Besser kann der einzigartige kulturelle Prozess, der mit der Ankunft der Überlebenden in Israels Geistes- und Kulturwelt seinen Anfang nahm, kaum gewürdigt werden. Die Atmosphäre, von der das Land in den 1950ern geprägt war, ermöglichte es diesen Einwanderern, ihre innere Welt zum Ausdruck zu bringen und dadurch auf die Gestaltung der entstehenden israelischen Identität einzuwirken. Ganz offenbar hat es in keinem der anderen Einwanderungsländer von *Shoah*-Überlebenden ein vergleichbares Phänomen gegeben. Wir werden im Weiteren noch sehen, wie sehr die Überlebenden der israelischen Gesellschaft ihren kollektiven Stempel aufgedrückt haben – indem sie auf den Gestaltungsprozess dessen einwirkten, was als »typisch israelisch« gilt. Im dritten Zeitabschnitt sollen dann auch »ganz gewöhnliche« Überlebende ins öffentliche Bewusstsein vordringen, die in der israelischen Gesellschaft zentrale gesellschaftlich-kulturelle Aufgaben übernommen haben.

### **1960–1966: Antlitz und Brücke**

Diese Epoche begann mit der Gefangennahme Adolf Eichmanns am 23. Mai 1960, einem Ereignis, das die israelische Öffentlichkeit erschütterte. Zu diesem Zeitpunkt stellten die Überlebenden etwa ein Viertel von Israels Gesamtbevölkerung dar. In jenen Jahren waren die *Shoah*-Überlebenden bereits Teil der israelischen Gesellschaft, der Großteil der Neueinwanderer kam jetzt aus Nordafrika. Während dieser dritten Phase ging es für die Überlebenden vor allem um die Integration ihrer beiden Identitäten: ihrer israelischen Identität und der Last, die sie aus den Tagen des Zweiten Weltkriegs und der *Shoah* mit sich trugen. Infolge des Eichmann-Prozesses und der vor Gericht geleisteten Zeugenaussagen von Überlebenden verwandelte sich die *Shoah* schließlich in ein zentrales Element der nationalen Identität der Israelis.

Nathan Alterman, der einflussreiche Lyriker, schrieb im Verlauf des Prozesses, dieser habe den Hunderttausenden von *Shoah*-Überlebenden in Israel »ein Antlitz« verliehen.

---

33 Gardosh, Kariel, 220 **Karikaturen** (Hebr.), Carni, Tel Aviv 1956, Vorwort von Ephraim Kishon, S. 3-4.

»Wir alle wussten, dass in unserer Mitte Menschen aus **jener Welt** umhergingen. Tag für Tag begegneten wir ihnen auf der Straße, in den Büros, in die uns unsere Beschäftigungen führten, in Läden, auf dem Markt, bei Versammlungen. Auf dem Arm jenes Beamten, der uns über den Schalter hinweg ein Formular entgegenstreckte, auf dem Arm des Handwerkers, der sich über seine Werkbank beugte, auf dem Arm der Schaffnerin, die uns im Bus das Wechselgeld reichte, enthüllte sich mitunter plötzlich die oberhalb des Handgelenks **eintätowierte Zahl** bläuliche Ziffern, die mit dem matten Blau des Adergeästs zu verschmelzen schienen, diese lange Zahl, die nie verblasste. Wir wussten, dass es in unserer Mitte Männer und Frauen aus jener Welt gab, aber dennoch war es, als hätten wir jene vereinzelt, fremden und anonymen Menschen, an denen wir unzählige Male vorübergegangen waren, erst im Verlauf jenes so furchtbaren und ungeheuerlichen Prozesses, als immer mehr Zeugen von dort einer nach dem andern in den Zeugenstand traten, wirklich wahrgenommen. Nun nahmen wir sie in ihrer Gesamtheit wahr und erkannten plötzlich und deutlich, dass es sich bei diesen Gestalten nicht nur um eine Ansammlung von Individuen handelte, sondern um eine grundlegende Wesenheit, deren Form und Charakter wie das Grauen ihrer über Leben und Natur hinausreichenden Erinnerungen ein unlösbarer Teil des Charakters und der Form jenes lebendigen Volkes waren, dem wir angehörten ... einzig mit dem jüdischen Volk ist die Gestalt dieser Menschen heute verwoben und verflochten, und das als normales, alltägliches Element des **gesellschaftlichen Gefüges**. ... Es war der Jerusalemer Prozess, der diese Kennmarke zu einer der fundamentalen Tatsachen des nationalen jüdischen Seins erklärte und als solche bloßlegte.«<sup>34</sup>

Diese Worte sind von doppelter Bedeutung. Zum ersten Mal begriff man, dass die Überlebenden, bisher fast ausschließlich in die Kategorie »Neueinwanderer« eingestuft, ein Teil der Geschichte der *Shoah* waren. Bis zu jenem Zeitpunkt war das den ominösen »sechs Millionen« als Exklusiverbe vorbehalten gewesen. Durch den Eichmann-Prozess wurden auch die Überlebenden mit der *Shoah* in Verbindung gebracht und somit zum ersten Mal auf beiden Ebenen ihres israelischen Daseins anerkannt. Als eine der unmittelbaren Folgen begann man, in den Überlebenden auch die Bevölkerungsgruppe zu sehen, die befähigt war, eine Brücke

---

34 Alterman, Nathan, »Antlitz«, *Davar*, 09.06.1961, S. 2.



zur vernichteten Diaspora zu bauen. Sie allein konnte den namen- und gesichtslosen Toten den »Segen der Erinnerung« schenken, mit dessen Hilfe »diese wieder zum Leben erwachen, deutlich wie ein Schrei in der Nacht im Gedanken der Menschenkinder«<sup>35</sup>.

Die Reaktion der Überlebenden auf diese Entwicklungen war überaus heftig. Sie hatten inzwischen nicht nur materiell Fuß gefasst und ihren Platz in der Mitte des politischen und kulturellen Geschehens eingenommen, sie waren nicht nur öffentlich präsent, auch ihr Erbe als Träger der Erinnerung an die *Shoah* und deren Opfer wurde nun anerkannt. Sowohl individuell wie auch als Kollektiv nahmen sie es mit großem Selbstbewusstsein auf sich, als Brücke zu dienen – zwischen den Millionen ermordeter Juden, deren Leben und deren Vermächtnis und den israelischen Juden, zwischen der verpönten Diaspora und der israelischen Gesellschaft.

Deutlich wird diese Haltung bereits anhand von zwei Jugenddelegationen, die 1963 nach Polen entsandt wurden. Ein weiteres überzeugendes Beispiel dafür ist der Erfolg von Yosef Galon, einem Überlebenden aus dem ehemals ungarischen *Sighet*. Er schuf neue Wege zur Gestaltung einer Erinnerungskultur für die *Shoah*, deren Einfluss weit über die Grenzen des Städtchens Dimona hinausreichte, wo er sein Werk begonnen hatte.

### **Jugenddelegationen nach Polen**

Unabhängig voneinander gaben Fredka Mazia, eine Überlebende aus Sosnowitz, Pädagogin und Zeugin im Eichmann-Prozess, und Dr. Leo Bernstein, der Vorsitzende des Partisanenverbandes, den Anstoß zur Entsendung von Jugenddelegationen nach Polen. Beide definierten in ihren Programmen identische Ziele: »Um uns selbst und der Welt die fortwährende Identifizierung der jüdischen Jugend mit dem vernichteten europäischen Judentum zu demonstrieren.«<sup>36</sup>

Die erste Delegation, 18 Jugendliche im Alter von 17 bis 22, brach 1965 auf. Das Bildungsministerium beschloss, das Projekt fortzusetzen, und 1966 machte sich eine zweite Delegation mit 30 Mitgliedern auf den Weg. Ihr Ziel wurde folgendermaßen definiert: »Die Begegnung mit *Shoah*-

---

35 »Maariv-Tagebuch« (Hebr.), *Ma'ariv*, 10.05.1961, S. 10.

36 Fredka Mazia an Yosef Shochat, stellvertretender Leiter des Bildungsministeriums, 10.03.1965, israelisches Staatsarchiv, Pädagogik, Akte 4782/25/6/48; in derselben Akte, Dr. Bernstein an Shochat, 29.03.1965.



Überlebenden und jüdischen Jugendlichen, sowie der Besuch von Stätten, die mit dem jüdischen Leben in der Vergangenheit und in der Gegenwart verbunden sind.«<sup>37</sup> Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Israel und Polen nach dem Sechstagekrieg stoppte dieses pädagogische Projekt, das jedoch in den 1980ern in weitaus größerem Umfang fortgesetzt werden sollte.

Diese Initiative ist ein erster Hinweis auf den Zusammenhang zwischen dem Wunsch, das jüdische Bewusstsein bei den Jugendlichen zu festigen und eine Beziehung zum Schicksal des jüdischen Volkes während der *Shoah* herzustellen. Man kann sie also durchaus als Beginn jenes Prozesses betrachten, in dem die *Shoah* in der Gestaltung der Identität der israelischen Jugend eine zunehmend zentrale Stellung einnimmt. Die Überlebenden spielten in diesem Zusammenhang in den 1960ern und als Begleiter der Expeditionen ab den 1980ern eine bedeutende Rolle. Mir scheint, diese Initiativen lassen bereits – ebenso wie weitere Elemente, darunter die Wartezeit vor dem Sechstagekrieg und die traumatische Erfahrung des Yom-Kippur-Kriegs – das Gefühl der Israelis erkennen, dass ihr Schicksal eng mit den Geschehnissen der jüdischen Diasporageschichte verbunden ist.<sup>38</sup>

### **Yosef Galon und das *Shoah*-Gedenken in Dimona**

1963 wurde Yosef Galon, ein 1946 ins Land gekommener Überlebender aus der ehemals ungarischen Stadt *Sighet*, zum Vorsitzenden des Kommunalrates von Dimona ernannt, dessen Bevölkerung zu zwei Dritteln aus Nordafrika stammte. Zuvor hatte er dasselbe Amt in Yokneam inne.<sup>39</sup> Im Rahmen seines Amtes suchte er die Begegnung mit verschiedenen Bevölkerungsgruppen, darunter auch Jugendlichen, die sich der *Shoah* kaum bewusst waren. Es war Galon ein Herzensanliegen »die Erinnerung an *Shoah* und Heldentum ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu bringen.«<sup>40</sup>

---

37 Von Yitzchak Frishman an den Leiter des staatlichen Kollegs für Lehrer und Kindergärtnerinnen [in Deutschland würde man von Erzieherinnen sprechen] aus dem Bildungsministerium, 11.05.1966, Israelisches Staatsarchiv, Pädagogik, Akte 782/25/6/48.

38 Siehe: Feldman, Jackie, »**Meine Brüder suche ich**«: israelische Jugendexpeditionen nach Polen auf den Spuren der *Shoah*, Dissertation für den Dr. Phil., Hebräische Universität Jerusalem, 2000.

39 Yosef Galon, öffentliche Ämter, Archiv der Stadt Dimona (im Folgenden: Archiv Dimona).

40 Yosef Galon an Frau Rifka Erez, Josephthal-Schule Dimona, 19.04.1966, Archiv

Daher plante er ein ganzes Jahr lang gemeinsam mit einer Reihe von Persönlichkeiten und mithilfe von städtischen Institutionen die Veranstaltungen des Gedenktages an die *Shoah*. Am *Shoah*-Tag 1965 fanden sie schließlich im Saal des Kinos »Gil« statt. Dem Besitzer hatte Galon zuvor klargemacht: »Am Vorabend des *Shoah*-Tages sind Unterhaltungsprogramme verboten.«<sup>41</sup> In einem Schreiben an das *Habimah*-Nationaltheater ein Jahr später erklärte Galon, wie wichtig die Veranstaltung in der Stadt Dimona sei und welche Bedeutung sie für die örtliche Bevölkerung habe:

»Wie Sie wissen, veranstaltet jede Kommunalverwaltung nach dem *Shoah*-Gedekgesetz alljährlich eine *Shoah*-Gedenkveranstaltung. **In Siedlungen wie Tel Aviv und ähnlichen ist das leicht, da ein Großteil des Publikums von der *Shoah* betroffen war** (zu unserem Leidwesen). Anders verhält es sich in der Peripherie, wo die Mehrheit der Bevölkerung aus Ländern stammt, die mit dieser ganzen Hölle nichts zu tun hatten, so dass es schwer ist, den Menschen diese verständlich zu machen. Vor einem Jahr habe ich recht erfolgreich einen Gedenkabend für *Shoah* und Heldentum organisiert, indem ich das Thema mithilfe von Inszenierungen dargestellt habe. Diese darstellerische Form erreichte ihr Ziel. Noch Wochen nach der Vorstellung kamen Jugendliche und Erwachsene aus den unterschiedlichsten Bevölkerungsschichten zu mir, die einen, um zu danken, andere, um zu fragen, ob sich diese Dinge tatsächlich zugetragen hätten.«<sup>42</sup>

Im September 1966, zu Beginn des neuen jüdischen Jahres, schrieb Yosef Galon an die Lehrer in Dimona: »Doppelt und dreifach entzieht sich das Volk dessen Nachwirkungen ... ein großer Teil der israelischen Bevölkerung weiß gar nichts über die *Shoah*.« Im Oktober rief er eine Sondersitzung zum Thema (!) zusammen und forderte das Lehrpersonal auf, sich aktiv an der Vorbereitung der Gedenkveranstaltung zu beteiligen.<sup>43</sup> Zum Programm gehörte eine vom Museum der Ghettokämpfer geliehene

---

Dimona. Auch das Yad-Vashem-Institut hielt Ende der 1950er und Anfang der 1960er landesweit Hunderte von *Shoah*-Gedenkveranstaltungen ab. Siehe: *Yediot Yad Vashem*, 17./18. Dezember 1958. Das Institut war damals, im Gegensatz zu seiner Orientierung in späteren Jahren, noch weitgehend dezentral organisiert.

41 Yosef Galon an das „Gil“-Kino Dimona, 15.03.1965, Archiv Dimona.

42 Yosef Galon an die Leitung des *Habimah*, 02.10.1966, Archiv Dimona.

43 »Sehr geehrte Damen und Herren«, Schreiben von Yosef Galon, 19.09.1966, Archiv Dimona.

*Shoah*-Ausstellung, die schon zwei Tage zuvor im Eingangsbereich des Kinos eröffnet wurde. Sie wurde von 3000 Menschen besucht ... »und für Dimona ist das eine ganze Menge.«<sup>44</sup>. Die Zeremonie umfasste das Zünden von Kerzen, das *Yiskor*-Gedenkgebet für die Toten, ein Traktat über *Shoah* und Heldentum, Ansprachen von Galon selbst und den beiden Rabbinern der Stadt. Die Gedenkfeier wurde mit der israelischen Nationalhymne *Hatikva* beendet.<sup>45</sup>

Aus den Aufzeichnungen, die Galon über diesen Teil seines Wirkens hinterließ, geht hervor, dass seine Zielgruppe dabei vor allem die orientalischen Juden in Dimona waren, denen er ein *Shoah*-Bewusstsein nahe bringen wollte. So schrieb er an Zvi Shneer, einem Mitbegründer des Museums der Ghettokämpfer, in einem Dankesbrief für die zur Verfügung gestellte Ausstellung:

»Ich habe dabei gerade die Reaktion der Jugendlichen orientalischer Herkunft und der im Land Geborenen beobachtet, die nichts von der *Shoah* wissen. Sie waren zutiefst beeindruckt, was sich auch bei der Veranstaltung zeigte, die wir organisiert hatten ... die Beteiligung war enorm (zu unserem Bedauern konnten wir wegen Platzmangels nicht alle einlassen), die Identifizierung vollständig.«<sup>46</sup>

In diesem Sinn schrieb er vor der Gedenkveranstaltung des Jahres 1969 auch an Gideon Hausner (Chefankläger im Eichmann-Prozess – Anm. Hg.) den er bat, als Gastredner aufzutreten:

»Dimona ist eine Kleinstadt, in der die meisten Einwohner aus islamischen Staaten stammen. Dennoch haben wir in den vier letzten Jahren einen angemessenen Weg gefunden, dieser Bevölkerung das Bewusstsein des Gedenkens einzuimpfen, so dass wir bei den jährlichen *Shoah*-Gedenkveranstaltungen hohe Teilnahmezahlen verzeichnen können.«<sup>47</sup>

In Dimona fing also sozusagen alles an. Und Yosef Galon wurde später der Berater für *Shoah*-Gedenkveranstaltungen im ganzen *Negev*. 1968

---

44 Yosef Galon an Zvi Shneer vom *Kibbuz* Lohamei HaGetaot, 20.04.1966, Archiv Dimona.

45 Yosef Galon an den Schauspieler Shamaï Rosenblum, 02.10.1966, Archiv Dimona. Raphael Klatskin, einer der führenden Schauspieler des *Habimah*, erklärte sich bereit, einen lokalen Regisseur, der in Polen an Ida Kaminskys Jiddischem Theater gearbeitet hatte, bei der Veranstaltungsregie zu unterstützen.

46 Zur Anmerkung 44: Galons Schreiben lag eine Summe von 100 Lira bei, eine Spende an das Museum.

47 Yosef Galon an Gideon Hausner, 06.02.1969, Archiv Dimona.

verwies *Yad Vashem* Kommunen aus dieser Region an Galon, um von ihm die Konzipierung von *Shoah*-Gedenktagen zu lernen.<sup>48</sup> Die Veranstalter des *Shoah*-Gedenktages in Dimona wurden eingeladen, in Arad, Aschdod, Bat Yam, Ramle und sogar in Tel Aviv<sup>49</sup> aufzutreten. Somit wurde Dimona in der gesamten Region zum Botschafter für die Gestaltung des *Shoah*-Gedenkens.

Der Wunsch, die orientalischen Jugendlichen an diesem Gestaltungsprozess zu beteiligen, wurde auch unter Pädagogen laut, die sich in Folge des Eichmann-Prozesses mit Gedenkprojekten befassten. In einem Programm, das 1964 von einer Kommission des Bildungsministeriums veröffentlicht wurde – zu deren Mitgliedern Chanoch Rinott, Gideon Hausner und Yaakov Sarid zählten –, hieß es, der Zweck dieser Gedenkprojekte sei »einerseits mehr Identifikationsmöglichkeiten zu bieten, andererseits das besagte Thema (*Shoah*) für den regulären Schulunterricht vorzubereiten.« Besondere Aufmerksamkeit soll dabei „den Gemeinden der orientalischen Ethnien gewidmet werden ...; schwerpunktmäßig wird das kulturelle, gesellschaftliche, geistige und wirtschaftliche Schaffen vor der Zerstörung behandelt«. <sup>50</sup>

In diesen nationalen Konsens, der aufgrund des Eichmann-Prozess entstanden war, sollten also nun auch die Ethnien des Landes einbezogen werden, für die die *Shoah* nicht unmittelbar mit der eigenen Biografie zu tun hatte – zweifellos jedoch hatte der Prozess sogar auf sie seinen Eindruck hinterlassen. Auffallend ist die zentrale Stellung der Überlebenden in diesem Zusammenhang – sei es als Berater in der Vorbereitung oder auch in ihrer Rolle als Zeitzeugen, um die Schüler emotional anzusprechen.

Auch wenn die Geschichte von Dimona einzigartig ist, so gab es doch im Gesamtkontext der israelischen Kultur des *Shoah*-Gedenkes in jener Epoche zahlreiche Gedenkveranstaltungen auf Initiative von Überlebenden, die sowohl den Wunsch als auch eine Mission hatten, die Jugend zur Befolgung des Gebotes *Sachor*, der Wahrung des Gedenkens, zu erziehen. Sie gaben den Anstoß zu Denkmälern, Museen, pädagogischen

---

48 Yosef Galon an die staatliche Rundfunkanstalt *Kol Israel*, 24.05.1968, Archiv Dimona.

49 Yosef Galon an Benjamin Armon, Leiter der *Yad-Vashem*-Abteilung für Gedenken und Information, 25.03.1968, Archiv Dimona. *Yad Vashem* gewährte Galon im selben Jahr sogar eine finanzielle Unterstützung von 400 Lira.

50 Beratungsgespräch über das Projekt »Schulen adoptieren Gemeinden«, 20.04.1964, Israelisches Staatsarchiv, Erziehung, Akte Gimmel Lamed 4767/22/6/3.

Aktivitäten sowie umfangreichen Dokumentationen.<sup>51</sup>

Man kann also sagen, dass der Eichmann-Prozess sowohl auf die Überlebenden als auch auf die israelische Gesellschaft einen starken Einfluss hatte. Er hob den Stellenwert der *Shoah* in der Gesellschaft maßgeblich an. Das hatte aber auch mit der öffentlichen Gefühlslage vor dem Sechstagekrieg zu tun, einer Zeit des angsterfüllten Wartens, aber auch jener während des Yom-Kippur-Krieges von 1973, die von Versagen und Verlust geprägt war. Die öffentliche Stimmung jener Jahre bot den geeigneten Nährboden für einen wiederholten und tiefschürfenden Diskurs über die Besonderheit der jüdischen Existenz, zu der auch die Beziehung zwischen den Juden und ihren Nachbarn sowie die frühere und gegenwärtige Haltung der Welt ihnen gegenüber zählten. In der 1970ern und 1980ern verstärkte sich der Einfluss der Überlebenden auf die Gestaltung des *Shoah*-Gedenkens, der *Shoah*-Forschung und das israelische Bildungswesen. Dieses Engagement wurde von der gesellschaftlichen und politischen Realität in Israel noch weiter gefördert.

### Zusammenfassung

Auf der ersten Seite des Buches von Benny Wirzberg, eines in Hamburg-Altona geborenen *Shoah*-Überlebenden, **Vom Tal des Tötens nach Sha'ar Hagaj**,<sup>52</sup> finden sich zwei Widmungen, die die beiden Identitäten des Autors offenbaren: »Ein Grabstein im Gedenken an meinen teuren Vater und meine teure Mutter, die in Auschwitz ermordet wurden, und ein Denkmal für meine Freunde, die im Unabhängigkeitskrieg gefallen sind.« Das Buch, eine der ersten Autobiografien, die in Israel veröffentlicht wurden, räumt der Erfahrung der *Shoah* und der Einwanderung nach Israel den gleichen Raum ein wie dem Fußfassen in der Gesellschaft.

Die Geschichte der Überlebenden in Israel ist die außergewöhnliche Geschichte einer großen Gruppe von Immigranten, die von einem Trauma geprägt waren, das bislang in der gesamten Menschheitsgeschichte ohne Beispiel war. Kaum in dem eben gegründeten Staat angekommen, wurden sie bereits in der ersten Generation zu Gestaltern von dessen nationaler Kultur. Die Geschichte der Überlebenden in Israel ist zugleich auch die Geschichte von gerade angekommenen Migranten, die ihre Katastrophe in konstruktive Energie umsetzten und die traumatischen Ereignisse ihrer

---

51 Yablonka, Hanna, »Was erinnern und wie?«

52 Wirzberg, Benny, **Vom Tal des Tötens nach Sha'ar Hagaj**, Massada, Ramat Gan 1967.

Vergangenheit als Motor für die Erschaffung einer nationalen Kultur im neuen Land nutzten.

In der öffentlichen israelischen Debatte neigte man dazu, die Überlebenden als eine Gruppe von Verwehrten darzustellen, »befleckt« mit all den Mängeln des schwachen und opportunistischen Diasporajuden, der im Kielwasser der Ereignisse mitgerissen wird anstatt diese zu gestalten. Darüber hinaus herrschte auch die Auffassung vor, der Großteil der Überlebenden habe es vorgezogen, nicht über die eigene Vergangenheit zu sprechen.

Die Tatsachen strafen all diese Behauptungen Lüge. Die eingewanderten *Shoah*-Überlebenden, zum großen Teil jung und des Lesens und Schreibens kundig, schufen in Israel eine breite Infrastruktur, die die israelische Gesellschaft im Hinblick auf die Wirtschaft, Sicherheit, Industrie, Besiedlungsstruktur und überraschenderweise auch Kultur von Grund auf prägte. Und diese Immigranten haben auch nicht geschwiegen! Ganz im Gegenteil: Die eingewanderten Überlebenden befassten sich sogar so intensiv und ausführlich mit der Gestaltung des Erinnerns und der Dokumentation der *Shoah*, dass sich dies in einen Schlüsselbereich der israelischen Nationalidentität verwandelte. Die *Shoah* und der Staat Israel verbanden sich schließlich als zentrale Elemente im Leben der Überlebenden. Sie selbst wurden zu einer führenden Gruppe innerhalb der israelischen Gesellschaft. Als solche standen sie an der Spitze von Initiativen wie den Jugenddelegationen nach Polen, kommunalen Gedenkprojekten, sie förderten die Einführung der *Shoah* als Pflichtfach im Schulunterricht und in den Abiturprüfungen. Als Augenzeugen erzählten sie israelischen Jugendlichen ihre Geschichte. Durch diese breit gefächerten Aktivitäten verwandelten sich die *Shoah*-Überlebenden in Israel als Kollektiv in eine der wichtigsten Stimmen der öffentlichen Debatte.

## Quellen

Ben-Rafael Eliezer und Yohanan Peres, **Is Israel One? – Religion, Nationalism and Ethnicity Confounded**, Brill Academic Publisher, Boston and Leyden 2005.

Blog »Hanetzer Ha'acharon« (Der letzte Nachfahre), Warum haben sie wieder geschwiegen? Über die seelische Verfassung der Shoah-Überlebenden und die Beziehung der Gesellschaft zu ihnen (Hebr.), [http://www.humanfactor.co.il/article.phtml?a\\_id=1467&c\\_id=93](http://www.humanfactor.co.il/article.phtml?a_id=1467&c_id=93) (12.08.2010).

Forum Dritte Shoah-Generation, <http://www.pupic.co.il/soha/default.aspx> (01.07.2010).

Friedman, Ronen, **Die Jugenddelegationen nach Polen in den Neunziger Jahren: Gedenkzeremonien als Dilemmas der kollektiven Identität** (Hebr.), MA-These, Universität Tel Aviv, 1997.

Gutman Israel, **Probleme der Shoah-Erforschung – Kritik und Beitrag** (Hebr.), Zalman Shazar Center, Jerusalem 2008.

Hanna Herzog, »Cinderella in Dachau« (Hebr.), *Ha'arets*, Literaturbeilage, S. 8, 25.08.2010.

Liat Steir-Livny, **Zwei Gesichter im Spiegel: Die Darstellung von Shoah-Überlebenden im israelischen Film** (Hebr.), Magnes, Jerusalem 2010.

Lipset Seymour Martin und Earl Raab, **Jews and the New American Scene**, Harvard University Press, Cambridge, USA 1997.

Pichotka Batya, **Der Geruch von Eukalyptus und der Geschmack von Apfelsinen** (Hebr.), Carmel, Haifa 2010.

Staatliche Website: Shoah, Erinnerung, Verewigung (Hebr.): <http://www.gov.il/firstGov/TopNav/Subjects/SMemory> (25.08.2010)

Yaar Ephraim u. Gila Menachem, »Migranten, Flüchtlinge und Überlebende in Israel: Die erste und die zweite Generation« (Hebr.), in Ofer, Daliah, (Hrsg.), **Zwischen Neueinwanderern und Alteingesessenen – Israel zur Zeit der Massen-Alija: 1948-1953**, Yad Yitzhak Ben-Zvi, Jerusalem 1966, S. 191-209.

Yakira Elchanan, **Post-Zionismus und Post-Shoah** (Hebr.), Am Oved Verlag, Tel Aviv 2006.

# Zwischen Privatem und Öffentlichem: Shoah-Überlebende und die Erinnerungsgestaltung in der Tagespresse

Eyal Zandberg

## Presse, Überlebende und Shoah-Gedenken

Geschichtenerzähler spielen bei der Gestaltung von Kultur und Bewusstsein der Gesellschaft, in der sie wirken, eine zentrale Rolle. Grundsätzlich lassen sie sich zwei gegensätzlichen Polen zuordnen: Auf der einen Seite befinden sich diejenigen, die frei erfundene, fiktive Texte schreiben, auf der anderen Seite solche, die zwischen ihrer Leserschaft und »der Wahrheit« vermitteln wollen. Dieser Beitrag befasst sich mit Autoren, die eher der zweitgenannten Kategorie angehören und für die Tagespresse zum *Shoah*-Gedenktag schreiben: Journalisten, Historiker und Überlebende, die alle versuchen, ihren Lesern nahezubringen, was während der *Shoah* geschehen ist.

In der Erforschung der kollektiven Erinnerung wird dem Thema »kulturelle Autorität« eine wichtige Rolle beigemessen. Im Zentrum steht dabei die Frage, wen eine Gesellschaft autorisiert, das Narrativ ihrer Geschichte zu erzählen. Die vorliegende Untersuchung wird diese Frage in Bezug auf die Geschehnisse der *Shoah* ergründen. Es handelt sich dabei um ein Ereignis, das für die israelische Gesellschaft von außerordentlicher Bedeutung ist. Sie untersucht, wodurch ein Autor den Status eines »Geschichtenerzählers« erlangt und wer die wichtigsten Publizisten sind, die der Erinnerung in den Sonderausgaben zum Gedenktag eine Stimme geben. Ferner geht sie der Frage nach, welchen Quellen sie diesen Status und die damit verbundene Autorität verdanken.

Um diese Fragen zu beantworten, wurden die Sonderausgaben einer Reihe von Tageszeitungen zum *Shoah*-Gedenktag analysiert – in einem Zeitraum von der Staatsgründung bis zum Jahr 2000.<sup>53</sup> Diese Ausgaben stellen ein aufschlussreiches und spannendes Forschungsfeld dar. Unsere Studie geht von einem kulturbasierten Ansatz der Medienforschung aus,

---

53 Siehe zu dem Thema ausführlich: Zandberg, Eyal, *Spielplatz der Erinnerung – eine Analyse der israelischen Tageszeitungsausgaben zum Shoah-Gedenktag 1984-2000* (Hebr.), Dissertation für den Dr. Phil., Hebräische Universität Jerusalem, 2004.



der die Presse als Ausdruck eines gesellschaftlichen Rituals betrachtet – als Schauplatz komplexer Wechselbeziehungen zwischen Medien, Gesellschaft und Kultur<sup>54</sup>. Die Tageszeitung ist ein Kommunikationsmittel, das die Gesellschaft und Kultur gestaltet, und ihrerseits von diesen gestaltet wird. Die Sonderausgaben am Gedenktag bewegen sich zwischen den alltäglichen Belangen (der Normalität) und der Ausnahme (einmal jährlich), oder, wie Jan Assmann beobachtet: zwischen dem »kommunikativen Gedächtnis«, das auf der täglichen Kommunikation basiert, und dem »kulturellen Gedächtnis«, das sich auf rituelle Produkte wie Zeremonien oder Denkmäler stützt. Somit sind diese Sonderausgaben eng mit dem öffentlichen Diskurs verbunden und repräsentieren das kollektive Gedächtnis der Gesellschaft, in der sie wirken. Für die Forschung sind diese Ausgaben nicht zuletzt auf Grund ihres kontinuierlichen und systematischen Erscheinens ein besonders ergiebiges Feld: Alle Zeitungen befassen sich jedes Jahr am selben Tag mit genau demselben Thema. Die Analyse dieser Zeitungen vermittelt ein gutes Bild von der Gestaltung des *Shoah*-Gedenkens bestimmter Gesellschaftssektoren wie auch der israelischen Gesellschaft in ihrer Gesamtheit.

### **Wer gestaltet das Shoah-Gedenken in der Tagespresse?**

Die Untersuchung der Identität der Autoren berührt eines der umstrittensten Themen des *Shoah*-Gedenkens: Es ist die Frage nach den Stimmen, die in Israel in den ersten Jahren nach seiner Gründung zu hören waren, den Stimmen, die diesem Gedenken im neuen Staat Gestalt verliehen haben. Für einige Forscher ist die Stimme der Überlebenden selbst in diesem Prozess ebenso bedeutend wie entscheidend gewesen. Hanna Yablonka bringt es folgendermaßen auf den Punkt:

»In mehr als einer Hinsicht waren es gerade die jüngst eingewanderten *Shoah*-Überlebenden, die die Art der Wahrnehmung dieses historischen Ereignisses gestalteten. Das Gleiche gilt für die Formen des Gedenkens der Opfer. Nicht selten führte der Weg zur Institutionalisierung von Wissen und Gedenken über den Druck, den die Überlebenden von unten ausübten.«<sup>55</sup>

---

54 Roeh, Yitzchak, **Anderes zu den Medien: Sieben Einblicke in die Medien** (Hebr.), Reches, Even Yehuda 1994.

55 Yablonka, Hanna, »Was erinnern und wie? Shoah-Überlebende und die Gestaltung des Wissens um diese«, in: Shapira ,Anita; Reinhartz, Yehuda und Harris, J. (Hrsg.), **Zeitalter des Zionismus**, Zalman Shazar Center, Jerusalem 2000, S. 315.

Andere vertreten die Meinung, der gesamte Themenkomplex der *Shoah* und der Überlebenden selbst hätte in jenen Jahren eher am Rand des öffentlichen Diskurses gestanden. In Anita Shapiras Worten: »Die Leute wollten nichts über die *Shoah* hören, die Leute wollten nicht über die *Shoah* sprechen.«<sup>56</sup> Wieder andere sind der Auffassung, die *Shoah* sei tatsächlich durchaus Teil des israelischen Diskurses gewesen, jedoch ohne die Stimme der Überlebenden. Idith Zertal bezeichnet diese Jahre als Zeit der »Erinnerung ohne Erinnernde«<sup>57</sup>. Das bedeutet, nicht diejenigen, die sich erinnerten, gestalteten die Erinnerung an ihre Erfahrungen sondern vielmehr das politische Establishment des Landes, das die Geschehnisse der *Shoah* nicht am eigenen Leib erfahren hatte.

Eine Analyse der Identität der Autoren in der Presse zum Gedenktag erklärt zum Teil die Diskrepanzen zwischen den eingangs zitierten Forschungsansätzen und verweist auf drei wesentliche Elemente: a) Die Autoren bezogen ihre Autorität aus biografischen, institutionellen, kulturellen, akademischen und journalistisch-professionellen Quellen; b) eine Autoritätsquelle allein genügte nicht, um an der Gestaltung des *Shoah*-Gedenkens in den Tageszeitungen mitzuwirken, man musste mehrere solcher Quellen besitzen; c) im Lauf der Jahre verschob sich die Hierarchie der verschiedenen Autoritätsquellen und deren Gebrauch.

Werfen wir also einen kurzen Blick auf diese Autoritätsquellen:

Die erste war die **Biografie**. Das heißt, die Legitimation, die *Shoah*-Erinnerung zu gestalten, wurde denjenigen erteilt, für die die *Shoah* zur persönlichen Biografie gehörte, die unmittelbare Zeugen der Geschehnisse gewesen waren. Unter den Autoren sämtlicher Zeitungen tritt diese Gruppe während der untersuchten fünfzig Jahre am deutlichsten hervor. Im Lauf der Zeit erweiterte sich der »Zeugen«-Begriff jedoch, und im Rahmen dieses Prozesses werden zunächst auch die Angehörigen von Überlebenden als Autorität akzeptiert (Ehepartner und vor allem die zweite Generation) und später sogar Jugendliche, die die Gedenkstätten in Polen besucht haben, und nun gleichfalls den Sonderstatus von »Zeugen« genießen.

Die zweite Autoritätsquelle war **institutioneller Art**. Viele der

---

56 Shapira, Anita, »Die Shoah: Private und öffentliche Erinnerung« (Hebr.), *Smanim* 57 (1996-97),

S. 4.

57 Zertal, Idith, »Die Nation und der Tod: Geschichte, Erinnerung, Politik« (Hebr.), *Dvir*, Or Yehuda 2002, S. 81-133.

Autoren gehörten dem israelischen Establishment an (Mitglieder des Kabinetts, Abgeordnete, leitende Mitarbeiter von *Yad Vashem* etc.). Im Gegensatz zu jenen *Shoah*-Überlebenden, die ihre Autorität daraus bezogen, selbst ein Teil der Geschehnisse gewesen zu sein, basierte die Kompetenz dieser Publizisten darauf, dass sie zum Establishment zählten. Das kam vor allem in den 1950er und 1960er Jahren zum Tragen, als der Kampf um die Hegemonie bei der Gestaltung des *Shoah*-Gedenkens einen Teil des nationalen Aufbauprozesses darstellte.

Die dritte Autoritätsquelle war die **Kultur**. Viele Autoren schöpften ihre Autorität, an der Gestaltung des *Shoah*-Gedenkens mitzuwirken, aus kulturellen Bereichen wie der Literatur und der Poesie. Auch bei dieser Autoritätsquelle zeichnen sich im Lauf der Jahre aufgrund von kulturellen Entwicklungen in der israelischen Gesellschaft Veränderungen ab. Das gilt vor allem für eine Schwerpunktverlagerung von der Literatur auf das Fernsehen.

Eine vierte Quelle der Autorität sind die **Akademiker**. Seit den späten 1960er Jahren veröffentlichten die Zeitungen häufig Interviews mit *Shoah*-Forschern aus der Wissenschaft. Der besondere Status, den die Gesellschaft Wissenschaftlern zuerkennt und der Glaube daran, dass Forscher »die Wahrheit« vermitteln können, dienten diesen auch bei der Gestaltung des *Shoah*-Gedenkens als Quelle der Autorität.

Eine weitere, berufsorientierte Autoritätsquelle war schließlich der **Journalismus**. Die Autorität, in der Zeitung (auch) über das Thema *Shoah* schreiben zu dürfen, ergibt sich daraus, dass der Autor Journalist ist. Diese Autoritätsquelle war zunächst äußerst schwach, verstärkte sich jedoch mit den Jahren, wobei Journalisten zunehmend weniger auf andere Autoren aus den Bereichen Politik, Literatur, Wissenschaft zurückgriffen und selber schrieben.

Zwar stellten die Überlebenden während all dieser Jahre in allen Zeitungen die dominante Gruppe dar, aber auch sie waren auf mehr als eine Autoritätsquelle angewiesen, um an der Gestaltung des Gedenkens in der Presse mitzuwirken. In den folgenden Abschnitten werde ich die Verbindung dieser verschiedenen Autoritätsquellen sowie die entsprechenden Veränderungen darstellen, die sich im Lauf der Jahre ergaben.

### **Die Shoah-Überlebenden und das politische Establishment – die Verflechtung von privater und öffentlicher Stimme**

Die auffälligste Verbindung ist die zwischen einer biografischen und einer institutionell-politischen Autoritätsquelle der Überlebenden. Sie ist

während der ersten beiden Jahrzehnte der staatlichen Unabhängigkeit besonders deutlich zu erkennen. In dem Zusammenhang darf man nicht vergessen, dass sämtliche tonangebenden Zeitungen jener Jahre den politischen Parteien gehörten. Es liegt daher auf der Hand, dass die Verknüpfung zwischen dem politischen Establishment und diesen Presseautoren (und Erinnerungsgestaltern) im *Shoah*-Gedenken von damals eine zentrale Rolle spielte.

Ein deutliches Beispiel findet sich in der Zeitung *Al HaMishmar* der Vereinigten Arbeiterpartei *Mapam*. Fast alle ihrer Autoren der 1950er und 1960er Jahre waren *Shoah*-Überlebende, denen auch in der Partei, in der Jugendbewegung *Hashomer Hazair* oder im *Kibbutz Artzi* ein Sonderstatus zuerkannt wurde. Bei den prominentesten dieser Autoren handelte es sich um Überlebende, die aufgrund ideologischer Parameter und der zionistischen Weltanschauung ihre Aufgabe »ordentlich« erfüllt hatten – sie alle waren am aktiven Widerstand gegen die Nazis beteiligt gewesen.

Abraham (Adolf) Berman zählte zu den Führern von *Poalej Zion Smol* (dem marxistisch-zionistischen Zirkel der »Arbeiter Zions«) und der Widerstandsbewegung im Warschauer Ghetto. Auch Ryszard Walewski war am Warschauer Ghetto-Aufstand beteiligt und nach dessen Niederschlagung weiter im zerstörten Ghetto aktiv gewesen, bevor er sich als Arzt dem polnischen Widerstand anschloss. M. Dworzecki hatte der Untergrundbewegung des Wilnaer Ghettos nahegestanden. In Israel war er Mitglied der Arbeiterpartei *Mapai* und Vorstandsmitglied von *Yad Vashem*. Mark Geffen hatte in Polen zu den Führern des *Hashomer Hazair* gezählt.

Die Galerie der Autoren von *Davar*, der Stimme der *Mapai*, zeigt ein ähnliches Bild. In dessen Zentrum stand in jenen Jahren Joseph Kermish, ein Überlebender, der zu den Gründern des Jüdischen Historischen Instituts in Warschau gehört hatte und einer der ersten Forscher des Museums Beit Lohamei Hagetaot (Haus der Ghettokämpfer) war. Später wechselte er nach *Yad Vashem*. Die enge Beziehung zwischen dem institutionellen Bereich und der Presse kann man auch daran erkennen, dass Kermishs Wechsel vom *Al HaMishmar* (wo er in der Ausgabe von 1951 schrieb) zu *Davar* kurz nach seinem Wechsel von Beit Lohamei Hagetaot nach *Yad Vashem* erfolgte. Weitere prominente Publizisten des *Davar* waren Shabtai Keshev Gluckman (unter dem Pseudonym K. Shabtai), der während des Zweiten Weltkriegs im Ghetto von Kowno gewesen war. Nach dem Krieg hatte Gluckman zunächst über die Nürnberger Prozesse berichtet. In Israel

wurde er Redaktionsmitglied des *Davar*. Rachel Auerbach hatte im »Oneg Schabbat«-Archiv der Untergrundbewegung des Warschauer Ghettos gearbeitet, wo sie die Lebensverhältnisse vor Ort dokumentierte. In den 1950er Jahren zählte sie zu den ersten, die im Rahmen ihrer Arbeit in *Yad Vashem* Zeugenaussagen von Überlebenden sammelte.

In der Zeitung *Herut* stammten die beachtenswertesten Beiträge aus der Feder von Chaim Lazar, der während der *Shoah* im Wilnaer Ghetto zu den Vertretern der *revisionistischen* Bewegung *Betar* gehört hatte. Lazar wollte durch seine Veröffentlichungen »das Unrecht korrigieren, das die Arbeiterbewegung den Helden der revisionistischen Bewegung zufügte«<sup>58</sup>.

Im *HaZofe* fielen zwei Autoren besonders auf: Mordechai Nuruk und Samuel Sanvill- Kahane (unter dem Pseudonym Shasa"ch). Nuruk war von der ersten bis zur fünften *Knesset* Abgeordneter und Post-Minister gewesen. Er hatte während der *Shoah* seine Familie verloren und zählte nun zu den führenden Figuren der Gestaltung des Gedenkens an die *Shoah*. Samuel Sanvill-Kahanes Vater war Oberrabbiner von Warschau gewesen. Kahane selbst war noch vor der *Shoah* nach *Erez Israel* ausgewandert, wo er sich später – auch im Rahmen seines Amtes als Leiter des Ministeriums für Religiöse Angelegenheiten – dafür einsetzte, den Zionsberg zur Hauptgedenkstätte zu machen, eine Stätte, die dem Gedenken an die *Shoah* eine jüdisch-religiöse Färbung verliehen hätte.

In den Parteizeitungen kristallisierte sich also eine Gruppe dominanter Publizisten heraus, die selbst *Shoah*-Überlebende waren und diesen Blättern Führungspositionen bekleideten. Diese Zeitungen bemühten sich, einerseits »wahre« und glaubwürdige Geschichten zu erzählen, dabei aber andererseits auch ihre eigene Weltanschauung zu rechtfertigen oder zu beweisen. *Shoah*-Überlebende mit prominentem politischem Status eigneten sich gut, diese beiden Aufgaben gleichzeitig zu erfüllen.

In der unabhängigen Presse fand sich sehr viel weniger entsprechende Publizisten. Ein Blick auf deren Autorengalerie ergibt Folgendes: So wie die Parteipresse *Shoah*-Überlebende suchte, die mit ihren Institutionen verbunden waren, suchte die unabhängige Presse Überlebende, die zugleich auch professionelle Journalisten waren. In *Yedioth Ahronoth* stach vor allem Samuel Sviotzki hervor, einer der ersten Absolventen der

---

58 Eine Äußerung, die Yaron London gegenüber fiel und bei Dina Porat zitiert wird, *Jenseits des Greifbaren – die Lebensgeschichte des Abba Kovner* (Hebr.), Am Oved, Tel Aviv 2000, S. 280.

Fakultät für Journalismus an der Universität Warschau. Er hatte bereits in Polen für mehrere Zeitungen gearbeitet und auch eine eigene Zeitung in polnischer Sprache verlegt. Später war er mit Frau und Tochter aus Warschau geflohen und wurde in Israel *Knesset*-Korrespondent des *Yediot*. Seine beiden Nachfolger waren Elie Wiesel und Noah Klieger: Auch sie waren sowohl *Shoah*-Überlebende als auch professionelle Journalisten.

In einem seiner Werke schildert Wiesel, wie es dazu kam, dass er nach Paris reiste und Journalist wurde.<sup>59</sup> Seine französische Zeitung hatte ihn als Berichtersteller nach Israel geschickt, seine Sehnsucht nach Paris jedoch veranlasste ihn bald vor Ort, eine israelische Zeitung zu suchen, die ihn nach Frankreich schicken würde. Das einzige israelische Blatt, das noch keinen ständigen Korrespondenten in Paris besaß, war *Yedioth Achronoth*, und nachdem es ihm gelungen war, den Herausgeber Noah Moses entsprechend zu beeindrucken, schickte ihn dieser an die Seine. Noah Klieger, der israelische Journalist, der am meisten mit dem Thema *Shoah* assoziiert wird, begann seine journalistische Karriere unmittelbar nach Kriegsende in Frankreich und Belgien. Seit 1958 gehört er zur Redaktion von *Yedioth Achronoth* und gilt als kompetentester *Shoah*-Autor.

All dies widerlegt die Behauptung, die *Shoah*-Überlebenden hätten in den Jahren nach der Staatsgründung geschwiegen oder seien mundtot gemacht worden. Die Überlebenden besaßen nicht nur in allen Zeitungen ein breites Forum, ihre Stimme hatte in jener Epoche auch bei der Gestaltung des *Shoah*-Gedenkens das größte Gewicht. Das Gros dieser Autoren (und das gilt vor allem für diejenigen in den Partei-Zeitungen) gehörte allerdings, das darf nicht außer Acht gelassen werden, zum israelischen Establishment (der Regierung, der *Knesset*, den Parteien, zu *Yad Vashem* oder dem Museum der Ghettokämpfer). Die Zeitungen ignorierten also weder die Überlebenden noch deren besonderen Status als Zeitzeugen. Ganz im Gegenteil: Sie »benutzten« diesen Status, um ihr dominantes Narrativ zu untermauern. Die Überlebenden veröffentlichten ihre Geschichten oder ihre Ansichten zwar in der ersten Person. Die veröffentlichten Texte jedoch verbanden die persönliche Stimme mit der öffentlichen, die persönliche Geschichte mit der Geschichte, die die zionistische Haltung stärkte (und die ideologische Linie der jeweiligen Zeitung).

---

59 Wiesel, Elie, *Alle Flüsse fließen ins Meer*, Hoffmann und Campe, Hamburg 1995.

## Die Shoah-Überlebenden und die kulturelle Autoritätsquelle

Kulturelles Schaffen war eine weitere Autoritätsquelle für viele *Shoah*-Überlebenden, die dem Establishment angehörten und durch ihre Presseveröffentlichungen am *Shoah*-Tag bei der Gestaltung des Gedenkens eine dominante Rolle spielten. Es handelte sich dabei um Überlebende, die Bücher über die *Shoah* geschrieben hatten (manche von ihnen bereits bevor sie Teil des israelischen Establishment wurden) und dadurch fest zur literarischen Welt des Landes zählten. Hier einige Beispiele: Rachel Auerbachs erstes Buch erschien 1947 in jiddischer Sprache, weitere Werke folgten in den Jahren 1954 und 1963; Yoseph Kremish veröffentlichte sein erstes Buch 1948, auch dieses auf Jiddisch. Weitere von ihm verfasste oder herausgegebene Werke erschienen in den Jahren 1962, 1965, 1966 etc.; die Bücher von Meir Dworzecki erschienen 1948, 1951, 1958; Moshe Kahanowicz veröffentlichte seine Bücher 1954 und 1965; Chaim Lazar publizierte seine Werke in den Jahren 1950, 1963, 1978 und 1986.

Die Zeitungen pflegten in ihren Ausgaben zum *Shoah*-Tag Kapitel oder Auszüge aus diesen Werken zu veröffentlichen. Das bezeugt nicht zuletzt die zentrale Stellung, die diese Autoren unter den anderen Kollegen einnahmen – wobei man bedenken sollte, dass die Worte »Schriftsteller« und »Journalist« damals im Hebräischen nicht deutlich voneinander abgegrenzt wurden. Außerdem wurde dadurch auch die Stellung des Establishments gestärkt: Der Großteil der Bücher dieser Überlebenden wurde von Verlagen veröffentlicht, die gleichfalls dem Establishment oder einer politischen Institution angehörten (Am Oved, *Yad Vashem*, das Verteidigungsministerium oder das Jabotinsky-Institut) und die bei ihrer Entscheidung über die Veröffentlichung eines bestimmten Buches vor allem dessen ideologischen Wert im Blick hatten. Es sieht daher so aus, als hätten die in den Zeitungen veröffentlichten Kapitel oder Auszüge aus den Büchern der Überlebenden sogar zwei Instanzen einer ideologischen »Genehmigung« durchlaufen: den Verlag und die Zeitungen selbst. Dies zeugt letztlich von der Schwäche der journalistischen Arena. Die Presse war nicht unabhängig. Sie ergriff weder Initiativen, noch suchte sie ihre Geschichten selbst sondern hing von der Autorisierung durch andere Körperschaften ab: den Verlagen und den Mitgliedern des politischen Establishments. Als Extrembeispiel mag die *Davar*-Ausgabe aus dem Jahre 1968 dienen. Im Anschluss an den Beitrag, der sich mit dem Holocaust-Tag befasste, schrieb der Herausgeber: »Sämtliches auf dieser



Seite veröffentlichte Material wurde der Redaktion von *Yad Vashem* zur Verfügung gestellt.« Offenbar fühlten sich die Zeitungen in jenen Tagen nicht imstande, sich eigenständig mit dem Thema *Shoah* zu befassen. Und wieder verbinden sich hier Persönliches und Institutionelles: Einerseits veröffentlichten die Zeitungen Kapitel aus den Memoiren von Überlebenden, andererseits durfte sich längst nicht jeder Überlebende äußern. Das blieb denjenigen vorbehalten, deren Bücher von den institutionsgebundenen Verlagen »genehmigt« worden waren und deren persönliche Geschichten zur Weltanschauung des Establishments passten.

Es ist interessant zu verfolgen, inwiefern die Veränderungen der kulturellen Landschaft Israels die Gestaltung der Zeitungsausgaben zum *Shoah*-Gedenktag beeinflusst haben. In den ersten beiden Jahrzehnten nach der Staatsgründung wurden auffallend häufig Auszüge aus Autobiografien veröffentlicht, seit den 1970ern jedoch stehen Gedichte im Vordergrund (vor allem im *Davar* und in *Yedioth Achronoth*). Es scheint, als habe die Einzigartigkeit der *Shoah* und die Schwierigkeit einer Auseinandersetzung mit ihr aufgrund jener »Aura der Heiligkeit« es den Zeitungen ermöglicht oder diese sogar gezwungen, alternative Ausdrucksformen des Gedenkens zu finden. Die Dichtkunst war dafür bestens geeignet.<sup>60</sup>

Ende der 1970er Jahre übernimmt ein neues Medium die zentrale Rolle, die in den 1950ern und 1960ern den Büchern vorbehalten war. Ähnlich wie vormals die Literatur liefert jetzt das Fernsehen das Rohmaterial für die Zeitungspressen (die nun über die am Gedenktag gesendeten Programme berichtet). Es scheint sogar so zu sein, dass die Fernsehprogramme zum Fokus des Gedenktag-Rituals geworden sind. So ist etwa die Rubrik Fernsehkritik in dem Teil der Tagespresse zu finden, der dem *Shoah*-Tag gewidmet ist. Sowohl in der Zeitungspressen als auch in den TV-Sendungen stehen die Überlebenden am Gedenktag im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit.<sup>61</sup>

---

60 Weiteres zum Zusammenhang zwischen der Publikation von Gedichten und Shoah-Gedenken bei Motti Neiger, Oren Meyers & Eyal Zandberg (2009), »Ihr erinnert euch an die Gedichte: populäre Kultur, kollektive Erinnerung und Radiosendungen am Gedenktag für Shoah und Heldentum 1993-2002« (Hebr.), *Megamot*, Band Mem Vav (2009), Ausgabe 1-2, S. 254-280.

61 O. Meyers, E. Zandberg & M. Neiger, »Prime Time Commemoration: An Analysis of Television Broadcasts on Israel's Memorial Day for the Holocaust and the Heroism«, *Journal of Communication* 59 (2009) S. 467-468.



## Shoah-Überlebende vis-à-vis Shoah-Forscher

Ab Ende der 1960er Jahre entwickelt sich in Israel die akademische Erforschung der *Shoah*<sup>62</sup>, und ab Mitte der 1970er findet dies seinen Niederschlag in den Presseveröffentlichungen zum Gedenktag. Dank ihres Status gelten Wissenschaftler in den Augen der Gesellschaft als Autoritäten, die glaubhaft darum bemüht sind, die »Wahrheit« zu ergründen. Seit Beginn der 1980er jedoch wird diese Autorität der Akademiker vor allem von den Überlebenden in Frage gestellt. In der *Davar*-Ausgabe zum *Shoah*-Gedenktag 1985 erschien ein Kommentar über ein Fernsehprogramm, in dem die Professoren Anita Shapira und Yehuda Bauer über die jüdischen Fallschirmspringer in Europa debattiert hatten. Der Autor des Artikels, Baruch Kamin, schrieb in dem Beitrag: »Nicht nur, dass die .Aussage von Prof. Bauer nicht den Tatsachen entsprach, er hat es auch geschafft, Prof. Shapira zu verwirren ... Ich erinnere mich sehr wohl an die Aktion, die sie diskutierten, da ich diese selbst organisiert hatte.« Ähnlich kritisch äußerte sich auch Yehoshua Eibschitz, ein Überlebender, der für *HaZofe* tätig war: »Immer, wenn ich diese ‚Forscher‘ höre, empfinde ich einen Stich im Herzen. Ich weiß nicht, zu welchen weiteren Schlussfolgerungen sie noch kommen, und welchen weiteren Schaden sie noch anrichten können.« In Reaktion auf einen Artikel des renommierten Historikers Jacob Talmon schrieb Eibschitz: »Möget ihr engstirnigen und kleingläubigen Professoren doch eure Finger davon lassen, euch mit der erhabenen Vision von *Kiddush Hashem*, dem Tod auf dem Altar Gottes, in unserer Generation zu befassen ... lass dieses Thema, du bist zu klein, um mit deinem Professorenhirn jenen höchsten Wert des *Kiddush Hashem* zu erfassen.«<sup>63</sup>

Dabei muss betont werden, dass es hier nicht um eine Auseinandersetzung mit denen ging, die als »die neuen Historiker« bezeichnet wurden und die israelische Historiografie von einem alternativen, kritischen Standpunkt aus beleuchten wollten. Jene »neuen« Historiker, die die öffentliche Debatte der 1980er prägten, waren in den Presseveröffentlichungen zum *Shoah*-Gedenktag gar nicht vertreten. Es scheint, als hätten die Zeitungsredakteure es vorgezogen, diese

---

62 Oron, Yair, *Schmerzliches Wissen – Schwierigkeiten der didaktischen Vermittlung von Shoah und Genozid* (Hebr.), Open University, Tel Aviv 2003, S. 46.

63 Goldberg, Amos, »Die Shoah in der orthodoxen Presse – zwischen Erinnern und Verdrängen« (Hebr.), *Zeitgenössisches Judentum: Jahresjournal für Studium und Forschung* (Hebr.) 11 (5758 – 1998), S. 168-169.

Debatte während des offiziellen Gedenktags auszuklammern (und zu unterdrücken). Bei den oben zitierten Auseinandersetzungen handelte es sich um Konflikte zwischen *Shoah*-Überlebenden und ebenso bekannten wie anerkannten Historikern. Dabei hatten die Erstgenannten offenbar das Gefühl, die Wissenschaftler verleugneten nicht nur bestimmte Tatsachen sondern könnten ihnen auch ihre Autorität bei der Gestaltung des Gedenkens streitig machen.

Die Tageszeitungen fanden ihren eigenen Weg, mit dieser Debatte zwischen Überlebenden und Wissenschaftlern umzugehen. Ab Beginn der 1990er hoben Wissenschaftler in ihren Artikeln hervor, wenn sie selbst *Shoah*-Überlebende waren. So wird in der **Yedith Achronoth**-Ausgabe von 1989 im Rahmen eines Interviews mit Professor Zwi Bacharach bemerkt, dieser erforsche nicht nur das NS-Regime und den Antisemitismus sondern sei selbst ein Betroffener gewesen; im Jahr 2000 heißt es über Professor Dov Levin, er kenne »die *Shoah* nicht nur von der wissenschaftlichen Seite«.

### **Shoah-Überlebende und biografische Autorität als politische Waffe**

Ende der 1950er und 1960er mussten die *Shoah*-Überlebenden noch dem Establishment angehören, um das *Shoah*-Gedenken mitgestalten zu dürfen. Ende der 1990er hingegen benutzten sie ihre biografische Autorität, um kontrovers mit Historikern zu debattieren und auch, um sich an internen politischen Auseinandersetzungen zu beteiligen. Dies bedeutete eine große Veränderung des Status der Überlebenden.

Am *Shoah*-Gedenktag 1994 berichtete A. Beni im *Al HaMishmar* über seine Erfahrungen während der *Shoah* und wandte sich am Ende seines Beitrags direkt an den damaligen Ministerpräsidenten Yitzchak Rabin:

»Herr Ministerpräsident, 50 Jahre sind vergangen, seit ich die Panzer der deutschen Armee auf der Hauptstraße meines Dorfes sah. Ich wusste, das war der Anfang irgendeines Endes. Ich wusste: falls ich überleben sollte, würde ich alles bekämpfen müssen, was diese Panzer repräsentierten. Das versuche ich nun zu tun, daher habe ich Sie gewählt. Bitte enttäuschen Sie mich nicht.«<sup>64</sup>

Yoseph Dor vom entgegengesetzten politischen Lager veröffentlichte im *HaZofe* (1995) ein Gedicht, das zu den während der *Shoah* ermordeten Kindern spricht:

---

64 Beni, A., Beitrag in *Al HaMishmar* (Hebr.), Shoah-Gedenktag 1994.

»So höret doch, ihr kleinen Kinder – ihr Brüder, deren Seelen über die Schornsteine der Brennöfen entwichen ... die Berge Judäas und Samarias sind nicht länger öde ... eine Melodie breitet sich aus, von den Golan-Höhen bis zur Davidsstadt, bis nach Kfar Darom und Netzarim. In blühenden Gärten erklingen Kinderstimmen wie die unseren – die Stimmen von Schulkindern.«<sup>65</sup>

Die Weigerung, die im Sechstagekrieg eroberten Gebiete zurückzugeben, wird hier gleichgesetzt mit dem zionistisch-jüdischen Sieg über die Nazis. Ideologisch ähnlich gesinnt äußerte sich Yehuda Ariel im *HaZofe* anlässlich des Shoah-Gedenktags 2000 zur Absicht von Ministerpräsident Ehud Barak, im Rahmen eines Friedensabkommens auch über die Rückgabe von Teilen der Golanhöhen und Jerusalems zu verhandeln. Zusammenfassend hieß es am Ende seines Beitrags: »Daher müssen die Reihen des Volkes und vor allem der wenigen der Shoah-Entronnenen und ihrer Nachkommen auf der Hut sein und jede Beschneidung der Grenzen des Landes ihrer Väter ablehnen.« Ariel selbst ist übrigens kein Überlebender, sondern, wie er erklärt: »Einer, der durch Verhehlung mit der Shoah lebt ... Jeder, der mit Shoah-Opfern zusammenlebt, weiß, dass das anders ist, als mit im Land Geborenen zu leben.« In anderen Worten, seine eheliche Verbindung mit einer Shoah-Überlebenden verleiht ihm den Status, der sonst den Überlebenden selbst vorbehalten bleibt, nämlich das Gedenken mitzugestalten. Wie die Shoah-Überlebenden setzt er die Erinnerung an die Shoah als Waffe in seinem politischen Kampf ein.

### **Die biografische Autorität wird über die Überlebenden hinaus erweitert**

Im Laufe der Jahre wurde die biografische Autorisierung zum Erzählen der Geschichte der Shoah erweitert und der exklusive Status der Überlebenden als für die Erinnerung einzig zuständige Zeugen erschüttert. Seit den 1980ern kann man von drei Ebenen einer biografischen Autorität sprechen. Die größte Autorität besitzen nach wie vor die Shoah-Überlebenden als erste Zeugen der Geschehnisse. Jedoch zeichnet sich auch in ihren Reihen eine Erweiterung der Zuständigkeit ab, und zwar auf inhaltlicher Ebene: Im Lauf der Jahre wurden namhafte Überlebende zunehmend autorisiert, nicht nur ihre eigene Geschichte zu erzählen sondern auch die Geschichte der Shoah als solcher. Ein Beispiel hierfür ist

---

65 Dor, Yosef, *HaZofe* (Hebr.), 1995.

Noah Klieger, der seit Jahrzehnten zum Thema *Shoah* schreibt. Zunächst zeichnete er seine persönlichen Erlebnisse auf. Allmählich jedoch begann er, auch über den Aufstand im Warschauer Ghetto, die *Shoah* an den tunesischen Juden und dergleichen mehr zu schreiben.

Zur zweiten Gruppe derjenigen, die biografische Autorität besitzen, zählen die Angehörigen der Überlebenden und vor allem deren Kinder, die zweite Generation also. Besonders präsent waren letztere während der 1980er Jahre, als die Zeitungen ihnen einen ähnlichen Status einräumten wie den Überlebenden selbst. Das ging so weit, dass die Grenzen zwischen den wahren Ereignissen und deren Darstellung stark verwischt wurden. Ebenso wie die Überlebenden die Autorität der Wissenschaftler zur Schilderung der Geschehnisse hinterfragt hatten, taten dies nun auch die Angehörigen der zweiten Generation. 1959 erschien in *Yedioth Achronoth* am *Shoah*-Gedenktag ein Bericht über eine von der WHO durchgeführte Studie, wonach die Kinder der Überlebenden keine außergewöhnlichen psychologischen Probleme aufwiesen. Auf der Mitte der Seite zeigte die Zeitung eine Reihe von Fotos bekannter Söhne und Töchter von Überlebenden, die die Ergebnisse dieser Studie unisono verwarfen. So erklärte zum Beispiel die Schriftstellerin Savyon Liebrecht: »Diese Studie verwirrt die Öffentlichkeit. Wer im Haus von *Shoah*-Überlebenden aufgewachsen ist, weiß, dass sie alle gemeinsame Merkmale aufweisen.«

Zur dritten Gruppe von Autoritäten mit biografischem Hintergrund gehören die israelischen Jugendlichen, die die Gedenkstätten in Polen besuchten. Mehr und mehr erhielten die Teilnehmer im Lauf der Jahre durch diese organisierten Erinnerungsfahrten einen Sonderstatus – sie wurden zu »Zeugen der Zeugen«<sup>66</sup> und Mitgestaltern des Gedenkens. Am *Shoah*-Gedenktag 1987 veröffentlichte *Yedioth Achronoth* ein großes Foto des Stacheldrahts von Auschwitz. Darüber stand: »Ich möchte niemals wieder dorthin zurückkehren.« Dieser Satz stammte nicht etwa aus dem Munde eines Überlebenden, sondern eines jungen Mädchens, das mit seinen Klassenkameraden nach Auschwitz gereist war. Der dazugehörige Leitartikel basierte auf dem Tagebuch dieses Mädchens. Der Fokus der Debatte verschob sich somit von den Qualen der *Shoah*-Opfer und Überlebenden auf das Grauen, das die Jugendlichen erfasste, die die

---

66 Feldman, Jacky, **Meinen Bruder suche ich: Reisen israelischer Jugendlicher nach Polen auf den Spuren der Shoah** (Hebr.), Dissertation für den Dr. Phil., Hebräische Universität Jerusalem, 2000, S. 3.

Gedenkstätten in den 1980ern besuchten. Der Fokus der Debatte verschob sich vom Tagebuch der Anne Frank auf das Tagebuch einer israelischen Schülerin.

### **Die Veröffentlichungen von Überlebenden verändern sich – die Forderung nach verstärkter biografischer Autorität**

Zeitgleich mit der Erweiterung des Zeugenstatus – oder auch als Reaktion darauf – lassen sich Veränderungen in den Veröffentlichungen der Überlebenden erkennen: Diese erklärten nun *expressis verbis*, worauf ihre Autorität, zum Thema zu schreiben, basierte. Im Lauf der Jahre, vor allem nachdem die Parteizeitungen immer mehr an Einfluss verloren hatten und im Gefolge des Erstarkens der unabhängigen Presse, war auch die Zahl der publizistisch tätigen Überlebenden angestiegen. Die unabhängige Presse, die eher unter dem Zwang stand, die Geschichte der *Shoah* aus neuen Blickwinkeln zu präsentieren als ideologisch linientreu zu sein, sorgte dafür, dass das Thema häufiger und facettenreicher behandelt wurde. Darüber hinaus kannten in den 1950er und 1960er Jahren, als jede gesellschaftliche Gruppe ihre eigene Zeitung las und die Autoren auch deshalb bekannt waren, weil sie dem politischen Establishment angehörten, viele Leser sowieso längst deren persönliche Geschichte. Mit wachsender Ausdehnung des Leser- und Autorenkreises spitzte sich nun auch der Machtkampf um die Autorisierung zur Erinnerungsgestaltung zu. Die Publizisten waren auf einmal gezwungen, genau anzugeben, welche Autoritätsquelle sie bevollmächtigte, über das Thema *Shoah* zu schreiben. Im Hintergrund dieser Entwicklungen standen die steigende Polarisierungstendenz in der israelischen Gesellschaft und die stärkere Instrumentalisierung des *Shoah*-Gedenkens im politisch-ideologisch-gesellschaftlichen Kampf.

In einer Ausgabe des *HaZofe* aus dem Jahr 1979 schrieb Yehoshua Eibschitz: »Was ist die wichtigste Lehre aus den Schrecken der *Shoah*? In meinen Augen: der *Shoah*-Überlebende.« Auch er betont also, nur ein *Shoah*-Überlebender besäße die Autorität, überhaupt etwas zu dem Thema zu sagen. Aus dem politischen Gegenlager kritisiert Mark Geffen in *Al HaMishmar* (1982) die Instrumentalisierung des *Shoah*-Gedenkens durch das rechtsorientierte politische Establishment und die Religiösen. Er führte an: »Wer so schreibt (die rechts-religiöse Koalition), der war nicht dort.« Geffen meint im Umkehrschluss: Wer dort war, muss auch »unsere« Schlussfolgerungen ziehen. Und gleichzeitig gilt: Wenn jemand

eine »andere« Lehre zieht, ist das ein Zeichen dafür, dass er nicht dort war. Olek Netzer schrieb in *Davar* gegen das, was er als »Shoah-Industrie« bezeichnete. Um seine Autorität zu untermauern, führte er sich in dem Artikel folgendermaßen ein: »Mich als einen, der die Schule der Shoah absolviert hat ... wird keiner etwas über diese Dinge lehren«. In einer Ausgabe des *HaZofe* 1998 schloss Eliezer Seelenfreund seinen Artikel wie folgt: »Eliezer Seelenfreund, Haifa, Kazetnik A6632 (Überlebender von Auschwitz-Birkenau, Buna-Monowitz, Buchenwald, Vomar Dora, Dachau, Allach und den Todeszügen).«

### Zusammenfassung

Dieser Überblick zeigt die Schwierigkeit der Debatte über die Position der Überlebenden in der Gestaltung des Shoah-Gedenkens in Israel. Die Diskussion zwischen denen, die den Überlebenden eine zentrale Stellung zuschreiben und denen, die deren Stimme ignorieren, lässt die Komplexität des Autoritätsbegriffes außen vor sowie weitere Besonderheiten der betreffenden Akteure, die über die Tatsache hinausreichen, dass diese Überlebende sind. Die Shoah-Überlebenden nehmen unter denen, die zum Shoah-Gedenktag in der israelischen Presse geschrieben haben, eine zentrale Stellung ein. Ein erheblicher Teil der publizistisch tätigen Überlebenden gehörte zum Establishment (dem politischen, kulturellen und mit dem Gedenken institutionell verbundenen) und repräsentierte daher eine entsprechende Sichtweise. Diese Autoren verstanden es darüber hinaus vortrefflich, ihre private Stimme mit der öffentlichen zu verbinden und dementsprechend ihre private Geschichte (die eine hohe Glaubwürdigkeit hatte) mit der kollektiven Geschichte (die für die zionistische Ideologie von Bedeutung war).

Yosef Haim Jerushalmi schrieb, die traditionelle jüdische Reaktion auf Katastrophen sei Kollektivierung, Mythologisierung und Ritualisierung. Und so erhält die persönliche Erfahrung erst durch die Einbettung in das kollektive Narrativ Bedeutung.<sup>67</sup> Im Staat Israel hat offenbar das politische Establishment die Rolle des kollektiven Erzählers übernommen und das Gedenken an die Shoah für ideologische Zwecke »nationalisiert«.<sup>68</sup>

Die Presse musste das Private mit dem Kollektiven verbinden. Die

---

67 Jerushalmi, Yosef Haim, **Gedenke: Jüdische Geschichte und jüdische Erinnerung** (Hebr.), Am Oved, Tel Aviv 1988.

68 Zertal, Edith, **Die Nation und der Tod** (Hebr.), ebd.

persönlichen Geschichten verleihen dem Thema an sich Glaubwürdigkeit und ermöglichen dem Leser, sich mit den Autoren zu identifizieren; das kollektive Narrativ hingegen ist erforderlich, um diese Geschichten mit Bedeutung zu füllen. Die *Shoah*-Überlebenden, die auch Teil des Establishment waren oder durch ihre Lebensgeschichte das zionistische und israelische Narrativ verkörperten, eigneten sich bestens zu diesem Zweck und spielten daher unter den Autoren, die anlässlich des Gedenktags publizierten, eine führende Rolle. Gleichzeitig jedoch stieg die Zahl der Publizisten im Laufe der Jahre an und damit auch die Anzahl der Standpunkte und die Vielfalt der Geschichten. Heute findet man sehr viel mehr persönliche Geschichten »ohne ideologische Lehre« (obwohl fast alle schreibenden Überlebenden Israelis sind und sich eine israelisch-zionistische Tendenz in ihren Erzählungen findet).

Es ist wichtig, diese Folgerungen distanziert zu betrachten. Kollektive Erinnerung ist ein abstrakter Begriff mit vielen Gesichtern, der notwendigerweise durch unterschiedliche kulturelle Produkte zum Ausdruck kommt (Bücher, Artikel, Mahnmale, Lehrpläne, Fernsehsendungen und dergleichen mehr). Diese Untersuchung stützt sich auf die Analyse eines einzigen Sektors – die Veröffentlichungen der Tageszeitungen am *Shoah*-Gedenktag. Daraus ergibt sich kein Verallgemeinerungsanspruch. Es ist durchaus denkbar, dass eine Analyse anderer Kulturprodukte zu anderen Ergebnissen führt.

Eines der Ergebnisse, das im Verlauf dieser Untersuchung besonders auffiel, war die Schwäche der professionellen Autorität. Es gibt kaum Journalisten, die ausschließlich deshalb veröffentlicht werden, weil sie Journalisten sind. Sie sind immer auf eine zusätzliche Autoritätsquelle angewiesen (zumeist sind sie selbst *Shoah*-Überlebende oder Angehörige der »zweiten Generation«). Wie man weiß, nimmt die Zahl der Überlebenden stetig ab. In wenigen Jahren wird es niemanden mehr geben, der aus erster Hand berichten kann, was ihm widerfahren ist. Da die Überlebenden heute aber bei der Gestaltung des Gedenkens eine so zentrale Rolle spielen, wird es interessant sein zu untersuchen, wer ihren Platz einnehmen wird. Vielleicht die Angehörigen der zweiten Generation? Oder werden die Wissenschaftler ihren Status stärken, sobald jener Störfaktor verschwindet, der ihre Autorität untergräbt? Können die Journalisten die Zeugenrolle der *Shoah*-Überlebenden übernehmen? Oder werden Stimmen zu Wort kommen, die bislang noch nicht gehört wurden?

## Wirtschaftliche Aspekte der Integration der Shoah-Überlebenden in Israel

Raul Teitelbaum

»Es bringt mir nichts zu berechnen, wie viel der Staat an ihnen (den *Shoah*-Überlebenden) gespart oder verdient hat«, sagte General der Reserve Eleazar Stern<sup>69</sup>, als er zum Vorsitzenden der Wohlfahrtsstiftung für *Shoah*-Überlebende ernannt wurde. Stern, im Land geboren und selbst Sohn von zwei Überlebenden, löste damit seinen Amtsvorgänger Zeev Faktor ab, der 1926 in Lodz zur Welt gekommen war und Auschwitz und Buchenwald überlebt hatte. Und tatsächlich hilft es sieben Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg und der *Shoah* weder den Kindern der Überlebenden noch diesen selbst zu wissen, »wie viel der Staat an ihnen gespart oder verdient hat«. Das erlittene Unrecht ist ohnehin irreparabel. Und drei Viertel der nach Israel eingewanderten Überlebenden sind nicht mehr am Leben.

Dennoch ist eine historische Bilanz durchaus angebracht: Was hat Deutschland für seine Verbrechen bezahlt? Was haben die *Shoah*-Überlebenden dem Staat Israel gegeben? Und was hat der Staat für diese Überlebenden getan? Immerhin waren die *Shoah* und die Scherben, die sie hinterlassen hat, die Grundfeste, auf welcher der Staat Israel später als nationale Heimstatt des jüdischen Volkes gegründet wurde. In diesem Artikel wollen wir uns mit den wirtschaftlichen Aspekten der Integration der *Shoah*-Überlebenden in Israel befassen und versuchen, eine Art historischer Bilanz zu ziehen.

### Datenmaterial zu den Shoah-Überlebenden in Israel

Bis zum heutigen Tag gibt es keine gesetzliche Definition dafür, wer als *Shoah*-Überlebender gilt. Die staatliche Kommission, die mit der Erarbeitung einer solchen betraut wurde, empfahl eine großzügige Auslegung, wonach jeder als Überlebender zu betrachten sei, der sich zur Zeit des NS-Regimes in Deutschland selbst oder in von Deutschland besetzten Gebieten aufhielt, wer sich in Staaten befand, die mit Nazideutschland kollaborierten oder in Regionen, die unter dessen Herrschaft standen aber auch, wer unmittelbar

---

69 *Ha'aretz*, 02.08.2010.



vor dem Einmarsch der Deutschen aus den besetzten Territorien floh.<sup>70</sup>

Auf der Basis dieser ausgedehnten Definition lebten Ende 2010 207.100 Überlebende in Israel. Etwa die Hälfte davon war 80 Jahre und älter, nur etwa 3 Prozent waren 69 Jahre oder jünger. Alljährlich sterben derzeit fast 13.000 Überlebende. Hochrechnungen zufolge soll deren Zahl bis 2015 auf 143.900 zurückgehen, und bis 2025 nur noch 46.900 betragen. In zwanzig Jahren werden die *Shoah*-Überlebenden als Individuen verschwunden sein.<sup>71</sup>

### **Der Preis des Koscherstempels: das Luxemburger Abkommen und seine Bedeutung**

Es war zweifellos Ironie der Geschichte. Das erste Kapitel der Beziehungen zwischen Juden und Deutschen nach der *Shoah* begann mit einem Feilschen und endete mit Zahlungen. Westdeutschland war bereit, zu bezahlen und der Judenstaat war willens, die Bezahlung anzunehmen. Diese gegenseitige Bereitwilligkeit stellte die Basis des Luxemburger Abkommens von 1952 dar. Jede Seite hatte dafür ihre eigenen Beweggründe, und diese waren keineswegs identisch. Der junge Staat Israel benötigte verzweifelt Devisen, Bundeskanzler Adenauer hingegen sprach 1949 von einer symbolischen Entschädigung der Juden in Höhe von zehn Millionen Mark.<sup>72</sup> Erst später verstand der Kanzler auf Wirken der Amerikaner, wie wichtig ein Aussöhnungsprozess mit dem jüdischen Volk war, und traf dazu eine Grundsatzentscheidung.

Adenauers Haltung war also zunächst, die »Schuld in Schulden« zu verwandeln, wie es Prof. Constantin Goschler, ein deutscher Historiker und Experte für das Thema Entschädigungszahlungen an NS-Verfolgte, so trefflich formulierte.<sup>73</sup> Das westdeutsche Establishment wollte diese Schulden möglichst begrenzt halten. Die Repräsentanten des jüdischen und des israelischen Establishments hingegen befürchteten, dass die Deutschen überhaupt nicht zahlen würden. Sie erklärten sich daher zu

---

70 **Bericht des Interministeriellen Ausschusses zur Erarbeitung von Lösungen für die Not der Shoah- Überlebenden** (Nachum Izkovicz, Vorsitzender), 15.05.2007, S. 9.

71 Shnoor, Yitschak, Brodski, Jenny, et al., **Holocaust Survivors in Israel: Population Estimates, Demographics, Health and Social Characteristics and Needs**, JDC - Brookdale Institute, Februar 2010.

72 **Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland**, 11.11.1949.

73 Goschler, Constantin, **Schuld und Schulden – Die Politik der Wiedergutmachung für NS-Verfolgte seit 1945**, Wallstein Verlag, 2005, S. 161.

weit reichenden Kompromissen bereit und akzeptierten den Großteil der deutschen Bedingungen. Schon zu Beginn der Verhandlungen waren Israels Forderungen mehr als bescheiden: Es verlangte 1,5 Milliarden Dollar (ein Drittel davon sollte von Ostdeutschland bezahlt werden). Diese Summe basierte auf den Kalkulationen von David Horowitz, in jenen Tagen Generaldirektor des Finanzministeriums. Er ging davon aus, dass Israel 500.000 Flüchtlinge aufnehmen und dass das den Staat pro Kopf 3000 Dollar kosten würde. Dennoch stellten die Deutschen sogar diese Rechnung in Frage.

Am 10. September 1952 fand im Rathaus von Luxemburg die feierliche Unterzeichnungszeremonie des Zahlungsabkommens zwischen den Regierungen Israels und der Bundesrepublik Deutschland statt. Darüber hinaus wurden zwei Protokolle zwischen Deutschland und der *Claims Conference* unterzeichnet. Der Staat Israel sollte eine Summe von insgesamt 725 Millionen Dollar bekommen. Weitere 450 Millionen DM (107 Mio. Dollar) bekam Israel von den Deutschen über das Treuhänderkonto der *Claims Conference*, mit der die israelische Regierung die Summe verrechnen sollte. Insgesamt erhielt Israel im Rahmen des Luxemburger Abkommens 75 Prozent seiner ursprünglichen Forderungen. Zwei Drittel dieser Summe bekam es in Form von Waren und Geräten deutscher Herstellung, ein weiteres Drittel bezahlte die BRD in Form von Benzin, das Israel von Großbritannien erwarb. Die Umsetzung des Zahlungsabkommens erstreckte sich über zwölf Jahre. Im zwischen der westdeutschen Regierung und *Claims* unterzeichneten Protokoll I wurde eine Reihe von Prinzipien für individuelle Entschädigungen und die Rückerstattung von jüdischem Besitz auf deutschem Boden abgesteckt. Im Rahmen von Protokoll II sollte die *Claims Conference* von Deutschland über den Staat Israel eine globale Entschädigungssumme von 107 Millionen Dollar erhalten, die für die Rehabilitation im Ausland lebender jüdischer Flüchtlinge bestimmt war. Insgesamt erhielt die *Claims Conference* von Deutschland nur ein Viertel ihrer ursprünglichen Forderungen. Verallgemeinernd standen somit nicht die Bedürfnisse der *Shoah*-Überlebenden im Zentrum dieser Vereinbarungen sondern die Bedürfnisse des Staates Israel. Dieser hatte gerade erst die zahlreiche Todesopfer fordernden schweren Kämpfe seines Unabhängigkeitskriegs hinter sich gebracht und schon kurz darauf eine massive Welle von Neueinwanderern aufgenommen – *Shoah*-Überlebende aus Europa und Immigranten aus den arabischen Staaten –, die seine

Bevölkerungszahl innerhalb kürzester Zeit verdoppelten. Das Land stand unter dem Zeichen von Defiziten, Rationierungspolitik und hoher Arbeitslosigkeit. Die Staatskasse war nahezu leer, und es gab keine Devisen, um für den Import von Weizen, Benzin und anderen lebensnotwendigen Gütern zu zahlen.

Im Gegensatz zu dem Eindruck, der in den letzten Jahren mitunter aus der öffentlichen Debatte in Israel entstanden sein mag, bekam Israel im Rahmen der Zahlungsabkommen keine Gelder zur individuellen Verteilung an *Shoah*-Überlebende, sondern vielmehr zur Unterstützung von deren Integration. Das geht auch aus dem Wortlaut des Abkommens hervor.

In einem der Schreiben, die in Vorbereitung des Vertragsabschlusses zwischen den beiden Parteien ausgetauscht wurden, erklärte Moshe Sharett im Namen der israelischen Regierung, dass dieses Abkommen sämtliche Forderungen Israels an Westdeutschland erfülle, und dass »der Staat Israel keine weiteren Forderungen bezüglich durch die NS-Verfolgung verursachter Schäden gegen die Bundesrepublik Deutschland erheben« werde. Die Vertreter der *Claims Conference* unterzeichneten eine ähnliche Verpflichtung. Schon wenige Jahre später sollten sie dies bereuen.

### **Irrungen und Wirrungen der deutschen Entschädigungsgesetzgebung**

»Die Täter wurden gewissermaßen aufgefordert, für die Unvollständigkeit ihrer Arbeit zu bezahlen. Doch selbst diese Rechnung ging nicht vollständig auf ...« schrieb der bekannte *Shoah*-Historiker Raul Hilberg in seinem Monumentalwerk **Die Vernichtung der europäischen Juden**.<sup>74</sup> Mit anderen Worten, Deutschland musste nach dem Krieg für das »Versagen« der Nazis zahlen ... zum Vorteil jener Juden, die die Vernichtung überlebt hatten, schließlich wurden die geleisteten Entschädigungen nicht für die Ermordeten bezahlt. Die Klausel »Verlust des Lebens« kam überhaupt nicht vor.

Das Abkommen betraf drei verschiedene Bereiche. Da waren zunächst die individuellen Reparationen, also persönliche Entschädigungsleistungen an die Überlebenden selbst. Desweiteren ging es um Zahlungen wie die in dem Abkommen mit Israel vereinbarten und schließlich um die Rückerstattung von geraubtem Besitz.

---

74 Hilberg, Raul, **Die Vernichtung der europäischen Juden**, 1994, B, III, S. 1235.

Das Bundesgesetz zur Entschädigung von NS-Verfolgten durchlief eine Reihe von Fassungen. Die dritte und letzte wurde im September 1965 verabschiedet und als »Bundesentschädigungs-Schlussgesetz« bezeichnet. In dieser neuen Version hatte man die Kriterien für körperliche Schäden und psychische Nachwirkungen der NS-Verfolgung flexibilisiert und erweitert. Weiter wurde darin bestimmt, dass jeder, der länger als ein Jahr in einem NS-Konzentrationslager gewesen war, nahezu automatisch Anspruch auf einen Behindertengrad von mindestens 25 Prozent habe, der ihn wiederum zu einer monatlichen Rente berechtige. 1969 lief die Gültigkeitsdauer dieses Gesetzes ab, und von diesem Zeitpunkt an konnten keine neuen Anträge eingereicht werden. Für die einmalige Entschädigung bedürftiger *Shoah*-Überlebender, die den Kriterien des Gesetzes nicht entsprachen, wurde eine Härtefall-Stiftung eingerichtet.

Mit der Wiedervereinigung begann die letzte Phase der deutschen Regulierungen für die Entschädigung von *Shoah*-Überlebenden, die bislang noch keine oder nur eine kleine, einmalige Entschädigung erhalten hatten. Die wiedervereinte Bundesrepublik weigerte sich jedoch, die neuen Vorgaben auch gesetzlich zu verankern. Im Vergleich zur Vergangenheit enthielten diese eine Reihe von Erneuerungen. Das »Territorialitätsprinzip« wurde gestrichen, da es das politische Argument des »Kalten Krieges« nicht mehr gab. Weiter wurde die direkte Verbindung zwischen den Überlebenden selbst und den deutschen Stellen gelöst. Die Verantwortung für die praktische Bearbeitung der Forderungen lag fortan in Händen der Vertretungen der *Claims Conference*. Deren Beamte waren nun unmittelbar dafür zuständig, über Entschädigungsanspruchsberechtigungen zu entscheiden und diese auf Basis der vom Bundesfinanzministerium festgelegten Kriterien an die Überlebenden auszuzahlen. 1993 setzte man die Vorgaben für eine laufende monatliche Zahlung von 500 DM fest, die als »Artikel 2-Fonds« bezeichnet wurde. Anspruchsberechtigt waren Menschen, die mindestens ein halbes Jahr in einem Konzentrationslager oder eineinhalb Jahre in einem bekannten Ghetto, im Versteck oder unter falscher Identität gelebt hatten – vorausgesetzt, sie hatten bislang noch keine Entschädigung aus irgendeiner anderen Quelle erhalten.

Die Verhandlungen über die verschiedenen Korrekturen dieser Regelungen zogen sich über Jahre hin. So ergab sich zum Beispiel die Notwendigkeit, weitere Kategorien von *Shoah*-Überlebenden in die Vereinbarungen aufzunehmen: Juden, die in unbekanntem

Konzentrationslagern auf österreichischem Boden gewesen waren, bulgarische Juden, die in »offenen Ghettos« gelebt hatten und Überlebende der Arbeitslager in den nordafrikanischen Staaten (Marokko, Tunis und Algerien). Schließlich wurde – nach über 15 Jahren Beratungen, Korrekturen und Erweiterungen (1991-2007) – von 100.000 eingereichten Anträgen 73.000 Überlebenden eine monatliche Rente auf Basis des »Artikel 2-Fonds« bewilligt. 43.800 von ihnen leben in Israel. Anfang 2010 betrug die Höhe der jeweiligen Monatsrente 291 Euro. Weitere 18.000 *Shoah*-Überlebende in Mittel- und Osteuropa bekamen kleinere monatliche Zahlungen in Höhe von 240 Euro.

Ein weiteres großes Problem stellten die Entschädigungszahlungen für Zwangsarbeiter dar. Im Verlauf des Krieges hatte das NS-Reich ca. 15 Millionen Fremdarbeiter und Kriegsgefangene aus den eroberten europäischen Staaten beschäftigt. Sie wurden in 12.000 deutschen Industrie- und Rüstungsunternehmen eingesetzt, in Minen, als Schienenleger und sogar in der Landwirtschaft. Diese Arbeiter ersetzten die Millionen von Deutschen, die rekrutiert worden waren. Weiter waren Ende 1944 etwa 600.000 KZ-Häftlinge im deutschen Reich beschäftigt, die meisten davon Juden. Ihre Sterbequote war überdurchschnittlich hoch – etwa die Hälfte von ihnen kam ums Leben. Die Zwangsarbeiter aus den Konzentrationslagern wurden in sämtlichen großen deutschen Konzernen eingesetzt: Krupp, Volkswagen, Siemens, IG-Farben, Daimler-Benz, AEG, General Electric, Degussa und andere. Ihnen hatten diese Unternehmen die enormen Profite zu verdanken, die sie während des Krieges machten.<sup>75</sup>

In der zweiten Hälfte der 1990er kam das Thema der Entschädigung von Zwangsarbeitern sowohl in Deutschland wie auch weltweit auf die Tagesordnung. Im Juli 2000 wurde zwischen Vertretern der Bundesrepublik und der Vereinigten Staaten eine Vereinbarung unterzeichnet, der sich auch die *Claims Conference*, Israel und Vertretungen der nichtjüdischen Zwangsarbeiter aus Mittel- und Osteuropa anschlossen. Unter Führung des sozialdemokratischen Kanzlers Gerhard Schröder richtete die Bundesregierung nun eine eigene Stiftung für die Entschädigung von Zwangsarbeitern ein, die den symbolischen Namen »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« bekam. Man beschloss, dass die Hälfte des

---

75 Herbert, Ulrich, »Zwangsarbeiter im 'Dritten Reich' und das Problem der Entschädigung«, in: Dieter Stiefel (Hrsg.), **Die Politische Ökonomie des Holocausts**, Wien-München 2001, S. 204-209.

Gründungsbudgets in Höhe von 5,2 Milliarden Euro vom Staat bestritten, die andere Hälfte von den Industriekonzernen und anderen Körperschaften der deutschen Wirtschaft übernommen werden sollte. All das war jedoch nur ein kleiner Teil des wahren Arbeitswerts jener Zwangsarbeiter, die das Dritte Reich ausgebeutet hatte.

Die Umsetzung verlief relativ effektiv. Die ersten Gelder für inzwischen anerkannte Zwangsarbeiter wurden im Juni 2001 überwiesen. Bis zum Dezember 2006 zahlte die Stiftung einmalige Entschädigungen von 2670 Euro (5000 DM) an 1,7 Millionen Zwangsarbeiter aus, eine Gesamtsumme von 4,4 Milliarden Euro. Aus dieser Summe erhielten 159.000 jüdische Zwangsarbeiter eine einmalige Entschädigung in Höhe von 7670 Euro – eine Gesamtsumme von 1,6 Milliarden Euro. Insgesamt gingen ca. 2,5 Millionen Anträge ein, von denen fast zwei Drittel bewilligt wurden. Die jüdischen Zwangsarbeiter reichten 270.000 Anträge ein. Davon wurden 60 Prozent anerkannt. Mehr als 100.000 dieser Anträge kamen von ehemaligen Zwangsarbeitern aus Israel, 65.000 davon wurden bewilligt. Im Juni 2007 fand in der Residenz des deutschen Bundespräsidenten eine feierliche Zeremonie anlässlich des erfolgreichen Abschlusses der Stiftungstätigkeiten und der einmaligen Entschädigungszahlungen an Zwangsarbeiter statt. Die weiterexistierende Stiftung finanziert bis heute aus ihren Erträgen pädagogische Projekte und Forschungsprojekte zur Förderung des Gedenkens.

Ende des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts wurden also auf operativer Ebene die Entschädigungszahlungen für *Shoah*-Überlebende eingestellt. Gleichzeitig jedoch finden bis zum heutigen Tag alljährlich Gespräche zwischen den Repräsentanten der *Claims Conference* und dem Bundesfinanzministerium statt, in denen es um das »Stopfen der restlichen Löcher« geht.

### **Falsches Feilschen: die israelische Entschädigungsgesetzgebung**

Das Invaliden-Gesetz für NS-Verfolgte aus dem Jahre 1957 war das Resultat weitreichender Verzichte gegenüber den deutschen Verhandlungspartnern und ein Versehen. Gegen Ende der Verhandlungen über das Entschädigungsabkommen Ende Sommer 1952, als sich die Delegationen bereits mit dem endgültigen Wortlaut des »Zahlungsvertrags« befassten und das inklusive sämtlicher Details und Ergänzungen, warteten die Repräsentanten der BRD mit zwei überraschenden Forderungen auf.

Die eine betraf den Besitz der deutschen Templer in Israel. Die deutsche Delegation verlangte von den Israelis, die Templer für die 42.000 Dunam (4200 ha) ihrer Immobilien im Land zu entschädigen, die die britische Mandatsregierung während des Krieges als »feindlichen Besitz« annektiert und später dem Staat Israel vererbt hatte. Nach einem internationalen Schiedsverfahren, das 1962 abgeschlossen wurde, zahlte Israel für diesen Templerbesitz eine Entschädigung von 35 Millionen Dollar.

Die zweite deutsche Forderung war von größerer Tragweite: Israel sollte für die vor September 1953 nach Israel gekommenen Bürger auf das Recht verzichten, Entschädigungsanträge für ihre während der *Shoah* entstandenen gesundheitlichen und körperlichen Schäden zu stellen. Im September 1953 sollte das deutsche Entschädigungsgesetz in Kraft treten. Die israelische Delegation berechnete, dass es sich dabei um höchstens 20 Millionen DM handeln könne, was weniger als ein Prozent des Gesamtumfangs des Entschädigungsabkommens ausmachte. Da sie die Vereinbarungen weder gefährden, noch deren Unterzeichnung verzögern wollten, beschlossen sie, die deutsche Forderung zu akzeptieren. Am 10. September 1952, dem Tag der Unterzeichnung des Luxemburger Abkommens, wurde zwischen Israel und Deutschland noch eine Reihe von Ergänzungsdepeschen ausgetauscht. Darunter befand sich auch ein Schreiben Moshe Sharets an Adenauer, in dem die israelische Regierung sich mit dem Ersuchen einverstanden erklärte.

Die Deutschen selbst waren überrascht, wie schnell die Israelis auf ihr Ansinnen eingegangen waren. Franz Böhm, der Leiter der deutschen Verhandlungsdelegation, der gegen die aus dem Amt von Bundesfinanzminister Fritz Schäffer stammende Forderung gewesen war, sagte dazu:

»Die Forderung ist von der deutschen Seite erst in allerletzter Stunde, als die Verhandlungsdelegationen bereits im Aufbruch waren, geltend gemacht worden, und zwar allein auf das nachdrückliche Drängen des Bundesfinanzministers hin. Sie wurde ... ohne Verhandlungen von der israelische Regierung angenommen ...«<sup>76</sup>

Über die Bedeutung dieses Nachgebens der Israelis schrieb die Dorner-Kommission, der mit dem Thema betraute staatliche israelische Untersuchungsausschuss, 56 Jahre später:

---

76 Schurholz, Franz, **Ergebnisse der deutschen Wiedergutmachungsleistungen in Israel**, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, 1968, S. 1.



»Genau genommen beraubte der israelische Verzicht im Zahlungsabkommen den Großteil der nach der *Shoah* eingewanderten Überlebenden der Möglichkeit, von Deutschland eine Entschädigung für die körperlichen und gesundheitlichen Schäden zu verlangen, die ihnen durch die NS-Verfolgungen entstanden waren.«.<sup>77</sup>

Die wirtschaftlichen Folgen des Verzichts waren weitreichend. Den Betroffenen entstanden erhebliche Einkommensverluste. Der finanzielle Schaden für einen Überlebenden, dem der Weg versperrt worden war, Entschädigungen von Deutschland einzufordern, und der sich nun mit einer Vergütung des israelischen Fiskus begnügen musste, belief sich auf 1,3 Millionen Schekel. Wenn man davon ausgeht, dass 6000 Überlebende unter diese Kategorie fielen, beläuft sich der Gesamtschaden auf 7,8 Milliarden Schekel (heute ca. 1,5 Milliarden Euro).

Israel hatte keine Wahl. 1957 musste es das Invaliden-Gesetz für NS-Verfolgte erlassen. Obgleich die Vergütungen, die dieses Gesetz zugestand, mehr als knapp bemessen wurden, waren die Unkosten, die dem israelischen Haushalt dadurch entstanden, Dutzende Male höher als die ursprünglichen Schätzungen des Finanzministeriums. Auch machte es sehr schnell die Runde, dass die Rente, die Israel den NS-Invaliden zahlen wollte, niedriger war als die der Deutschen. Dieses Missverhältnis sollte sich im Lauf der Jahre weiter vertiefen. Erst nachdem es 2007 zu einem massiven öffentlichen Protest gekommen war, wurde mittels eines staatlichen Untersuchungsausschusses unter Leitung von Dalia Dorner, Richterin a. D. am Obersten Gericht, das Entschädigungssystem geändert. Die monatlichen Renten wurden auf 45 Prozent der deutschen Rente aufgestockt. Weiter erhielten nun auch solche Gruppen von Überlebenden eine monatliche Rente, die bislang nicht berücksichtigt worden waren. Auch die Rechte von Überlebenden aus Rumänien und Bulgarien wurden anerkannt, ebenso wie die von Menschen, die während des Zweiten Weltkriegs in den nordafrikanischen Staaten (Tunesien, Algerien und Marokko) verfolgt worden waren.<sup>78</sup> Programme zur Unterstützung und

---

77 **Staatlicher Untersuchungsausschuss zum Thema Unterstützung von Shoah-Überlebenden**, Rechenschaftsbericht (Hebr.), Juni 2008, S. 30-35.

78 Siehe: Yablonka, Hanna, **Abseits der Gleise – die orientalischen Juden und der Holocaust** (Hebr.), Yedioth Achronot Verlag, Tel Aviv, 2008; Yablonka, Hanna »Übersehene Opfer – Entschädigung für Juden nordafrikanischer Abstammung«, in: N. Frei, J. Brunner und C. Goschler (Hrsg.), **Die Praxis der Wiedergutmachung**, Wallstein Verlag, Göttingen 2009, S. 358.



das Angebot von Dienstleistungen für Überlebende wurden erweitert. Das galt auch für die Beteiligung der Regierung an der Finanzierung einer Reihe von Medikamenten für Überlebende. Weiter wurden die staatlichen Subsidien für die Wohlfahrtsstiftung für *Shoah*-Überlebende und den Dachverband »Zentrum der Organisationen von *Shoah*-Überlebenden in Israel« erheblich erhöht. Die für die Betreuung der Überlebenden zuständige Rehabilitationsstelle des Finanzministeriums erhielt nun den Namen »Behörde für die Rechte von *Shoah*-Überlebenden« und bot ihren Antragstellern bessere Dienstleistungen.

### **Die historische Bilanz**

Wie viele Überlebende genossen somit irgendeine Form der Entschädigung? Dazu gibt es nur Schätzungen und auch diese sind umstritten. In Deutschland spricht man von einer Million *Shoah*-Überlebender, die Entschädigungen bezogen haben und beziehen. Diese Zahl ist jedoch übertrieben. Die deutschen Behörden fassten zwei sich überschneidende Daten zusammen: 277.000 NS-Verfolgte mit monatlichen Rentenbezügen – der Höchststand der Bezugsberechtigten – und 650.000 weitere Menschen, die eine einmalige Entschädigung erhielten. Dabei bekamen jedoch fast alle monatlichen Rentenempfänger auch einmalige Zahlungen. Daraus folgt, dass nur 650.000 Überlebende irgendeine Entschädigung bekamen – monatliche Renten und/oder einmalige Zahlungen. Aus diversen Veröffentlichungen der *Claims Conference* hingegen geht hervor, dass über eine halbe Million Überlebender im Lauf der Jahre Entschädigungen bezogen. Diese Zahl kommt der Realität wesentlich näher. Laut einer vom Autor angestellten Rechnung erhielten insgesamt 553.000 *Shoah*-Überlebende irgendeine Form der Entschädigung.<sup>79</sup> Abschließend ist dazu zu sagen, dass von den 1,8 bis 2 Millionen Juden, die die *Shoah* in Europa überlebt hatten, nur ein Drittel irgendeine Entschädigung erhielt. Zwei Drittel verstarben, ohne jemals etwas bekommen zu haben. »Die biologische Lösung« tat ihr Werk.<sup>80</sup> Auch die Dorner-Kommission bestätigte dieses Ergebnis.<sup>81</sup>

---

79 Ausführlicher dazu siehe: Teitelbaum, Raul, **Die biologische Lösung - der Skandal der persönlichen Entschädigungen für Shoah-Überlebende**, Verlag Zu Klampen, Berlin 2008, Statistischer Anhang: Tafel 7, S. 350.

80 Ebd., Vorwort, S. 18

81 **Staatlicher Untersuchungsausschuss**, Rechenschaftsbericht (Hebr.), S. 51.

Was die Situation in Israel anbelangt, so lebten im Jahr 2007 260.000 *Shoah*-Überlebende im Land. 168.259 (64 Prozent) bekamen überhaupt keine monatliche Rente, 91.741 bezogen Zuschüsse oder Renten aus verschiedenen Quellen. 43.000 von ihnen erhielten regelmäßige monatliche Renten vom israelischen Finanzministerium, ca. 20.000 bekamen monatliche Krankenrenten, 23.570 bekamen monatliche Zahlungen aus dem »Artikel 2-Fonds«, und 5.171 Überlebende bezogen monatliche Zahlungen von anderen Staaten.<sup>82</sup>

### **Die finanzielle Bilanz**

Daten des Bundesfinanzministeriums zufolge zahlte Deutschland von 1953 bis zum 31. Dezember 2009 eine »Wiedergutmachungs«-Summe vor insgesamt 67,1 Milliarden Euro. Nicht all diese Gelder gelangten zu den NS-Verfolgten im Allgemeinen und den jüdischen Überlebenden im Besonderen. Die individuellen Entschädigungen für NS-Verfolgte – Renten, monatliche oder einmalige Zahlungen – beliefen sich auf 54,2 Milliarden Euro. 20 Prozent dieser Summe gingen an Anspruchsberechtigte in der Bundesrepublik selbst (wobei man davon ausgehen kann, dass es sich dabei vorwiegend um nichtjüdische NS-Verfolgte handelte), 40 Prozent an Anspruchsberechtigte in Israel und weitere 40 Prozent an solche in anderen Staaten. Man darf also schätzen, dass Deutschland den jüdischen *Shoah*-Überlebenden insgesamt 48,4 Milliarden Euro zahlte. Wenn wir die 1,8 Milliarden Euro hinzurechnen, die der Staat Israel im Rahmen des Zahlungsabkommens erhielt, sowie die weiteren 3 Milliarden Euro, die die *Claims Conference* entweder direkt oder als Nutznießerin jüdischen Besitzes ohne Erben von Deutschland bezog, kommt man auf eine Gesamtsumme von 53,2 Milliarden Euro (66 Milliarden Dollar), die Deutschland den Juden als Entschädigung für die *Shoah* bezahlt hat.<sup>83</sup> Israels Anteil an dieser Gesamtsumme beläuft sich auf 22 Milliarden Euro (27 Milliarden Dollar).

Diese Zahlen werden auch durch den Passus über »individuelle Entschädigungen aus Deutschland« in der israelischen Devisenbilanz bestätigt. Dieser enthält nicht nur erstere sondern auch die deutschen Sozialrenten an israelische Staatsbürger, die Summen kleinerer

---

82 **Interministerieller Ausschuss zur Erarbeitung von Lösungen für die Not der Shoah-Überlebenden**, Rechenschaftsbericht, 15.05.2007, Tab. 1, S. 41.

83 Bundesministerium der Finanzen, Referat V B 4: **Leistungen der öffentlichen Hand auf dem Gebiet der Wiedergutmachung**, Stand: 31.12.2009.

monatlicher Zuschüsse für *Shoah*-Überlebende aus anderen europäischen Staaten, darunter Österreich, Holland, Belgien und Frankreich sowie Renten aus England für Israelis, die zur Zeit des Zweiten Weltkriegs in der britischen Armee gedient hatten. Die Bilanz zeigt, dass von 1954 bis 2009 insgesamt 23,4 Milliarden Dollar in die israelische Devisenbilanz eingeflossen sind.<sup>84</sup> Von dieser Gesamtsumme müssen 4 Milliarden Dollar abgezogen werden, die seit Mitte der 1970er an die Empfänger von Sozialrenten aus der Bundesrepublik ausgezahlt wurden. Daraus folgt, dass sich die Gesamtsumme, die die *Shoah*-Überlebenden in Israel als Entschädigung von Deutschland bekommen haben – sei es in Form einmaliger Entschädigungen oder in Form monatlicher Renten – auf 19,4 Milliarden Dollar beläuft. In Dollar-Festkursen entspricht diese Summe der israelischen Devisenbilanz in etwa auch den Daten des deutschen Finanzministeriums.

Obwohl es sich augenscheinlich um beachtliche Gelder handelt, haben diese Zahlungen den deutschen Haushalt aufgrund der raschen Entwicklung der BRD niemals belastet. 1960 betrug die Last der Entschädigungen an NS-Verfolgte 0,74 Prozent des deutschen Bruttoinlandsprodukts und 7 Prozent des Bundeshaushalts. Bis 1966, dem Zeitpunkt also, als das Bundesentschädigungs-Schlussgesetz verabschiedet wurde, waren diese Prozentsätze auf 0,34 Prozent des Bruttoinlandsprodukts und 2,6 Prozent des Haushalts zurückgegangen. Sie nahmen auch in den Folgejahren weiter ab. Dem Bundesfinanzministerium zufolge bezahlte die BRD 2005 aus ihrem Budget unter dem Posten Entschädigungen eine Summe von 852 Mio. Euro. Im selben Jahr betrug das deutsche Bruttoinlandsprodukt 2,3 Billionen Euro, die öffentlichen Ausgaben beliefen sich auf 987 Milliarden Euro. Daraus folgt, dass die Last der Entschädigungsgelder weniger als 0,04 Prozent des deutschen Bruttoinlandsprodukts und weniger als 0,1 Prozent der öffentlichen Ausgaben betrug. Eine Berechnung der finanziellen Last, die die Bürger der Bundesrepublik im Laufe von über 50 Jahren für diese Entschädigungen trugen, zeigt, dass jeder Deutsche während dieses Zeitraums aus seiner Tasche 948 Dollar bezahlen musste. Daraus folgt, dass er jedes Jahr 19 Dollar, und jeden Monat 1,6 Dollar zahlte.

Abgesehen von dieser »deutschen Bilanz« lässt sich auch eine »israelische Bilanz« aufstellen. Dabei stellt sich die Frage, ob Israel infolge

---

84 Israelisches Statistisches Landesamt, Israels Devisenbilanz, Bank of Israel: **Devisenkontrolle** (Hebr.).

seines »falschen Feilschens« bei den Verhandlungen über die deutschen Entschädigungsgelder aus Deutschland letztlich mehr zahlte, als es bekam, oder im Gegenteil? Über diesen Punkt gehen die Meinungen auseinander.

In meinem Buch **Die biologische Lösung** stellte ich fest, dass Israel auf Grund des Verzichts während der Verhandlungen im Lauf der Jahre Renten an die *Shoah*-Überlebenden zahlte, die um ein Vielfaches höher waren als die Summe, die es im Rahmen des Entschädigungsabkommens von Deutschland bekam. Allein zwischen 1957 und 2004 handelte es sich dabei um eine Summe von insgesamt 3,5 Milliarden Dollar. Das geht aus den Berechnungen einer Expertengruppe des amerikanischen Richters Edward Korman hervor, dem Leiter jener Solidaritäts-Stiftung, die nach den Streitigkeiten über das Schicksal der verwaisten Konten jüdischer *Shoah*-Opfer im Rahmen eines Vergleichs mit den Schweizer Banken gegründet wurde.<sup>85</sup> Zusätzliche zwei Milliarden Dollar wurden den Überlebenden in den fünf Folgejahren aus der Staatskasse bezahlt. Die Gesamtsumme beträgt 5,5 Milliarden Dollar oder 20 Milliarden Schekel (Stand 2008). Aus all dem zog ich den Schluss, dass Israel aus seinem Staatshaushalt letztlich eine Summe zahlte, die 4,5 mal so hoch war wie die Summe der Zahlungen, auf die Israel seinerzeit den Deutschen gegenüber verzichtet hatte.

Es ist durchaus möglich, dass ich mit dieser Folgerung übertrieben habe. Dennoch muss man die Ergebnisse des Dorner-Ausschusses anfechten, wonach die Zahlungen, die Israel erhalten hat, »doppelt so hoch« gewesen sein sollen, »wie der Wert der Leistungen, die es auszahlte«.<sup>86</sup> Ganz im Gegenteil zahlte Israel aus der Staatskasse eine Summe, die mindestens doppelt so hoch, wenn nicht noch höher war als alle Zahlungen, die es von Deutschland im Rahmen des Luxemburger Abkommens bekommen hatte. Es ist tatsächlich kompliziert, Vergleiche zwischen finanziellen Werten anzustellen, die im Lauf von Jahrzehnten über verschiedene Währungen verteilt waren und diese in Festwerten auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Ein solcher Vergleich kann Irrtümer beinhalten, und auch seine Resultate können je nach den Voraussetzungen, von denen man dabei ausging, unterschiedlich ausfallen. Selbst eine so bedeutende und integere Kommission wie der Dorner-Ausschuss könnte sich bei diesen Berechnungen geirrt haben.

---

85 United States District Court, Eastern, Special Master's Recommendations, 17.04.2004, Annex F.

86 **Staatlicher Untersuchungsausschuss**, Rechenschaftsbericht, Seite 33.

Darüber hinaus ist die Summe der persönlichen Entschädigungen, die *Shoah*-Überlebende in Israel im Lauf der Jahre auf individueller Ebene von Deutschland erhalten haben, meinen Berechnungen zufolge fast 15 mal höher als die Summe der Zahlungen, die Israel als Staat von der Bundesrepublik erhielt. Tatsächlich gelangten auch die Herausgeber des 2009 in Deutschland veröffentlichten Sammelbands empirischer historischer Studien **Die Praxis der Wiedergutmachung – Geschichte, Erfahrung und Wirkung in Deutschland und Israel** zum selben Schluss. So heißt es in der Einleitung ihres Buches: »Insgesamt überstiegen die individuellen Entschädigungen [Anm. d. Autors: für NS-Verfolgte] die im Luxemburger Abkommen ausgehandelte pauschale Wiedergutmachung [Anm. d. Autors: an den Staat Israel] um mehr als ein Dreizehnfaches.«<sup>87</sup> Daraus folgt, dass die Entscheidung der israelischen Delegierten bei den Verhandlungen mit Westdeutschland im Jahr 1952 falsch war, als sie es vorzogen, die Entschädigungsgelder als Staat in Empfang zu nehmen und nicht in Form individueller Entschädigungen für die Überlebenden.

Wie dem auch sei, die enormen Summen, die gezahlt wurden, waren keine gewöhnlichen Kriegsreparationen (der besiegte Staat zahlt den Siegerstaaten), sondern Entschädigungen, die der besiegte Staat seinen Opfern als Individuen bezahlte. So gesehen stellte das Entschädigungssystem im internationalen Recht eine Erneuerung dar. Die Anerkennung der jüdischen Forderungen auf Basis der *Shoah* verwandelt sich allmählich in eine universale Norm. Sie dient auch anderen Mordaktionen zum Opfer gefallenen ethnischen Gruppen und Völkern als Präzedenzfall – zum Beispiel China und Südkorea bezüglich der Verbrechen ihrer japanischen Eroberer. Ebenso werden in den afroamerikanischen Gemeinden der USA Stimmen laut, die fordern, aus den Erfahrungen der *Shoah*-Opfer zu lernen und die Möglichkeit zu untersuchen, Entschädigungen für die Zeit der Sklaverei zu beantragen. Der Verband der nordamerikanischen Indianer will für erlittenes Unrecht klagen und auch die afrikanischen Staaten – als Präzedenzfall für Entschädigungsklagen wegen Verbrechen des Kolonialismus –, und sogar die Palästinenser sind damit befasst, aus der „jüdischen Erfahrung“ zu lernen. Zweifellos werden die Palästinenser zum Zeitpunkt einer endgültigen Regelung des israelisch-palästinensischen Konflikts die Forderung erheben, sich auf diesen Präzedenzfall zu stützen.

---

87 Frei N., Brunner J., und Goschler, C. (Hrsg.), **Die Praxis der Wiedergutmachung**, Wallstein Verlag, Göttingen 2009, S. 17.

## Wer war der »Gewinner« und wer hat verloren?

Von den Tausenden von Büchern und Studien, die über die Zeit der *Shoah* veröffentlicht wurden, befassten sich nur wenige mit deren wirtschaftlichen Implikationen. Erst seit Mitte der 1990er werden Teilstudien zu den diversen Aspekten jener räuberischen Ausbeutungspolitik veröffentlicht, die die Nazis und die in ihrem Dienst stehenden Körperschaften verfolgten – Banken sowie große deutsche Wirtschaftskonzerne. Damals wurden in den europäischen Staaten Dutzende von historischen Untersuchungskommissionen eingerichtet. Das umfangreiche Material, das sie zusammentrugen, wartet noch auf seine Auswertung.

Pionierarbeit zu diesem Thema leistete Dr. Robinson, der Leiter des Institute of Jewish Affairs des jüdischen Weltkongresses.<sup>88</sup> Weitere Forschungen kamen zu dem Ergebnis, dass für geraubten jüdischen Besitz im Wert von mindestens 120 bis 180 Milliarden Dollar (Stand 2005) keine Entschädigungen geleistet wurden. Dieses Geld sei weder seinen Besitzern, deren Erben noch dem jüdischen Volk zurückerstattet worden.<sup>89</sup> Aus dieser wie aus anderen Studien geht hervor, dass die »materielle *Shoah*« – der Raub von Besitz, der Verlust an potentielltem Einkommen und der Wert der Zwangsarbeit – gegenwärtig einem Wert von 230 bis 320 Milliarden Dollar entspräche.<sup>90</sup>

Es gibt jedoch noch weitere Aspekte dieses beispiellosen Raub- und Ausbeutungsfeldzugs: Er trug zur Finanzierung der Kriegskosten des NS-Staates bei und diente während jener Zeit sogar der Bestechung

---

88 Auf Grund einer Auswertung nationaler Konten in der Zwischenkriegszeit kam Robinson bei seinen Berechnungen auf eine Gesamtsumme von 300 Milliarden Dollar. Seine Schätzungen wurden auch von späteren Studien nicht in Frage gestellt. Siehe: Robinson, Nehemiah, **Beraubung und Wiedergutmachung – Der materielle Schaden der Juden während der Verfolgung**, Institute of Jewish Affairs – World Jewish Congress, New York 1962.

89 Zabludoff, Sidney, »Restitution of Holocaust-Era Assets: Promises and Reality«, **Jewish Political Studies Review** 19, 1-2 (Frühjahr 2007).

90 Folgende Studie spricht von einem Direktschaden in Höhe von 150 bis 160 Milliarden Dollar, und das ohne die Berücksichtigung von Einkommensverlust, Beeinträchtigung der Erwerbsfähigkeit und Wert der Zwangsarbeit: Junz, Helen B. »Report on the Pre-War Wealth Position of the Jewish Population in Nazi-Occupied Countries, Germany and Austria«, in: Independent Committee of Eminent Persons (ICEP), **Report on Dormant Accounts of Victims of Nazi Persecution in Swiss Banks**, Steampli Publishers Ltd, Bern 1999, Appendix S, S. A-127 – A-206.

des deutschen Volkes. In einer 2005 publizierten umfangreichen Studie, die in Deutschland öffentliche Debatten hervorrief (das Buch trägt den bezeichnenden Titel: **Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus**), gelangte der deutsche Historiker und Forscher Götz Aly zu dem Schluss, dass von den direkten Ausgaben NS-Deutschlands während des Zweiten Weltkriegs in Höhe von 510 Milliarden Reichsmark etwa die Hälfte durch laufende Einnahmen, und die andere Hälfte durch Verschuldung bestritten wurde. Von den laufenden Einnahmen zur Deckung der Kriegskosten stammten etwa zwei Drittel, also 170 Milliarden Reichsmark, aus der Beraubung und Ausbeutung der eroberten Völker und Staaten – darunter dem Raub von jüdischem Besitz und der Ausbeutung der Zwangsarbeiter. Daraus folgt, dass ein Drittel der NS-deutschen Kriegsausgaben auf diesem Weg bestritten wurde. Nur ein geringer Prozentsatz der Unkosten wurde aus Steuern beglichen, die die deutsche Bevölkerung zu tragen hatte. Ausführlich schildert Götz, wie das Ausplünderungssystem des Dritten Reiches nicht nur einen Großteil von dessen Krieg finanzierte, sondern wie Hitler damit auch das deutsche Volk kaufte.<sup>91</sup> So wurden zum Beispiel im Herbst 1941, als Hitlers Armeen vor den Toren Moskaus standen, in Deutschland die Renten und Pensionen um 15 Prozent erhöht, und 1943, vor der großen Niederlage von Stalingrad, wurden die Arbeitslöhne in Deutschland um 10 Prozent aufgestockt.

Die materiellen Schäden, die der NS-Staat dem jüdischen Volk zugefügt hat, sind im Vergleich zu den Entschädigungen, die die BRD dafür zahlte und noch zahlen wird, sehr viel höher. Das Bundesfinanzministerium schätzt, dass Deutschland bis zum Jahr 2030, einem Zeitpunkt, wo auch der letzte Überlebende längst verstorben sein wird, für die Entschädigung von NS-Verfolgten eine Summe von insgesamt 90 Milliarden Dollar gezahlt haben wird. Daraus folgt, dass das deutsche Volk das jüdische Volk bei Abschluss dieser historischen Verrechnung nur für ein Viertel des materiellen Schadens entschädigt haben wird, den es ihm während der NS-Zeit zufügte.

### **Zusammenfassung**

Es scheint, als wäre das operative Geschäft im Hinblick auf die Entschädigungen für *Shoah*-Überlebende gegen Ende der ersten Dekade

---

91 Götz, Aly, **Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und Nationaler Sozialismus**, Fischer Verlag, 2005.

des 21. Jahrhunderts fast abgeschlossen. Ab diesem Zeitpunkt obliegt es dem jüdischen Volk und dem Staat Israel, für die Unterstützung bedürftiger Überlebender zu sorgen und für seine begrenzten Mittel eine logische Prioritätenordnung aufzustellen, die gewährleistet, dass diese stetig schwindende Bevölkerungsgruppe in Würde altern darf.

Die historische Bilanz findet in den Entschädigungen kaum einen Ausdruck. Nazideutschland hat zwar seinen »totalen Krieg« verloren, nicht jedoch seinen Krieg gegen die Juden. In Europa wurde die »Endlösung der Judenfrage« fast vollständig verwirklicht. Deutschland selbst hatte sich schon eine Generation später erholt und war wieder zu einer zentralen europäischen Macht geworden. Eine der Folgen des Krieges war die Teilung Deutschlands gewesen. Die Wiedervereinigung setzte dem Großteil der Kriegsfolgen ein Ende. Anders verhielt es sich mit dem Schicksal des jüdischen Volkes: Dessen geistige und kulturelle Zentren waren vernichtet worden, seine schöpferische Kraft hatte einen verheerenden Schlag erlitten. Das jüdische Volk nach der *Shoah* wurde nie mehr zu dem, was es zuvor gewesen war, weder geographisch noch demographisch. Mittel- und Osteuropa, die Hauptschauplätze der Vernichtung, sind nahezu »judenrein«. Dafür kann es keine finanzielle Entschädigung geben, und sowieso nicht für das verlorene Leben.



# Das Dorf als Ort der Begegnung zwischen Shoah-Überlebenden und der israelischen Gesellschaft <sup>92</sup>

Ada Schein

Die Dorfsiedlungen mit all ihren *Kibbuzim* und *Moshavim* zählten zur Zeit des *Yishuv* und nach der Staatsgründung zu den Orten der Begegnung zwischen *Shoah*-Überlebenden und der jüdischen Gesellschaft.

Schon seit ihren Frühtagen stellte die zionistische Bewegung die Landwirtschaft an die Spitze ihrer Prioritäten, sie war Teil des Ideals von der Nationalisierung des Bodens. Sie galt als bester Weg zur wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gesundung des jüdischen Volkes. Die Landwirtschaft sollte eine nachhaltige, stabile, kontinuierliche und ausgedehnte jüdische Präsenz auf dem Territorium von *Erez Israel* gewährleisten. Darüber hinaus sollte sie auch garantieren, dass der jüdische *Yishuv* unabhängig von der Wirtschaftslage imstande ist, seine eigenen Bedürfnisse zu erfüllen.

Obwohl die Landwirtschaft in der zionistischen Prioritätenordnung diese Vorrangstellung einnahm, bevorzugte der einheimische *Yishuv* zu Zeit des britischen Mandats vor allem urbane und halburbane Siedlungen. Seit der ersten *Alija* hatten Neueinwanderer die Stadt als Wohnort bevorzugt, und das galt auch für die *Alija* auf dem Höhepunkt des Zweiten Weltkriegs.<sup>93</sup> Schon in den späten 1930ern war die jüdische Gesellschaft im Land eine ausgesprochen städtische Gesellschaft. 1944 zählte die Stadtbevölkerung 427.000 Seelen, im Gegensatz zu 140.000 jüdischen Siedlern in dörflichen

---

92 Dieser Artikel basiert auf zwei unlängst veröffentlichten Studien: Bar-Gil, Shlomo, **Träumen und einen Kibbuz bauen: Die Eingliederung der *She'erit Hapleta* in die Kibbuz-Bewegung 1945-1955** (Hebr.), S. 29-139; Schein, Ada „Bau dein Haus in Bälde: Die *She'erit Hapleta* in der *Moshav*-Bewegung 1944-1955“, in: Bar-Gil und Schein, **Und ihr werdet euch in Sicherheit niederlassen, Shoah-Überlebende in der *Hityashvut ha'ovedet* 1945-1955** (Hebr.), *Yad Vashem*, Internationales Institut zur Erforschung der Shoah, Jerusalem 5770 – 2010, S. 143-346.

93 Simerot, David, **Der *Yishuv* und die *She'erit Hapleta*: Behandlung und Umgang in *Erez Israel* 1945-1947** (Hebr.), M..A.-Dissertation in Allgemeiner Geschichte, Hebräische Universität Jerusalem, Dezember 1995, S. 92. Simerot stützt sich auf B. Gil und M. Sikron, **Einwohnerregister (6. Cheshvan 5709 = 8. November 1948), Teil B' – Merkmale der jüdischen Bevölkerung und Formen der *Yishuv*** (Hebr.?), Veröffentlichungsreihe, Nummer 53, Jerusalem 5717 – 1957, S. 41.

Regionen.<sup>94</sup> Diese Siedler lebten in vier unterschiedlichen Siedlungsformen: *Moshavot*, *Kibbuzim*, Arbeiter-*Moshavim* und *Moshavim Shitufim*. Mitte 1943, unmittelbar vor Eintreffen der ersten Gruppen von Überlebenden, war die jüdische Bevölkerung auf 218 landwirtschaftliche Siedlungen verteilt: 33 *Moshavot*, 103 *Kibbuzim*, 79 Arbeiter-*Moshavim* und 3 *Moshavim Shitufim*.<sup>95</sup>

Die *Chalutz*-Jugendbewegungen in der Diaspora stellten ebenso wie die Jugendbewegungen in Israel Arbeitskraft-Ressourcen für die einheimischen Landwirtschaftssiedlungen dar. Erstere dienten als eine Art Schleuse nach *Erez Israel*, da sie ihre Zöglinge auf die schweren Lebensverhältnisse im Land vorbereiteten und die Arbeit an die Spitze der Werteprioritäten stellten.<sup>96</sup> Auch wenn der Beitritt zu einer *Chalutz*-Jugendbewegung in der Diaspora für manche Jugendlichen ein Akt der Rebellion gegen die Welt der Erwachsenen darstellte, war jede dieser Bewegungen ideologisch mit einer der politischen Strömungen in *Erez Israel* verbunden und bereitete ihre Mitglieder ganz praktisch auf eine spezifische Siedlungsbewegung vor.

In *Erez Israel* selbst entstanden Jugendbewegungen aus gesellschaftlichen Sektoren sowie aus politischen Bewegungen oder Siedlungsbewegungen. Die sozialistischen Jugendbewegungen sahen im *Kibbuz* die bevorzugte landwirtschaftliche Lebensform. Als Sprungbrett zur Selbstverwirklichung im *Kibbuz* dienten pädagogisch arbeitende Ortsgruppen, die landesweit organisiert waren, »Arbeitscamps« sowie Kontakte zu den *Kibbuzim*.<sup>97</sup> Weder im In- noch im Ausland bereiteten die Jugendbewegungen ihre Mitglieder allerdings auf den Beitritt zu einem

---

94 Nach Binjamin, Eliav (Hrsg.), **Der Yishuv in Tagen des nationalen Aufbaus** (Hebr.), Keter, Jerusalem 1979, S. 386.

95 Diese Daten stammen von der *Jewish Agency for Palestine*, Landwirtschaftsabteilung. Die Siedlungen in Israel vom Beginn der Besiedlung des Landes bis Ende 1950, Listen und Protokolle, Jerusalem, November 1950: Pinchas Lavon Institut zur Erforschung der Arbeiterbewegung (= Lavon-Institut), 307 - IV- 550. Die Siedlungslisten nennen das Datum der Landnahme und sind nach Siedlungsformen unterteilt.

96 Lam, Zvi, **Die zionistischen Jugendbewegungen im Rückblick** [Hebr.?], Sifriat Hapoalim, Tel Aviv 1991, S. 51-52.

97 Reshef Shimshon, und Dror, Yuval, **Die hebräische Erziehung in den Tagen des nationalen Aufbaus, 1919-1939** (Hebr.), Jerusalem 1999, S. 135. Siehe auch einen kurzen Abriss über die wichtigsten Jugendbewegungen – *Hashomer Hazair*, *Machanot HaOlim*, *HaTnuah Hameuchedet-Gordonia*, *Betar*, u. *Bnei Akiva* – in: Weber, Shaul, **Blaues Hemd vor schwarzem Hintergrund. Die Beziehung der israelischen Jugendbewegungen zur Diaspora während der Shoah und danach**, (Hebr.), Ramot, Tel Aviv 1998, S. 19-24.

*Moshav* vor. Vielmehr wurden die *Chalutzim*, die ins Land kamen, häufig damit betraut, neue *Moshavim* zu gründen, wobei sie allerdings lange warten mussten, bis ihnen ein zur Besiedlung geeigneter Ort zugeteilt wurde. Der *Moshav* zog diejenigen an, denen der *Kibbutz* zu kollektiv und zu gleichmacherisch war.<sup>98</sup>

### Die europäischen *Chalutz*-Jugendbewegungen nach dem Krieg

Die *Chalutz*-Jugendbewegungen gehörten zu den wenigen Bewegungen, die auch zur Zeit der Ghettos, Deportationen und Konzentrationslager weiter funktionierten. In den Ghettos dienten diese Jugendbewegungen als Ersatz für die zerstörten Familien und erfüllten somit eine wichtige Funktion.<sup>99</sup>

Auch nach Kriegsende waren die Überlebenden der zionistischen Jugendbewegung die Ersten, die sich reorganisierten und die Basis für die *She'erit Hapleta* in den deutschen *DP-Camps* schufen.<sup>100</sup> Auf ihre Initiative entstand unmittelbar nach der Befreiung aus dem KZ Buchenwald die erste landwirtschaftliche *Hachshara* auf deutschem Boden in der Hoffnung, dass diese »eine Brücke der Migration nach *Erez Israel*« darstellen würde.<sup>101</sup> Schon auf dem ersten zionistischen Kongress der *Shoah*-Überlebenden in Deutschland erklärten die Entronnenen, das Ziel der zionistischen Aktivitäten in der Diaspora sei »die europäische Diaspora aufzulösen und alle Überlebenden nach *Erez Israel* zu bringen«<sup>102</sup>.

---

98 Schwartz, Moshe, »Vom landwirtschaftlichen Kooperativ zur Dorfsiedlung? Die Geschichte eines Arbeiter-*Moshavs*« (Hebr.), in: Paz-Eliyahu, Avigail und Gorni, Yoseph (Hrsg.), **Eine historische Leistung und ihr Lohn: die *Kibbutz*- und *Moshav*-Siedlungsbewegungen 1910-1990 [Hebr.]**, Ben-Gurion-Institut zur Erforschung Israels, Kiryat Sde Boker 2006, S. 673.

99 Gutman, Israel, »Die Jugendbewegungen als alternative Führung in Osteuropa« (Hebr.), **Yalkut Moreshet**, Mem Gimel-Mem Daled (Monat Aw 5747 – 1987), S. 159-170.

100 Ausführliches dazu in: Mankowitz, Zeev, **Zwischen Erinnerung und Hoffnung: Shoah-Überlebende im besetzten Deutschland** (Hebr., auch in Englisch erhältlich), *Yad Vashem*, Jerusalem 5767 – 2007, S. 107-120; Schein, Ada, »Noch ist die Dynastie nicht unterbrochen: Jugendbewegungen in den *DP-Lagern* als Vermittler nationaler Anbindung« (Hebr.), im Massuah-Sammelband: **Der Lauf ins Morgen – die zionistischen Jugendbewegungen vor den Herausforderungen des 20. Jahrhunderts [Hebr.]**, Lamed Daled (2007), S. 170-180.

101 **Archiv Ha'avoda ve HaChalutz**, Abteilung 37 A III, Akte 43 b'; Poznanski, Artur **Bericht über die bisherige Entwicklung des *Kibbutz* Buchenwald**, 19.09.1945.

102 »Erklärung vom zionistischen Kongress in München 25.06.1945«, in Hering, Zeev, **Zwischen Zerstörung und Erlösung – im Gerangel um die *She'erit Hapletah*** (jiddisch),

Auch in Polen und Litauen schlossen sich die aus der UdSSR zurückgekehrten Überlebenden - die sogenannten Repatriierten - den *Chalutz*-Jugendbewegungen und den überlebenden Ghettokämpfern an und begannen mit dem Wiederaufbau der zionistischen Bewegung. Die Anführer der Ghettosaufstände wurden nun deren Anführer. Die zionistische Ideologie diente als Kompass und Wegweiser für alle Überlebenden, und daraus erwuchs die Infrastruktur einer organisierten Fluchthilfe aus Osteuropa nach Rumänien und Italien und später nach Österreich und Deutschland. Ziel war es, Europa endgültig den Rücken zu kehren und nach *Erez Israel* auszuwandern. Mit Hilfe der Organisation *HaBricha* brachten die Aktivisten nun Tausende junger Überlebender aus den Lagern, den Wäldern, den Verstecken oder auch den russischen Arbeitslagern, in die sie deportiert worden waren, in die *DP-Lager* Österreichs und Deutschlands.<sup>103</sup> Anfang 1947 reisten mehr als 23.000 Mitglieder aus, die in den *Alija-Kibbuzim* organisiert waren, 16.000 davon waren Angehörige der *Chalutz*-Jugendbewegungen – Dror, *Hashomer Hazair*, *Gordonia*, *Nochem vePachach* (Partisanen, *Chalutzim* und Soldaten). Hinzu kamen weitere 11.000 Mitglieder der Zionistischen Jugend und der *HaMisrachit/Bnei Akiva*.<sup>104</sup>

Innerhalb eines Jahres strömten Tausende von Jugendlichen in die *DP-Lager* in Deutschland. Avinoam Patt sagt in seiner Studie über die Jugendbewegungen in diesen Lagern, der Zionismus habe bei den jungen Menschen, die sich den *Alija-Kibbuzim* anschlossen, eher eine praktische als eine ideologische Funktion erfüllt.<sup>105</sup> Die *Alija-Kibbuzim* waren für sie ganz einfach der schnellste Weg, Europa zu verlassen, um später irgendwann nach *Erez Israel* zu gelangen. Sie dienten ihnen als Ersatzfamilie, verliehen ihnen ein neues Gefühl der Sicherheit und boten ihnen eine pädagogische Struktur. Im Allgemeinen waren die organisierten *Chalutz*-Gruppen

---

München (ohne Datum), S. 79-80.

103 David Engel versuchte, das gängige Bild der *HaBricha* als Massenmigration mit dem Charakter einer Naturgewalt zu revidieren, die es auf Grund ihres Glaubens an die zionistische Idee nach Israel zog. Engel unterscheidet zwischen der Organisation und den Massen, die deren Hilfe in Anspruch nahmen. Siehe: Engel, David, **Zwischen Befreiung und Flucht: Shoah-Überlebende in Polen und der Kampf um ihre Einwanderung ins Land 1944-1946** (Hebr.), Am Oved, Tel Aviv 1996.

104 J. Patt, Avinoam, **Finding Home Finding Homeland: Jewish Youth and Zionism in the Aftermath of the Holocaust**, Wayne State University Press, Detroit 2008, S. 110.

105 Ebd., S. 88-89.

die ersten, die die *DP-Camps* verließen und sich dem Kampf gegen die restriktive Einwanderungspolitik der britischen Mandatsregierung anschlossen. 3500 Mitglieder der *Alija-Kibbuzim* traten dem in Deutschland ins Leben gerufenen *Hachshara*-Projekt bei, einzig, um die Chancen auf eine Auswanderung nach *Erez Israel* zu vergrößern – und das, obwohl die landwirtschaftliche Arbeit auf einem deutschen Bauernhof sie von den kulturellen und pädagogischen Angeboten entfernte, die in den Lagern selbst zur Verfügung standen.<sup>106</sup>

Zum Strom derer, die aus Osteuropa in die *DP-Camps* kamen, gehörten auch Gruppen überlebender Kinder aus Polen und Ungarn, die von den wenigen entronnenen Mitarbeitern der *Chalutz*-Jugendbewegungen vor Ort organisiert worden waren. Diese Gruppen wurden nach einem bestimmten Schlüssel auf die einzelnen Bewegungen verteilt und in eigenen Camps untergebracht, die man als »Kinderheime« bezeichnete. Dort wurden die Kinder dann darauf vorbereitet, sich mit der jeweiligen Jugend- und Siedlungsbewegung im Land ideologisch zu identifizieren.<sup>107</sup>

### Die Integration der *She'erit Hapleta* zur Zeit des *Yishuv*

Die *Kibbuz*-Bewegungen gingen davon aus, dass ihr Einsatz in den *DP-Camps* Deutschlands, Österreichs und Italiens dazu führen würden, dass sich die Überlebenden nach ihrer Ankunft in *Erez Israel* den Landwirtschaftskooperativen der *Hityashvut Ha'ovedet* anschließen würden. »Unser Land erwartet euch als wertvolle Reserve«<sup>108</sup>, schrieb Nathan Shvalev aus der Schweizer Zentrale des *Hachalutz* an die zionistischen Aktivisten in Deutschland.

Der Personalmangel, an dem alle *Kibbuz*-Bewegungen gleichermaßen litten, zwang die *Kibbuzim*, sich ganz und gar ihrer Mission in den Reihen der *She'erit Hapleta* zu widmen. Moshe Klieger, ein Angehöriger des *Kibbuz Hame'uchad*, gesteht dies offen:

---

106 Ebd., S. 103.

107 Ausführliches zu diesen Kinderheimen in Deutschland siehe: Schein, Ada, **Bildungseinrichtungen in Deutschland und Österreich (1945-1951)**, (Hebr.), Dissertation für den Dr. Phil., Hebräische Universität Jerusalem, 2000, S. 207-222; Ashkenazi, Niva (Shäfer), ***Erez Israel kommt zu Ihnen, die Kinderheime der Chalutz-Jugendbewegungen in Bayern*** (Hebr.), *Yad Vashem*, Internationales Institut zur Erforschung der Shoah, Jerusalem 2009.

108 Nathan Shvalev an Artur Poznanski 16.07.1945, Lavon-Institut, Abteilung 37 A III, Akte 43 b'.

»Der *Hachalutz* und die Jugendbewegungen müssten auch heute eine verlässliche Quelle für die *Hityashvut Ha'ovedet* und die *Kibbuz*-Siedlungsbewegung sein. Die Kommune kann ohne diese frischen Pionierkräfte, die bereits von Jugend an für sie erzogen wurden, weder existieren noch ihr Werk errichten.«<sup>109</sup>

In der *Yishuv*-Führung machte man sich jedoch darüber Gedanken, welche organisatorischen Muster für die Aktivitäten im schrittweise befreiten Europa und in den orientalischen Ländern geeignet seien. Bereits während des Krieges war man dort zu dem Schluss gekommen, dass man die Bande mit den orientalischen Juden verstärken müsse. In der Parteizentrale der *Mapai* wurde vorgeschlagen, eine Organisation namens *Hachalutz Hazair* („Der junge Pionier“) ins Leben zu rufen, die partei- und bewegungsunabhängig zu zionistisch-sozialistischen Werten erziehen sollte. Dieser Vorschlag wurde am 28. September 1943 von der Verwaltung der *Jewish Agency* genehmigt und löste im Lager von *Erez Israel Haovedet*, der einheimischen Arbeiterbewegung, heftige Diskussionen aus.<sup>110</sup> Die *Mapai*-Führung unterstützte den Gedanken einer vereinten Pionierbewegung namens *Hachalutz Ha'achid*. Sie schlug vor, die Grundsätze des *Hachalutz* neu zu definieren und dadurch zahlreichen jungen Menschen den Beitritt zur zionistischen Bewegung zu erleichtern. Dabei sollten auch diejenigen miteinbezogen werden, die den *Chalutz*-Jugendverbänden entwachsen waren und nun der *Histadrut*, der allgemeinen Arbeitergewerkschaft in *Erez Israel*, angehörten. Weiter rief die *Mapai*-Führung dazu auf, eine rasche und sofortige jüdische Massen-*Alija* voranzutreiben. Sie schlug vor, mit Hilfe der *Alija*-Abteilung der *Jewish Agency* die Kontrolle der Bereiche *Hachshara* und *Alija* zu übernehmen und *Hachshara-Kibbuzim* einzurichten. Abschließend ließ die *Mapai*-Führung verlauten: »Die Genehmigung zur *Alija* wird individuell erfolgen und von den zentralen Einrichtungen des *Hachalutz* erteilt werden.«<sup>111</sup>

Die Siedlungsbewegungen kämpften bis dato getrennt um den

---

109 Ansprache Moshe Kliegers auf der 15. Konferenz des *Kibbuz Hame'uchad*, 7.-13.06.1946.

110 Zur Gründung des *Hachalutz Ha'achid* in den orientalischen Staaten und zur Debatte, die im Zusammenhang mit dessen Einrichtung in Europa in den Reihen von *Erez Israel Ha'ovedet* entbrannte, siehe: Weitz, Yechiam, » Bewusstsein und Hilflosigkeit: Die *Mapai* angesichts der Shoah 1943-1945« (Hebr.), *Yad Yitzhak Ben-Zvi*, Jerusalem 1994, S. 188-206.

111 Ebd., S. 200.

Nachschub an jungen Arbeitskräften aus Europa. Mit der politischen Spaltung der *Mapai* verschärfte sich deren Zwiſtigkeiten untereinander. Die Leiter des Dachverbandes aller Gruppen, *Chaver Hakvutzot*, gelangten zu dem Schluss, dass ein Fortbestehen des *Hachalutz* in seiner derzeitigen Form keine Berechtigung mehr habe und man den *Hachalutz Ha'achid* – den »Vereinten *Chalutz*« – als verbindlichen organisatorischen Rahmen für alle Jugendlichen in der Diaspora unterstützen müsse. Das war in ihren Augen »die Botschaft des Landes an die Diaspora«<sup>112</sup>. Auch die Leitung der *Moshav*-Bewegung unterstützte den Gedanken des *Hachalutz Ha'achid*. Shmuel Dayan, der entschieden dagegen war, die Zerwürfnisse in *Erez Israel* auch in die Reihen der *Chalutz*-Bewegung in der Diaspora zu tragen<sup>113</sup>, wandte sich gegen die Führung des *Schomer Hazair* und des *Kibbuz Hame'uchad*, die dazu aufriefen, die einheimische Gemeinde an die Spitze der Prioritätenordnung zu stellen, sich auf den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft in *Erez Israel* zu konzentrieren, eine rasche Einwanderung abzulehnen und in der Diaspora ein *Hachshara*-Netzwerk einzurichten.<sup>114</sup>

Die Debatte beeinflusste das Muster der Aktivitäten des europäischen Pionierlagers. Einerseits hatte die Leitung des *Schomer Hazair* auf dem ersten Zionistischen Kongress in London Anfang August 1942 beschlossen, den gemeinsamen Rahmen aufzulösen, der in Polen zwischen den *Alija-Kibbuzim* des *Schomer Hazair* und der Jugendbewegung *Dror* geschaffen worden war.<sup>115</sup> Andererseits fällt der Kongress auch die Entscheidung, in jedem Land einen Zionistischen Einheitsverband zu gründen.<sup>116</sup>

112 Goldberg, Yona, »Wir werden die Botschaft des *Hachalutz Ha'achid* in die Diaspora tragen« (Hebr.), *Chaver Hakvutzot*, Nissan 5745-1985, S. 19.

113 Siehe Ansprache von Shmuel Dayan auf der Ratsversammlung von Kfar Chayim, S. 13-14.

114 Über die unterschiedlichen Auffassungen von David Ben-Gurion, Yitzchak Tabenkin und Meir Yaari über das jüdische Leben in der Diaspora siehe: Weitz, »Bewusstsein und Hilfslosigkeit«, S. 75-80.

115 Weiteres zu dieser Entscheidung siehe: Kenan, Irit, »Die erez-israelische Mission in Deutschland«, in: Gutman, Israel und Drechsler, Adina (Hrsg.), *She'erit Hapleta 1944-1948 – Rehabilitation und politischer Kampf [Hebr.?,]*, Referate und Diskussionen auf der Sechsten Internationalen Konferenz der Shoah-Forscher, Jerusalem 575 – 1991, S. 209; Mankowitz, Zeev, »Zionismus und *She'erit Hapleta*«, ebd., S. 205; Shapira, Anita, »Der *Yishuv* und *She'erit Hapleta*«, ebd., S. 80-83.

116 Beschlüsse des Zionistischen Weltkongresses in London, 01.-13.08.1945, Belange der *Alija* und der Rettung (Hebr.), Art. 4, S. 7, Aleph Zaddik Mem, 1906/S. 25.



Im Sinne dieser Resolutionen des Londoner Zionistischen Kongresses wurden nun in Deutschland die *Histadrut Zionit Achida (Haz"á)*, der zionistische Einheitsverband und an dessen Seite die *Nacham*-Bewegung (*Noar Chaluzi Me'uchad Nacham*), also die Vereinigte Pionierjugend, gegründet. Der Erstgenannte sollte folgendes Ziel verfolgen:

»Die Vereinigung der *Kibbuz*-Bewegung sowie die Verstärkung von Zusammenarbeit und gegenseitiger Hilfe zwischen sämtlichen Erscheinungsformen der *Hityashvut Ha'ovedet*. Eine übergreifende Vereinigung der Pionierarbeiterschaft sowohl auf gewerkschaftlicher als auch auf parteipolitischer Ebene«. <sup>117</sup>

Dennoch nahmen mit wachsendem Zustrom aus Osteuropa auch die sektiererischen Kräfte im Pionierlager zu. Jede Bewegung wollte die Zahl ihrer Mitglieder vermehren in der Annahme, diese würden sich nach ihrer Ankunft im Land ihren eigenen *Kibbuzim* anschließen. Die aus Polen eintreffenden Jugendbewegungen weigerten sich, *Nacham* beizutreten und sich dem Diktat von *Haz"á* zu unterwerfen. Auf dem 22. Zionistischen Kongress im Dezember 1946 wurde *Haz"á* aufgelöst und an seiner Stelle der »Bund der *Chalutz*-Organisationen« gegründet – als Dachverband für sämtliche *Chalutz*-Körperschaften mit Ausnahme von *Betar* und *Agudat Israel*. <sup>118</sup>

Auch in den Reihen der in den Internierungslagern auf Zypern festgehaltenen illegalen Einwanderer war der Anteil des organisierten *Chalutz*-Lagers hoch: Etwa 90 Prozent von ihnen waren im Rahmen der Jugendbewegungen und der verschiedenen politischen Parteien der zionistischen Bewegung erfasst und organisiert. Wie Nahum Bogner nachwies, galten diejenigen, die in diesen Lagern keiner Bewegung oder politischen Partei angehörten, als Ausnahmeerscheinung. Er führt dieses Phänomen auf die Tatsache zurück, dass die Einwanderung ins Land und die Integration vor Ort durch die Bewegungen und Parteien vorgenommen wurden. <sup>119</sup>

Im Gegensatz zu den *Kibbuz*-Bewegungen, deren Vertreter ihre gesamte Energie auf die Unterstützung der Jugendbewegungen und *Alija-Kibbuzim* konzentrierten, um deren Mitglieder dahingehend zu beeinflussen, ihre

---

117 »Erster *Nacham*-Kongress«, *Nizoz*, 25.02.1946.

118 Siehe dazu: Schein, „Noch ist die Dynastie nicht unterbrochen“, S. 180-183.

119 Bogner, Nahum, »Die Insel der Deportation: Die Lager der illegalen Einwanderer auf Zypern« 1946-1948 (Hebr.), Am Oved, Tel Aviv 1991, S. 236.



eigenen Reihen im Land zu ergänzen, versäumte es die *Moshav*-Bewegung, sich rechtzeitig zu organisieren. Nur einige wenige in den Dachverbänden der *Jewish Agency* arbeitende Mitglieder beharrten auf der Notwendigkeit, unter den Flüchtlingen in Europa aktiv zu sein, um diesen den Gedanken des *Moshav* und das Leben in einem solchen nahezubringen. Sie drängten die Führung der *Moshav*-Bewegung dazu, in Europa ein autonomes Zentrum einzurichten.<sup>120</sup> Der Beschluss dazu fiel auf dem 22. Kongress im Dezember 1946 und wurde im April 1947 vom Zentralrat der Bewegung in Bejt Joseph abgesegnet.

Führten die in den *DP-Camps* und den Internierungslagern auf Zypern investierten organisatorischen Bemühungen jedoch wirklich dazu, dass sich die Einwanderer der *She'erit Hapleta* der *Kibbuz*-Bewegung anschlossen?

Zwischen der Ankunft der ersten Überlebendengruppen Anfang Februar 1944 bis zur Staatsgründung am 14. Mai 1948 kamen 59.413 Einwanderer der *She'erit Hapleta* nach *Erez Israel* und stellten in jenen Jahren die Mehrheit der Immigranten dar (83 Prozent).<sup>121</sup> Der Höhepunkt war 1947, als 18.430 Angehörige der *She'erit Hapleta* einwanderten, also 85,6 Prozent der insgesamt 21.542 Einwanderer, die in jenem Jahr – dem Höhepunkt der illegalen Einwanderung und des Kampfes um die *Alija* – ins Land kamen.

Diese Einwanderer der *She'erit Hapleta* wiesen zwei besondere Merkmale auf: Sie waren jung – 62 Prozent von ihnen waren zwischen 17 und 29 – und sie hatten einen außergewöhnlichen Personenstand: 64,7 Prozent hatten keine Angehörigen. Nur 14 Prozent waren Familienvorstände, und auch diese Familien bestanden nur aus einigen wenigen Seelen. Diese demographischen Eigenschaften wurden im *Yishuv* mit großem Interesse wahrgenommen und galten als Kriterium zur Einschätzung der Integrationsfähigkeit der Neuankömmlinge.<sup>122</sup>

Die von der *Jewish Agency* verfolgte Verteilungspolitik bot der *Kibbuz*-Bewegung einen erheblichen Vorteil. Von den 49.582 von der Agency

---

120 Interessant ist in diesem Zusammenhang vor allem Shabtai Lusinsky, ein Mitglied des *Moshav* Atarot. Lusinskys Briefwechsel mit dem Sekretariat der *Moshav*-Bewegung befindet sich im Lavon-Institut, 307-IV-1-529.

121 Siehe dazu: Dvoreski, Mark, »*She'erit Hapleta* in Israel: Untersuchung der demographischen und biologischen Probleme der Überlebenden aus den Ländern der *Shoah*«, *Gesher* 1 (1946), S. 83-115.

122 Simerot, *Der Yishuv und die She'erit Hapleta*, S. 25.

betreuten Einwanderern wurden bis Oktober 1947 9.569 Erwachsene in die *Kibbuzim* geschickt, die außerdem im Rahmen der Jugend-*Alija* weitere 4.405 Jugendliche aufnahmen. Insgesamt wurden damit 13.974 Einwanderer in die *Kibbuzim* geschickt, also 28,18 Prozent der gesamten Immigranten. Aus einer Analyse David Simerots geht hervor, dass die *Kibbuzim* 1946 die wichtigste Anlaufstation für die Einwanderer darstellten. Damals wurden 3.930 Personen dort aufgenommen. Im Jahr 1947, also dem Höhepunkt der illegalen Einwanderung, wurden 4.202 Einwanderer in die *Moshavim* geschickt, 3.338 in die *Kibbuzim* und 3.162 in die Einrichtungen der *Alijat Hano'ar*. In den Einwandererlagern blieben 4.220 Menschen, weitere 4.666 kamen zu ihren Verwandten.<sup>123</sup> Nur 3,5 Prozent der Einwanderer der *She'erit Hapleta* wurden in die *Moshavim* geschickt.

Unter den Neueinwanderergruppen, die in die *Kibbuzim* gelangten, stachen die Mitglieder von Nacham aus dem *Kibbuz* Buchenwald besonders hervor, die am Vorabend des jüdischen Neujahrsfestes im September 1945 legal ins Land gekommen waren. 54 Mitglieder dieser Gruppe wurden auf *Hachshara* in den *Kibbuz* Afikim geschickt. Im Lauf ihres Vorbereitungskurses wuchs in ihnen der Wunsch heran, einen eigenen *Kibbuz* der *She'erit Hapleta* zu gründen. Im September 1947 zog eine Kerngruppe von fünfzehn Genossen nach Nachlat Yehuda bei Rishon Lezion um, um dort eine unabhängige *Hachshara* zu absolvieren, erst ein halbes Jahr später wurde sie in die von der *Haganah* eroberte Spohn-Farm verlegt. Am 11. Juni 1950 wurde der Grundstein des *Kibbuz* Netzer (Buchenwald) gelegt.<sup>124</sup>

Shlomo Bar-Gil differenziert zwischen vier Mustern der Integration von Neueinwanderern in die *Kibbuz*-Bewegung: der Beitritt zu einem großen *Kibbuz*, der Beitritt zu einem in einer Krise befindlichen *Kibbuz*, die Gründung einer neuen Siedlung und die Gründung einer neuen Siedlung durch Zusammenschluss mit Veteranen.<sup>125</sup> Den für die Aufnahme Verantwortlichen war klar, dass die Neueinwanderer dahingehend beeinflusst werden mussten, sich direkt in dörflichen Gegenden niederzulassen, obwohl es auch Stimmen gab, die einen solch unmittelbaren

---

123 Siehe dort: Tabelle der Einwandererverteilung 1945-1947 durch die *Jewish Agency* und Siedlungsformen der Einwanderer 1942-1947 auf Basis der Volkszählung vom November 1948, S. 81.

124 Ebd., S. 88-90.

125 Bar-Gil, **Träumen und einen Kibbuz bauen**, S. 69-96.

Schritt ablehnten und anführten, die Verfassung der *She'erit Hapleta* erfordere ihrer Meinung nach eine gewisse Ruhezeit, Eingewöhnung und erste Bekanntschaft mit dem Leben des *Yishuv*. Sie glaubten, der Umzug ins Dorf müsse erst in der zweiten Phase der Integration erfolgen.<sup>126</sup>

In der *Kibbuz*-Bewegung bemühte man sich darum, den Einwanderern bei der Aufnahme Vorzugsbedingungen zu gewähren, die scherzhaft als »Integrationsregime« bezeichnet wurden. Im Zentralrat des *Kibbuz Hame'uchad*, der Ende Februar 1947 in Gvat zusammentrat, wurde unmissverständlich gefordert, den Neueinwanderern einen wöchentlichen Schultag, einen Betreuer, einen Gesellschaftsraum und konzentrierte Studientage zu gewähren, sie auf vom *Kibbuz* organisierte Seminare zu schicken und ihnen im Hinblick auf Unterkunft, Kleidung und ihre individuellen Bedürfnisse privilegierte Lebensbedingungen zu bieten.<sup>127</sup> Hanna Yablonka geht davon aus, dass

»die *Kibbuz*-Bewegung genau genommen die einzige war, die schon Anfang 1947 ein Integrationssystem für die erwachsenen Einwanderer der *She'erit Hapleta* schuf, wobei fortwährend kritisch hinterfragt wurde, inwieweit dabei die Besonderheiten dieser *Alija* berücksichtigt wurden.«<sup>128</sup>

David Simroth bestreitet diese Einschätzung. In einer detaillierten Studie zeigt er, dass auch in den Städten und *Moshavot* des besagten Zeitraums Integrationssysteme geschaffen wurden, die sich um Unterbringung, Beschäftigung, Unterstützung und Wohlfahrtskümmeren.<sup>129</sup>

Trotz der Bemühungen der *Kibbuz*-Bewegung zog ein Teil der Einwanderer der *She'erit Hapleta* es vor, die *Kibbuzim* schon bald wieder zu verlassen und sich in urbanen Ballungszentren niederzulassen. Simroths Daten zufolge findet sich bei den Einwanderern des Jahres 1945 der höchste Prozentsatz derjenigen, die in den Städten unterkamen (etwa 70 Prozent der gesamten Immigranten). Ende 1948 lebten nur 15,2 Prozent der Einwanderer der Jahre 1942-1947 in den *Kibbuzim*, inklusive der ehemaligen Zöglinge der Jugend-*Alija*, die dort geblieben waren. Das bedeutet, dass bis zur Staatsgründung nur 56 Prozent weiter in den *Kibbuzim* blieben und

---

126 Artikel von A. Gelblum, »Grundprobleme der *Alija*-Integration « (Hebr.), *Ha'arets*, 28.09.1945; zitiert nach: Simerot, S. 86.

127 Yablonka, Hanna, **Fremde Brüder**, S. 261.

128 Ebd. S. 261.

129 Simeroth, S. 197.

der Aussteigeranteil 44 Prozent betrug.<sup>130</sup>

Das Phänomen war den Führern des *Yishuv* bekannt. So bemerkte zum Beispiel Gershon Askolai, ein Mitarbeiter des Ressorts für Arbeit bei der *Jewish Agency*, das Zugehörigkeitsgefühl der Einwanderer, die auf Grund ihrer Affinität zu den Bewegungen im Ausland in die *Kibbuzim* gelangt waren, sei nur schwach ausgeprägt und der Großteil von ihnen bräche schon kurz nach der Ankunft wieder auf, um von Ort zu Ort zu wandern.<sup>131</sup> Selbst von den ehemaligen Internierten der zyprischen Lager stiegen viele aus. Die lange Vorbereitung und das Gemeinschaftsleben in den *Alija-Kibbuzim* waren keine Garantie für eine erfolgreiche *Kibbuzintegration*. Viele *Alija-Kibbuzim* lösten sich schon wenige Monate nach dem Eintreffen der Einwanderer auf.<sup>132</sup>

Die Aufnahme der Kinder und Jugendlichen der Jugend-*Alija* in die *Kibbuzim* galt bei der *Hityashvut Ha'ovedet* als bevorzugtes Integrationsmuster. Am 24. Juli 1946 antwortete das Landwirtschaftszentrum auf die dem Landwirtschaftsausschuss vorgelegten Beschlüsse:

Die Grundhaltung bei der Aufnahme von eingewanderten Kindern und Jugendlichen muss eine pädagogische sein, die auf dem Geist des Pionierwesens, des Zionismus, der einfachen Arbeit wie der Landwirtschaft und Gemeinschaftlichkeit beruht. Die Institutionen der zionistischen Bewegung müssen ohne Vorbehalte dafür sorgen, dass diese eingewanderten Kinder in die landwirtschaftlichen und arbeitenden Kooperativen kommen, in das Lager derer, die den Boden erobern, verteidigen und bearbeiten; **die *Hityashvut Ha'ovedet* wünscht, in diesen eingewanderten Kindern ein Reservisten-Bataillon für ihre Bestrebungen und ihren Weg zu sehen** (Hervorhebung d. Aut.).<sup>133</sup>

Von 1944 bis 1948 wurden 4032 Zöglinge der Jugend-*Alija* in der *Kibbuz*-Bewegung aufgenommen.<sup>134</sup> Die Kindergruppen, die nach dem Krieg aus Europa eintrafen, waren bereits »definiert«, das heißt, nach einem bestimmten Schlüssel der *Kibbuz*-Bewegung zugeordnet. Bei ihrer Ankunft

---

130 Simeroth, S.85-86.

131 Gershon Askolai an J. Rabinowitz, 05.01.1946, Lavon-Institut, 307-IV-1-274.

132 Ofer, Daliah, »Überlebende als Einwanderer: das Beispiel der auf Zypern Internierten« (Hebr.), in: Massuah-Sammelband, **Sperrschlösser des Schweigens – *She'erit Hapleta* und *Erez Israel* (Hebr.)**, Kav Chet (2000), S. 235.

133 Vollversammlung des Landwirtschaftszentrums, Protokoll Nr. 14, 24. Juli 1946, Lavon-Institut, 235-IV-1-143D.

134 Bar-Gil, **Träumen und einen *Kibbuz* bauen**, S. 40.

verteilt man sie im Rahmen der Jugend-*Alija* entsprechend auf die *Kibbuzim*. Die pädagogische Integration stellte für die *Kibbuzim* eine große Belastung dar. Hanna Yablonka zitiert in ihrer Studie zahlreiche Zeugenberichte über Gefühle seelischer Not und Spannungen, die zwischen den Zöglingen der Jugend-*Alija* und der *Kibbuz*-Jugend entstanden.<sup>135</sup> Weiter merkt sie an, 36 Prozent haben die Jugendgruppen in den *Kibbuzim* zwischen 1945 und 1948 wieder verlassen, nachdem sie weniger als zwei Jahre dort gelebt hätten.<sup>136</sup>

Diejenigen Zöglinge der Jugend-*Alija*, die ihre *Hachshara* abschließen konnten, schlossen sich den Vorbereitungskursen des *Palmach* an, nahmen aktiv an den militärischen Kämpfen im Land teil und waren in den Kerngruppen neuer Siedlungen aktiv.<sup>137</sup> Laut Daten der *Jewish Agency* wurde die *Kibbuz*-Bewegung zwischen 1944 und dem 14. Mai 1948 um 38 neue *Kibbuzim* erweitert.<sup>138</sup> Aus Shlomo Bar-Gils Statistiken geht hervor, dass 39 neue *Kibbuzim* gegründet wurden, und 22.642 Mitglieder der Bewegung beitraten. Davon waren 7786 Neueinwanderer und 4032 Zöglinge der Jugend-*Alija*.<sup>139</sup>

Nur wenige Einwanderer der *She'erit Hapleta* wurden in jenen Tagen in die *Moshav*-Bewegung aufgenommen, obwohl man in deren zentralen Institutionen die Entscheidung getroffen hatte, dass »jeder Haushalt in unseren Siedlungen zumindest eine Einwandererseele von den Erretteten des Volkes bei sich aufnimmt«<sup>140</sup>.

Die *Moshav*-Bewegung versäumte es, die Jahre des Wartens in Europa hinreichend auszunutzen und begnügte sich damit, über die als Arbeiter-*Moshav* (*Moshav Ovdim*) bezeichnete Lebensform zu informieren.<sup>141</sup> Die Aufnahme in einem solchen fand im Rahmen einer »ersten Unterbringung«

---

135 Yablonka, *Fremde Brüder*, S. 209-215.

136 Ebd., S. 223.

137 Bar-Gil, *Träumen und einen Kibbuz bauen*, S. 63-64.

138 Siehe: *Die landwirtschaftlichen Siedlungen in Israel*.

139 Bar-Gil, *Träumen und einen Kibbuz bauen*, S. 38.

140 »Rechenschaftsbericht vor dem 7. Kongress über die Zeitspanne Oktober 1942 bis Oktober 1945« (Hebr.), *Tlamim Samech Aleph*, (Tishrej-Cheshvan 5706 – 1946), S. 28.

141 Konferenz zur Errichtung von Arbeiter-*Moshavim* in Europa, Basel, 08.12.1946, Lavon-Institut, 307-IV-1-507 A. Veröffentlichung der Beschlüsse auch in: »Konferenz über die Gründung eines Zentrums für die Arbeiter-*Moshavim* in Europa«, *Tlamim*, Ayin Daled-Ayin Hey (Tevet-Shvat 5707 – 1947), S. 82. Entscheidungen des Komitees, das am 27.-28.04.1947 in Bejt Josef zusammentrat, Lavon-Institut, 307-IV-1-675. Veröffentlichung der Beschlüsse auch in der Presse, siehe: »Unsere besten Mitglieder zur Mission in der Diaspora« (Hebr.), *Davar*, 30.04.1947.

statt, wenn der Einwanderer einen Platz im Land gefunden hatte. Die Möglichkeit, in einem *Moshav* unterzukommen, hing davon ab, ob ein Flüchtling Verwandte dort hatte, die sich verpflichteten, die Verantwortung für dessen Kost und Logis zu übernehmen. Die organisatorische Form der autonomen familiären Bewirtschaftung sowie die Ablehnung der Beschäftigung von Lohnarbeitern stand einer Integration am meisten im Wege. Schließlich konnten die Neueinwanderer in den *Moshavot* sofort Arbeit finden, ohne dabei den überaus anstrengenden Alltag des *Moshav*-Lebens auf sich nehmen zu müssen. Vor allem war der Mangel an verfügbaren Höfen zur Bewirtschaftung und an neuem Land für die Besiedlung dafür verantwortlich, dass die *Moshav*-Bewegung keine echten organisatorischen Lösungen für eine breit angelegte Aufnahme von Einwanderern besaß.

Auch im Hinblick auf die Bereitstellung von pädagogischen Strukturen für Kinder und Jugendliche hinkte die *Moshav*-Bewegung hinter der *Kibbuz*-Bewegung her, sie hat sich jedoch im Gegensatz zur Einschätzung von Ofra Kenan immer darum bemüht.<sup>142</sup> Laut Daten des statistischen Bulletins der Jugend-*Alija* vom 1. März 1946 wurden 450 eingewanderte Kinder in die *Moshavim* aufgenommen. Im Juni 1946 erarbeitete die *Moshav*-Bewegung einen Plan zur Aufnahme von Kindern und stellte in ihren 44 Siedlungen 1.570 entsprechende Plätze zur Verfügung.<sup>143</sup> Drei Jahre musste die Bewegung gegen die Einwanderungsinstitutionen kämpfen, bis ihre Mitglieder Kinder und Jugendliche aufnehmen durften. In ihren Debatten zum Thema argumentierte die Führung der Bewegung, dass man nicht zwischen dem Herkunftsland dieser eingewanderten Kinder unterscheiden dürfe und **»dass Kinder europäischer Herkunft gegenüber denen asiatischer Herkunft nicht bevorzugt werden dürfen«**. Die Unterscheidung sei vielmehr zwischen Kindern zu treffen, die mit oder ohne Eltern einwanderten.<sup>144</sup> Die Aufnahme in einem *Moshav* galt als das Muster, das einer Adoption am ähnlichsten war. Ein Kind, das mit seiner Familie eingewandert war, war häufig gezwungen, dieser bei der

---

142 Kenan, Ofra, »Zwei Arten der *Alija*-Integration im ersten Jahrzehnt nach Israels Staatsgründung « (Hebr.), *Katedra* 112 (Tamus 5764 – 2004), S. 129-130.

143 Y. Koren an das Landwirtschaftszentrum, 16. Juni 1946, Lavon-Institut, 307-IV-1-274.

144 »Rechenschaftsbericht vor dem 7. Kongress über die Zeitspanne Oktober 1942 bis Oktober 1945« (Hebr.), *Tlamim Samech Aleph*, (Tishrej-Cheshvan 5706 – 1946), S. 28.

Arbeit zu helfen, was nach Auffassung der Führung der Bewegung den pädagogischen Prozess und die Eingliederungsfähigkeit dieses Kindes im Dorf beeinträchtigte. Dabei hatte die *Moshav*-Bewegung aber auch damit Probleme, umfangreiche pädagogische Strukturen anzubieten, weil es ihr an Jugendleitern und Lehrern mangelte. Nur wenige wurden als Erzieher in den *Moshavim* eingestellt, und intern fand man keinen, der sich freimachen konnte, um die Integrationsanstrengungen beratend und koordinierend zu unterstützen. Aufgrund dieser Schwäche des zentralen Beratungs- und Fürsorgeapparats fiel die ganze Last der Integration der jeweiligen Familie zu.

Der UN-Beschluss über die Gründung eines jüdischen Staates förderte die Hoffnung auf eine Masseneinwanderungswelle und verschärfte die Kritik an den hohen Aussteigerraten aus den *Kibbuzim*. Immer häufiger wurde die Meinung laut, man müsse die Integrationszahlen in den ländlichen Gegenden erhöhen (im *Kibbuz*, im *Moshav* und im kooperativen *Moshav*). Yitzhak Koren, der Sekretär der *Moshav*-Bewegung, regte den Gedanken an, man müsse die jungen Einwanderer, ob alleinstehend oder als Familie, dazu verpflichten, auf bestimmte Zeit in solchen Regionen zu leben.<sup>145</sup>

### **Unabhängigkeitskrieg und Gründung des Staates Israel**

Die Notwendigkeit, die landwirtschaftliche Besiedlung zu stärken, nahm mit dem Unabhängigkeitskrieg weiter zu, in dessen Verlauf die *Kibbuzim* und *Moshavim* zu wichtigen Stützpunkten wurden.<sup>146</sup> Bar-Gil merkt an, ungeachtet der Tatsache, dass sich nur ein geringer Prozentsatz der Einwanderer der *Kibbuz*-Bewegung zuwandte, habe sich die Zahl der in die *Kibbuzim* aufgenommenen *She'erit Hapleto* in absoluten Werten nicht verringert: Sie umfasste zwischen dem 29. November 1947 und dem 10. November 1949 9.000 erwachsene Einwanderer und weitere 8.000 Zöglinge der Jugend-*Alija*.<sup>147</sup> Vom Februar 1949 bis zum Februar 1950 wurden in den *Kibbuzim* 14.577 Menschen integriert. Das sind 7,3 Prozent der

---

145 Simerot, S. 87.

146 Siehe Elchanan, Oren, »Die Besiedlung während des Unabhängigkeitskrieges und ihr Beitrag zur Verteidigung« (Hebr.), in: Gershon Rivlin (Hrsg.), **Ölbaumblätter und Schwert: Quellen und Studien in den Archiven der Haganah (Hebr.?)**, Koach Hamagen Verlag auf den Namen von Israeli Galili –Verteidigungsministerium, Ramat Efal 1990, Band A, S. 145-154.

147 Bar-Gil, **Träumen und einen Kibbuz bauen**, S. 63-65.



Gesamteinwandererzahl desselben Zeitraums – ein höherer Prozentsatz als der Anteil der *Kibbuzeinwohner* an der Gesamtbevölkerung.<sup>148</sup> Nun jedoch änderte sich die Demografie der Einwanderer, von denen zunehmend mehr aus den islamischen Staaten kamen. Ab Mitte 1949 stellten sie den Großteil der Immigranten dar, die sich für den *Kibbuz* entschieden. Ähnliche Quoten zeigten sich auch bei den Beitritten in die *Moshavim*.<sup>149</sup>

Die Einwanderer der *She'erit Hapleta* nahmen an der Verteidigung der vorhandenen und der Errichtung neuer Siedlungen aktiv teil. Laut Daten der *Jewish Agency* wurden zwischen der Staatsgründung und dem Ende des Unabhängigkeitskrieges 67 neue *Kibbuzim* und von Ende 1949 bis Ende 1950 13 weitere *Kibbuzim* gegründet.<sup>150</sup> Die *Kibbuz*-Bewegung trug mit ihren Bestrebungen, die alten *Kibbuzim* zu erweitern sowie neue zu errichten, dazu bei, dass die Einwanderer der *She'erit Hapleta* sich mit Neuankömmlingen aus anderen Diasporaländern zusammentaten.<sup>151</sup>

Die Ergebnisse des Unabhängigkeitskrieges veränderten die Haltung zur landwirtschaftlichen Besiedlung. Die Lage des Staates ähnelte, wie es in *Ha'aretz* hieß, »der Situation eines Armen, der über Nacht reich geworden ist, und diesen seinen Reichtum nun verwundert betrachtet, ohne zu wissen, was er damit anfangen soll.«<sup>152</sup> Während die Kerngruppen der landwirtschaftlichen Siedlungsbewegungen und ihre Dachverbände vor dem Krieg Jahre darauf warten mussten, Ländereien für Besiedlungszwecke zu erhalten, änderte sich das nach dem Krieg schlagartig: Der Siedlungsbewegung standen nun 15.000 Dunam (ca. 13.800 km<sup>3</sup>) zur Verfügung, zehnmal soviel Land wie zur Zeit des britischen Mandats.<sup>153</sup>

Die Vertreibung der Araber aus ihren Dörfern hatte zur Folge, dass es auf den Märkten zu Engpässen bei der Versorgung mit frischen Nahrungsmitteln kam und das ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, wo der

---

148 Ebd., S. 47.

149 Geva, Yishai, »Das Erbe der *Hityashvut Ha'ovedet* im Test des Staates« (Hebr.), **Materialien zum Aufbau Israels: Sammlung zu den Problemen des Zionismus, des *Yishuv* und des Staates Israel** 5 (5755 – 1995), S. 267.

150 Siehe: Liste der landwirtschaftlichen Siedlungen in Israel.

151 Es gibt noch keine genauen statistischen Untersuchungen über die Zusammensetzung der Kerngruppen nach Herkunftsländern, die unmittelbar nach der Staatsgründung die neuen *Kibbuzim* errichteten.

152 Dan, »Kooperative Landwirtschaft – Not der Stunde« (Hebr.), *Ha'aretz*, 24.12.1948.

153 Bar-Gil, **Träumen und einen *Kibbuz* bauen**, S. 48.



junge Staat Israel von Massen von Neueinwanderern überflutet wurde und verzweifelt auf Agrarprodukte angewiesen war. Die Eingliederung der Immigranten in die Landwirtschaft galt daher nun als nationales Ziel: Sie sollte nicht nur das Wohnungsproblem der Einwanderer lösen, sondern auch die Versorgung der Märkte mit Frischprodukten gewährleisten sowie für eine Bevölkerungsstreuung und die Besiedlung der neuen Grenzen sorgen.

Die veränderten Bedingungen ermöglichten den *Kibbuzim* erheblichen Handlungsfreiraum: Die verfügbaren Ländereien wie das damit verbundene Versprechen auf größere Investitionen in die Landwirtschaft gaben Hoffnung auf einen bedeutenden Entwicklungsaufschwung. Die Führung des *Kibbuz Hame'uchad* war sich durchaus der Rolle der *Kibbuzim* bewusst, in der Vergangenheit die Juden mit der Landwirtschaft vertraut gemacht zu haben und nun auch bei der Integration der Masseneinwanderung eine zentrale Aufgabe zu übernehmen. Dennoch lehnte sie die vom staatlichen Establishment ausgearbeiteten Integrationsprozesse ab.<sup>154</sup>

Warum aber kam die *She'erit Hapleta* nach der Staatsgründung nicht in Massen in die *Kibbuzim* geströmt? Hanna Yablonka wartet mit einer Vielzahl von Erklärungen auf, die alle mit den Besonderheiten der Einwanderergruppe zu tun haben: Der Großteil von ihnen hatte keine *Hachshara* absolviert und weder eine zionistische noch eine Pioniererziehung genossen; sie schreckten vor dem Gemeinschaftsleben im *Kibbuz* zurück und bevorzugten eine individuelle Lebensplanung; in den Augen vieler Lagerüberlebender glich der *Kibbuz* einem neuen Konzentrationslager; zwischen der *She'erit Hapleta* und dem einheimischen *Yishuv*, vor allem den *Kibbuzim*, die als dessen Elite galten, gab es eine seelische Kluft. Daneben nennt Yablonka auch Gründe, die mit den *Kibbuz*-Bewegungen selbst zu tun haben: Deren Delegierte seien zu spät in den Einwandererheimen aktiv geworden; der *Kibbuz* konnte im Gegensatz zu anderen aufnehmenden Strukturen keine bequemen materiellen Bedingungen anbieten; und der *Kibbuz* habe sich, zumindest anfänglich, keineswegs geneigt gezeigt, die ideologischen und demografischen Besonderheiten dieser *Alija* zu berücksichtigen, vor allem nicht der Einwanderungswelle, die nach der Staatsgründung ins Land kam.<sup>155</sup>

Im Gegensatz zur *Kibbuz*-Bewegung änderte die *Moshav*-Bewegung

---

154 Geva, *Das Erbe der Hityashvut Ha'ovedet im Test des Staates* (Hebr.), S. 312.

155 Yablonka, *Fremde Brüder*, S. 190-193.

während des Unabhängigkeitskrieges ihre Haltung zur Frage der *Alija*-Integration. Anstatt sich weiter auf die Jugendgruppen des *Chalutz* zu konzentrieren, wandte sie ihre Aufmerksamkeit nun Erwachsenen mit Familie zu. Auf diese Arbeitskräfte mit Zukunftspotenzial war die Bewegung dringend angewiesen und das nicht nur zur Stärkung ihrer bestehenden *Moshavim*. Als Siedlungsbewegung sah auch sie sich nun mit der Herausforderung konfrontiert, Lösungen für die neuen Verhältnisse zu finden, die im Staat Israel entstanden waren, nachdem die Armee ausgedehnte Gebiete unter ihre Kontrolle gebracht hatte.

Mehr noch als die *Kibbuz*-Bewegung wurde die *Moshav*-Bewegung nun zur Verbündeten der von Levi Eshkol geleiteten Besiedlungsabteilung, oder, wie ihr Sekretär Yizhak Koren es später definieren sollte, »des großen Kolonisierungsunternehmens des Staates Israel«<sup>156</sup>.

Die Niederlassung in einer neuen Siedlung war nur im Rahmen einer Gruppe möglich. Die Gruppe »Ins Dorf« war die erste, die in dem verlassenen arabischen Dorf Akir, dem späteren *Moshav* Bejt Elasri, eintraf. Avraham Silberberg, einer ihrer führenden Persönlichkeiten, erzählte später, dass sich deren Mitglieder zuvor nicht gekannt hatten. Die Gruppe wurde während ihres Aufenthalts im Einwandererlager von Pardess Chana organisiert.<sup>157</sup> »Ins Dorf« setzte sich aus Einwanderern aus Polen, Rumänien, Bulgarien und Ungarn zusammen. Der Beitritt zu einer Gruppe erfolgte zumeist am Ende von Informationsveranstaltungen, die die Aktivisten der *Moshav*-Bewegung in den Einwandererlagern abhielten. Später wurde das Beitrittsverfahren geändert. Fortan musste jeder, der sich einer neuen Siedlung anschließen wollte, Fragebögen mit Angaben zu seiner Person ausfüllen. So erhielt die *Moshav*-Bewegung Informationen über die Antragssteller und konnte die Organisation der Gruppen kontrollieren.

Wenn die Neueinwanderer weder einer bestimmten Bewegung angehörten noch eine politische Identität besaßen, wurden Sprache und Herkunftsland zum wichtigsten Bindeglied, auf dessen Basis eine erste Kommunikation entstand. Ein Instruktor, der die Sprache der Einwanderer beherrschte, war an dieser Stelle wahrscheinlich auch hilfreich. Jiddisch

---

156 Koren, *Der Kibbuz Galujot und seine Ansiedlung: zur Geschichte der Einwanderer-Moshavim in Israel*, Am, Oved, Tel Aviv 1964, S. 23.

157 Silberberg, Avraham »Von einsamen Pfaden zur geeinten Gesellschaft« (Hebr.), in: Yosef Rubin (Hrsg.), *Mein Weg in den Moshav*, *Moshav*-Bewegung, Tel Aviv 1964, S. 106-108.

diente mitunter als sprachliche Brücke zwischen Einwanderern aus Polen und Rumänien.

Die Führung der *Moshav*-Bewegung hatte ein erklärtes Ziel, das Yitzchak Koren auf der Ratsversammlung in Ramle am 10. Februar 1949 formulierte: die Mitgliederzahl der Bewegung durch die Aufnahme in alte und die Gründung neuer *Moshavim* innerhalb eines Jahres zu verdoppeln. Koren glaubte, dass es durch richtige Vorbereitung und Anleitung möglich sei, »dieses Menschenmaterial dem Geist der Bewegung anzupassen«, und dass die *Jewish Agency* genügend Einfluss besäße, Tausende von Neueinwanderern ins Dorf zu lenken. Vor allem aber glaubte er an die persönliche Stärke der Einwanderer selbst und erklärte: »Diese Einwanderer sind kein *Menschenstaub*, und das ist vielleicht das Tröstlichste an dieser ganzen Aktion.«<sup>158</sup>

Die Tatsache, dass die Einwanderer in die verlassenen arabischen Dörfer geschickt wurden, rief in sämtlichen Siedlungsbewegungen, also auch in der *Moshav*-Bewegung, Meinungsverschiedenheiten hervor. Diese wurden in der 48. Ratsversammlung der Landarbeiter diskutiert, die am 27. und 28. Februar 1949 zusammentrat. Drei Grundhaltungen traten in dieser Debatte zutage:

Die Anhänger der *Hityashvut Chadasha* übernahmen David Ben-Gurions Auffassung von einer Unabdingbarkeit und trauten den Einwanderern zu, das Land zu besiedeln.

Die Gegner der *Hityashvut Chadasha*, darunter auch die Vertreter des *Kibbutz Ha'artzi* und des *Kibbutz Hame'uchad*, führten an, dass die Einwanderer nicht aus der *Chalutz*-Bewegung stammten und für Besiedlungsaktivitäten auch nicht im geeigneten Alter seien. Sie seien daher auch nicht fähig, die Siedlungen an den Grenzen und im *Negev* zu bevölkern. In diese neuen Siedlungen, wurde argumentiert, müsse man viel mehr junge Menschen schicken, die noch keine oder nur wenige Kinder hätten. Überhaupt wäre es für die Einwanderer, die weder mit der Sprache noch dem Land oder dessen Bedingungen vertraut waren, eine enorme Herausforderung, an solche Orte geschickt zu werden.

Die dritte Gruppe bezweifelte zwar, dass dieses neue »Menschenmaterial« seiner Aufgabe gewachsen sein würde, unterstützte jedoch die Massenansiedlung in den *Moshavim*, weil es praktisch keine

---

158 Koren, Ratsversammlung der *Moshav*-Bewegung in Ramle am 10.02.1949 (Rathaus von Ramle), Lavon-Institut, 307-IV-1-675.

Alternative gäbe.<sup>159</sup>

Diese Debatte über die Bevölkerungsstreuung vermischte sich mit einem Diskurs über den Charakter des Pionierwesens in der Ära der Staatsgründung. Bei dieser Auseinandersetzung standen Ben-Gurion auf der einen, und die Anführer der *Kibbuz*-Bewegungen – des *Kibbuz Hame'uchad*, des *Kibbuz Ha'artzi* und sogar Pinchas Lavon, der Anführer der *Gordonia* – auf der anderen Seite. Nach wie vor bevorzugten die *Kibbuzim* die Jugendbewegungen als pädagogische Struktur zur Vorbereitung auf den Beitritt zur Bewegung und betrachteten die *Chalutz*-Jugend als Säule der *Hityashvut Chadasha*.<sup>160</sup> Ben-Gurion hingegen argumentierte, die Aufgabe der *Yishuv*-Führung sei nicht, die Neueinwanderer in die *Kibbuz*-Gesellschaft zu integrieren sondern vielmehr, das Niveau der autonomen Gemeinden zu verbessern, in denen die Einwanderer auch in Zukunft leben würden. Nach Meinung des Historikers Henry Nir waren für Ben-Gurion die persönlichen Werte eines *Chalutz* ausschlaggebend, und nicht dessen Status oder Zugehörigkeit zu einer bestimmten Bewegung. Er war daher auch der Überzeugung, dass die Kräfte, auf die der Staat angewiesen war, durch freiwillige persönliche Bereitschaft des Individuums mobilisiert werden könnten.<sup>161</sup> Die Historikerin Pola Cavallo vertrat die Auffassung, Ben-Gurion wollte nun, da es einen Staat gab, den Status freiwilliger Organisationen und freiwilliger Arbeit neu definieren. In seinen Augen ermöglichten diese eine tiefere Solidarität der Bürger untereinander und verstärkte deren Zugehörigkeitsgefühl zum Staat.<sup>162</sup>

Die Führung der *Moshav*-Bewegung unterstützte diese Haltung Ben-Gurions und wollte dessen Ansichten praktisch umsetzen. Das bedeutete, dass die dörfliche Integration großer Zahlen von Einwanderern mit der

---

159 45. Landwirtschaftskongress, ebd., 307-IV-1-110.

160 Zum Standpunkt der *Kibbuz*-Bewegungen siehe: Eli Tzur, »Der Auszug aus Ägypten hat begonnen - und was taten unsere Pioniere? Der *Kibbuz* und sein Verhältnis zur Masseneinwanderung auf dem Prüfstand« (Hebr.), **Einblicke in den Aufbau Israels: Sammlung zu den Problemen des Zionismus, des *Yishuv* und des Staates Israel 9** (1999), S. 316-337.

161 Nir, Henry, »Pioniere und Pioniergeist im Staate Israel: semantische und historische Aspekte 1948-1946« (Hebr.), in: **Einblicke in den Aufbau Israels: Sammlung zu den Problemen des Zionismus, des *Yishuv* und des Staates Israel 2** (1992), S. 117-141.

162 Cavallo, Pola, »Pioniergeist und bürgerliche Verpflichtung nach David Ben-Gurion, 1948-1955« (Hebr.), in: Avi Bareli, Daniel Gutwein u. Tuvia Friling (Hrsg.), **Gesellschaft und Wirtschaft in Israel: ein historischer und aktueller Blick**, B, Yad Yitzhak Ben Zvi, Ben Gurion Universität im Negev, Jerusalem und Be'er Sheva 5765 – 2005, S. 773-802.

Notwendigkeit einer Bevölkerungsstreuung an den Grenzen und der freiwilligen Bereitschaft der aufnehmenden Gemeinden verbunden werden musste.

Bis Oktober 1949 kamen von den 350 geplanten Familien 322 in die bereits existierenden *Moshavim* der Bewegung und 11.068 Einwanderer ließen sich in 34 verlassenen Dörfern nieder. In 23 dieser Dörfer wurden 1.837 Familien europäischer Herkunft angesiedelt, in 11 weiteren 888 Familien aus Asien und Afrika.<sup>163</sup> Obwohl die Einwanderer der *She'erit Hapleta* unter den Siedlergruppen der verlassenen Dörfern die Mehrheit darstellten, betrug ihre Zahl nicht mehr als zwei Prozent der gesamten *She'erit Hapleta*, die zu jener Zeit aus Europa einwanderte. Bis Ende 1949 gründeten sie 25 neue *Moshavim*.<sup>164</sup>

Die *Moshav*-Bewegung unterstützte die Vorstellung vom »Schmelztiegel«, das heißt, die Neueinwanderer vollständig mit der Bewegung zu verschmelzen und das Wohl der Bewegung vollständig mit dem Wohl des Staates gleichzusetzen. Am Vorabend des *Moshav*-Kongresses Ende Oktober 1949 formulierte Shmuel Dayan das wie folgt:

„Wir sind eine Bewegung. Sie, die Einwanderer, sind einsame Wanderer, ausgezehrt kommen sie ins Land. Hätte es den großen Brand nicht gegeben, wer weiß, ob sie eingewandert wären. Sie treffen auf festen Boden, der für sie vorbereitet wurde. Deshalb ist es für das Wohl der Einwanderer wie für das Wohl der Sache, die uns allen, dem Volk und dem Staat, gemeinsam ist, selbstverständlich, logisch, gerecht und effektiv: **sie in unserer Mitte zu assimilieren, sie in das Feuer unseres stürmischen Lebens zu ziehen und zu einem gemeinsamen Lager zu werden** [Hervorhebung d. Aut.]. Das ist die Aufgabe, zu der wir aufrufen, als Individuen und als Bewegung.“<sup>165</sup>

Dabei sollte man zwar keineswegs den bevormundenden Ton zwischen den Zeilen überhören, der den Neuankömmlingen gegenüber angeschlagen wurde, andererseits aber auch die Bereitschaft nicht übersehen, mit der sich ein freiwilliger Verband wie die *Moshav*-Bewegung

---

163 »Von Kongress zu Kongress« - Interimsbericht des Sekretariats der Bewegung vor dem 8. Kongress, Kfar Yoshua« (Hebr.), (27.-31. Oktober 1949), Lavon-Institut, 307-IV-1-597.

164 *Jewish Agency for Palestine*, Abteilung für Landwirtschaftsbesiedlung, die landwirtschaftlichen Siedlungen in Israel vom Beginn der Besiedlung bis Ende 1950, November 1950, ebd., 307-IV-1-550.

165 Dayan, Shmuel, »Vor dem *Moshav*-Kongress: Rundschreiben an Genossen«, *Davar*, 24.10.1949.

in den Dienst des Staates stellte.

Die Führung der *Moshav*-Bewegung, die David Ben-Gurion nahestand, übernahm von ihm das Bild des »Misug HaGaluyot«, der so genannten »Verschmelzung der Diasporagemeinden«, glaubte jedoch im Gegensatz zu ihm auch daran, dass dies durch die Landwirtschaft und die hebräische Sprache verwirklicht werden könne. In seinem Buch **Wurzeln in der Heimat** formuliert Yaakov Uri dies wie folgt:

»Der wichtigste Schmelztiegel für die Seele der Nation und die praktische Säule für ihre charakterliche Stabilisierung ist – die Landwirtschaft. Die Stadt übt in der Tat einen großen Einfluss aus, aber sie umfasst nur wenige. Aus dem Dorf kommen die Vitamine des Lebens [sic!] in der materiellen Wirtschaft wie im geistigen Inhalt, in der Lebensform und Lebenserfahrung.«<sup>166</sup>

Die Führung der Bewegung sah sich auch mit Angriffen aus den eigenen Reihen konfrontiert, wo man befürchtete, die Aufnahme großer Menschenmengen würde zu einem Qualitätsverlust bei den Siedlern führen und es der Bewegung erschweren, ihren Prinzipien weiterhin treu zu bleiben.<sup>167</sup> Die Ansiedlung der Einwanderer in den verlassenen Dörfern war nur ein erster Schritt des Einbindungsprozesses der Neuankömmlinge in die israelische Gesellschaft. Er bedeutete, dass man diesen den organisatorischen Rahmen des *Moshav* auferlegte. Man ging davon aus, dass die Einwanderer die Prinzipien dieser Bewegung verstehen, sich mit diesen identifizieren und sie dann bereitwillig akzeptieren würden. Die Einrichtung der Dorfinstitutionen wurde dem verantwortlichen Betreuer auferlegt. Dennoch konnten die Satzungen des Arbeiter-*Moshavs* in der *Hityashvut Chadasha* und darunter vor allem in den *Moshavim* der *She'erit Hapleta* nicht reibungslos umgesetzt werden.

Die *Hityashvut Chadasha* war auf staatliche Subventionen angewiesen. Deshalb waren die Einwanderer der *She'erit Hapleta* auch völlig von den integrierenden Körperschaften abhängig, ebenso wie Einwanderergruppen aus anderen Diasporaländern, die ins Dorf kamen. Die Zusammenarbeit mit den nationalen Institutionen nach der Staatsgründung erleichterte es der *Moshav*-Bewegung, den neuen Siedlern ihre Prinzipien aufzuerlegen.

---

166 Uri, Yaakov, **Wurzeln in der Heimat: Eine Reise durch die Neueinwanderer-*Moshavim* in Israel**, Reuven Mass, Jerusalem, 5711 – 1941, S. 8-9.

167 Für eine detaillierte Beschreibung des 8. Kongresses der *Moshav*-Bewegung siehe: Geva, **Das Erbe der *Hityashvut Ha'ovedet* im Test des Staates**, S. 323-327.

Dass die Bewegung verhältnismäßig großen Einfluss auf die Vorgänge in der *Hityashvut Chadasha* gewinnen konnte, lag an der engen Zusammenarbeit, die sich zwischen ihr und den Besiedlungsinstitutionen entwickelte. Das war wiederum darauf zurückzuführen, dass die Mitglieder der Bewegung in diesen Institutionen diverse Ämter bekleideten. Eine effektive Kontrolle der Geschehnisse in den *Moshavim* selbst gewährleistete der Verbund der Landwirtschaftskooperativen, der in alle Lebensbereiche eines neuen *Moshav* eindrang.

Zahlreiche wirtschaftliche Hindernisse stellten sich den Einwanderern der *Hityashvut Chadasha* in den Weg. Das galt auch für solche *Moshavim*, wo die Einwanderer ökonomisch sehr involviert waren und eine gute Selbstverwaltung aufwiesen. Das Tempo, mit dem die Besiedlungsinstitutionen die Geldmittel überwiesen, entsprach nicht den Bedürfnissen der Landwirte. Und die Zuteilung der Ländereien führte nicht selten zu schweren Konflikten zwischen den Einwanderer-*Moshavim* und den benachbarten *Kibbuzim*.<sup>168</sup>

1951 flaute die Begeisterung für das Dorfleben allmählich ab. In den jungen Siedlungen wartete man noch auf die Fertigstellung der Häuser. Im Sommer 1952 gab es bereits *Moshavim*, die in so große Schwierigkeiten geraten waren, dass sie praktisch nicht mehr funktionierten. Auch die *Moshavim* der *She'erit Hapleta* blieben von dieser Krise nicht verschont.<sup>169</sup>

Die Probleme in der *Hityashvut Chadasha* brachten die *Moshav*-Bewegung dazu, ein Gesetz auszuarbeiten, das den Aufnahmeprozess in die landwirtschaftlichen Siedlungen regulieren und den Besiedlungsinstitutionen die Möglichkeit geben sollte, ungeeignete Kandidaten aus der Gemeinde auszugrenzen und durch andere zu ersetzen. Mit der Formulierung dieses Entwurfs begann man Ende 1951. Es dauerte jedoch noch zwei weitere Jahre, bis er als »Gesetz der Kandidaten für die landwirtschaftliche Besiedlung, 5713 – 1953«<sup>170</sup> bewilligt wurde.

Die Verteilung der Einwanderer auf die verlassenen arabischen Dörfer war etwas Neues. Bislang hatte man nur physisch starke Menschen in

---

168 Dokumente zu diesen Vorfällen: Lavon-Institut, 307-IV-5-549.

169 Über die Krise der *Moshavim* in der Sharon-Ebene siehe: Ben-Aryeh, Eliezer, „Bericht zur Lage in den Einwanderer-*Moshavim*“, 31. Januar 1950, ebd. (so steht's), 307-IV-1-473A; Rat der *Moshav*-Bewegung, 03.02.1950, ebd., 307-IV-1-117A.

170 Erklärungen zum Gesetz »Gesetz der Kandidaten für die landwirtschaftliche Besiedlung, 5713 – 1953«, ebd. 307-IV-1-119.



die Grenzsiedlungen geschickt und das nach langer Vorbereitung.<sup>171</sup> Die Einwanderer der *She'erit Hapleta* zählten zur ersten Welle derer, die sowohl in die Dörfer als auch an die Grenzen gingen. Yitzchak Koren bezeichnete sie Anfang 1951 als die »Vorhut unseres Volkes« oder die *Chalutzim* des Gedankens »Wir wollen tun und wir wollen gehorchen.« (Exodus 24:7).<sup>172</sup> Grundsätzlich ging man dabei nach drei Schritten vor: Rasche Aufnahme der einwandernden Massen, zügige Ansiedlung und erst danach Schulung und Instruktion. Es war das genaue Gegenteil der landwirtschaftlichen Integration zur Zeit des *Yishuv*.

Die *Moshav*-Bewegung lieferte dem Staat das Know-how und den organisatorischen Rahmen zur Rekrutierung von Einwanderern für das familienbasierte Siedlungswesen. Der Staat hingegen lieferte der Bewegung die finanzielle Basis für ihr umfangreiches Unterfangen und bevollmächtigte sie, ihren Autoritätsanspruch über die neuen Mitglieder geltend zu machen. Davon abgesehen agierte die *Moshav*-Bewegung unter widersprüchlichen Zwängen: Sie wollte, dass die *Moshavim* nach ihrem Muster errichtet werden, siedelte diese jedoch weit außerhalb ihrer Reichweite im Grenzland an, um die Bevölkerung besser zu streuen; sie unterstützte den Gedanken des Schmelztiegels, schuf jedoch auf praktischer Ebene nach Herkunftsländern getrennte Siedlungen; sie kämpfte um den Beitritt der *Chalutz*-Jugend in ihre Reihen, nahm jedoch gleichzeitig Familien auf, die zuvor keinerlei *Hachshara* absolviert hatten.

Die Einwanderer der *She'erit Hapleta*, die in ihren Herkunftsländern ihre Gemeinden und Familien verloren hatten, kamen ohne vorherige landwirtschaftliche Ausbildung ins Dorf. Auch die übereilte Zusammenstellung der Siedlergruppen und die extrem kurze Bekanntschaft ihrer Mitglieder machten die Sache nicht leichter. Sie waren gezwungen, unter Spannungen und Machtkämpfen die Prinzipien des *Moshav*-Lebens zu verinnerlichen. Paradoxiertweise ermöglichte gerade das Übertreten der unumstößlichen Prinzipien der Bewegung das wirtschaftliche Überleben der Neueinwanderer in der *Hityashvut Chadasha*: die Beschäftigung von Lohnarbeitern auf den Höfen selbst und die Annahme von Arbeit außerhalb des *Moshav*.

---

171 Gonen, Amiram, »Wen siedelt man nah an, und wen fern – Pioniere, Schwache und Fleißige« (Hebr.), *Studien zur Geografie von Erez-Israel*, 14 (5754-1994), S. 273-285.

172 Koren, »Zwei Jahre Einwanderer-Hityashvut« (Hebr.), *Davar*, 16.02.1951.



## Zusammenfassung

Die Meinungen der Historiker über den Einfluss der Begegnung zwischen den Einwanderern der *She'erit Hapleta* und der *Kibbuz*-Bewegung gehen auseinander. Laut Hanna Yablonka hatte diese Begegnung weitreichende Auswirkungen auf die Muster der Integration der Einwanderer der *She'erit Hapleta* in die israelische Gesellschaft:

»Die Aufnahme der Überlebenden in die *Kibbuz*-Bewegung war weder eine Erfolgs-, noch eine Liebesgeschichte. [...] Die Struktur des *Kibbuz*-Lebens fiel sowohl den Neueinwanderern als auch der alten Bevölkerung schwer, die mit großem Misstrauen beobachtete, wie die Intimität ihrer trauten Kommune gestört wurde. Auch die Begegnung mit denen, die zwischen den Neuankömmlingen und den Veteranen vermitteln sollten, das heißt, der *Kibbuz*-Jugend, endete mit einer tiefen Frustration. Somit enttäuschten die *Kibbuzim* als Mittel zur Integration der Neueinwanderer.«<sup>173</sup>

Dem gegenüber argumentiert Shlomo Bar-Gil, die Begegnung zwischen Neueinwanderern und der *Kibbuz*-Bewegung hätte, selbst wenn die Verweildauer im *Kibbuz* nur sehr kurz gewesen sei, nachhaltige Auswirkungen gehabt:

»Für diejenigen, die weggingen, stellte der *Kibbuz* eine Art Übergangsphase dar, die ihnen ermöglichte, das Hebräische und mitunter auch einen Beruf zu erlernen, und mit der israelischen Gesellschaft Bekanntschaft zu schließen. Ihre Arbeit und ihre Präsenz haben den *Kibbuz* während dieser Zeit durchaus bereichert, obwohl sie etwas Unstetes an sich hatten. Die ehemaligen Zöglinge der *Chalutz*- und der Jugendbewegungen gingen weg, sei es auf Grund der schweren physischen Bedingungen, zum Beispiel dem unangenehmen Klima, dem Mangel an Nahrung und Unterkünften, oder aus prinzipiellen Gründen wie der Ablehnung der gemeinschaftlichen Erziehung und des gemeinsamen Übernachtens. Dabei konnten die Integrierten jedoch insgesamt eine ganze Menge aus dem Integrationsprozess gewinnen. So wurden, und das nachhaltig, aus *Shoah*-Flüchtlingen *Chalutzim* und *Kibbuzniks*, die zu jener Zeit als Elite der israelischen Gesellschaft galten.«<sup>174</sup>

---

173 Yablonka, Hanna, »Einheimische und Neueinwanderer im *Kibbuz*-Zuhause« (Hebr.), in: Dalia Ofer (Hrsg.), **Unter Neueinwanderern und Einheimischen – Israel während der großen Einwanderung 1948-1953**, Yad Yitzhak Ben-Zvi, Jerusalem 1996, S. 176.

174 Bar-Gil, **Träumen und einen *Kibbuz* bauen**, S. 116-117.

Die Geschichte der Integration der *Shoah*-Überlebenden in der *Hityashvut Ha'ovedet* zeigt ein komplexes Bild der divergierenden Integrationsmuster der *Kibbuzim* und der *Moshavim* während der ersten Jahre nach der israelischen Staatsgründung. Laut Ofra Kenan zog die *Kibbuz*-Bewegung es von Anfang an vor, ein frühes Auswahlverfahren unter potentiellen neuen Mitgliedern vorzunehmen und hielt auch nach der Staatsgründung, als sich die Demografie der Einwanderer veränderte, an diesem System fest. Die *Moshav*-Bewegung hingegen interessierte nach der Staatsgründung eine frühe Einbindung der Mitglieder kaum, sie glaubte, die Neuaufgenommenen ohne deren Ideologie zu kennen, und verließ sich darauf, dass sie im Lauf der Zeit von der Bewegung beeinflusst würden. Sie passte sich somit mehr der von den Einwanderern geschaffenen neuen Realität an. Laut Kenan machte die *Kibbuz*-Bewegung bei ihrem System der frühen Auswahl nur eine Ausnahme, nämlich die Aufnahme von Kindern und Jugendlichen in ihre pädagogischen Einrichtungen – hier verließ auch sie sich auf eine spätere Einbindung.<sup>175</sup>

Eine gründlichere Untersuchung jedoch zeigt, dass die *Kibbuz*-Bewegung unter den besonderen Umständen nach der *Shoah* nicht nur im Bezug auf Kinder und Jugendliche den Weg der späten Einbindung wählte sondern auch im Hinblick auf die Erwachsenen. Junge Menschen schlossen sich den Einwanderer-*Kibbuzim* an, ohne zuvor ein Auswahlverfahren absolviert oder deren Ideologie kennengelernt zu haben. Erst während ihres Aufenthalts im *Kibbuz* kamen sie mit der Ideologie der Bewegung in Kontakt. Dabei zeigte die unmittelbare Begegnung mit dem gemeinschaftlichen Leben dieser Kollektivsiedlungen vielen, wie groß und aufreibend die Diskrepanz zwischen dem Traum und seiner Verwirklichung war.

Das Scheitern ihrer Integration in den *Kibbuzim* »drängte die Einwanderer der *She'erit Hapleto* dazu, jede Chance wahrzunehmen, die sich ihnen in der israelischen Gesellschaft bot und das mit großem Ungestüm, ohne vorherigen Reflektions- und Planungsprozess«, wie Hanna Yablonka anführt.<sup>176</sup> Aber nicht nur das, dieses Scheitern trieb auch die *Kibbuz*-

---

175 Die Konzepte »frühe Einstufung« und »spätere Einbindung« stammen von den Forschern Simons und Ingram, die sich mit den Einflüssen von Ideologien auf Bewegungen und den Mitteln zur Gewährleistung einer einheitlichen Ideologie in Organisationen befassen. Siehe dazu auch: Ofra Kenan, *Zwei Arten der Aufnahme einer Alija*, (Hebr.) S. 114-115.

176 Yablonka, *Fremde Brüder*, S. 262.

Bewegung dazu, noch entschlossener an ihrem traditionellen Muster der Mitgliederaufnahme festzuhalten, was in Yishai Gevas Worten »für die Massen-*Alija* war, als habe man ihr die Tür vor der Nase zugeschlagen«<sup>177</sup>.

Angesichts dieser Gegebenheiten sticht der Beitrag jener *She'erit-Hapleta*-Einwanderer ganz besonders hervor, die ihr persönliches Schicksal mit dem der *Hityashvut Ha'ovedet* verbanden und zusammen mit Einwanderern aus anderen Diasporaländern zu deren Entwicklung und Prosperität beitrugen. Am Vorabend der Staatsgründung gab es im Land 276 dörfliche Siedlungen, in denen 61.000 Menschen lebten: 43.000 in den *Kibbuzim* und 18.000 in den *Moshavim*. Nur ein Jahrzehnt später zählte die ländliche Besiedlung 406 neue Dörfer: 280 *Moshavim*, 102 *Kibbuzim*, 17 *Moshavim Shitufim* und sieben Niederlassungen der *Nachal*.<sup>178</sup>

Den Einwanderern der *She'erit Hapleta* im *Kibbuz* und im *Moshav* blieben auch Erfahrungen wie Scheitern, Wirtschaftskrise und Abwanderung nicht erspart. Dennoch ist ihre Geschichte weder als Geschichte einer Verdrängung an den Rand der Gesellschaft noch als Geschichte von Menschen, die in Ermangelung einer Alternative handelten, ins öffentliche Bewusstsein eingegangen. Diejenigen von ihnen, die in den Landsiedlungen blieben, haben bewiesen, dass große Teile des jüdischen Volkes mit oder ohne vorherige *Hachshara* fähig waren, die ihnen gesetzten nationalen Ziele zu erfüllen: die Besiedlung der Grenzgebiete, die Versorgung der Märkte mit frischen Agrarprodukten, die Verstärkung der älteren Siedlungen und eine Erhöhung des prozentualen Anteils der *Hityashvut Ha'ovedet* – die trotz aller Bemühungen seitens des Staates ein aufreibendes Leben bedeutete, das nur für wenige geeignet war.

---

177 Geva, Yishai »Das Erbe der *Hityashvut Ha'ovedet* im Test des Staates« (Hebr.), S. 317.

178 Raanan Weitz, »Zehn Jahre Einwanderersiedlungen« (Hebr.), in: Yosef Rubin (Hrsg.), *Ein Jahrzehnt Einwanderer-Moshavim*, *Moshav*-Bewegung, Tel Aviv 1959, S. 106.

## Der Beitrag der Shoah-Überlebenden zur israelischen Kunst und Kultur

Batya Brutin

Die *Shoah* hinterließ in den Seelen derer, die sie überlebt hatten<sup>179</sup>, ein enormes emotionales Vakuum, ein Ergebnis von Zerstörung, Verlust, Tod und tiefer Trauer. Zwangsläufig erlebten sie die Welt nun durch das Prisma dieser Erfahrungen. Die Situationen, denen diese Menschen während der *Shoah* ausgesetzt waren, waren unterschiedlich. Sie alle jedoch müssen sich mit dem Trauma auseinandersetzen, das die *Shoah* in ihrer inneren Welt hinterlassen hatte. Mehr als das: allein auf Grund der Tatsache ihres Überlebens fühlen sie sich verpflichtet, sich immer wieder zu erinnern. Dabei sind die Auseinandersetzung mit ihrer Situation und die Verpflichtung des Gedenkens mitunter dominanter als jede andere Erfahrung, die sie seit ihrer Einwanderung ins Land gemacht haben, darunter Unabhängigkeitskrieg, Staatsgründung und ihre Integration in die israelische Gesellschaft.

Gerade dieser Staat, in dem die Überlebenden gestrandet waren, wollte ein neues Kapitel aufschlagen und den Charakter des geschlagen und erniedrigt aus der *Shoah* hervorgegangenen jüdischen Volkes von Grund auf ändern. Darüber hinaus hatte er den Ehrgeiz, in Israel eine bessere Gesellschaft zu schaffen, geeint durch ein neues gemeinsames Wertesystem, das von Landarbeit, Pionierwesen, Gemeinschaftlichkeit, Verteidigung und Heldentum geprägt sein sollte. Diese Werte waren das genaue Gegenteil jener Diaspora-Passivität, für die die Opfer und die Überlebenden der *Shoah* standen. »Heldenhaftigkeit« als Akt der Rebellion, des Kampfes und des Widerstands spielten bei der Gestaltung und Integration der *Shoah* im israelischen Bewusstsein und in der israelischen Kultur eine zentrale Rolle.<sup>180</sup> Im Gegensatz dazu galten die Opfer als »Schafe, die sich zur Schlachtbank

---

179 In den meisten Studien umfasst die Definition der Shoah-Überlebenden Menschen, die während des Zweiten Weltkriegs unter der NS-Besatzung lebten. Vgl. Yablonka, Hanna, **Fremde Brüder**, Yad Ben Zvi u. Ben-Gurion-Universität, Jerusalem 1994, S. 1; Hass, Aaron, **The Aftermath, Living With The Holocaust**, New York 1955, S. 1-2.

180 Siehe: Azaryahu, Maoz, **Rituale des Staates, die Unabhängigkeitsfeiern und das Gedenken an die Gefallenen in Israel 1948-1956** (Hebr.), Ben-Gurion Heritage Center, 1995, Seite 11; Yablonka, **Fremde Brüder**, S. 67.

führen ließen«. Zudem war das Bewusstsein der israelischen Gesellschaft von der in der jüdischen Welt vorherrschenden Tendenz beeinflusst, die Ermordeten als eine Art Heilige zu betrachten.

Die Werke der Künstler, die die *Shoah* überlebt hatten, entstanden unter den Vorzeichen all dieser Assoziationen. Wir wollen uns hier mit dem künstlerischen Schaffen derjenigen befassen, die einen Beitrag zur israelischen Kunst und Kultur geleistet haben: Indem sie der *Shoah* einen offiziellen Ausdruck gaben, sie in Denkmälern verewigten und darstellten, wie sie die israelische Gesellschaft und ihr neues Heimatland erlebten.<sup>181</sup>

### Die Shoah und die verlorene jüdische Welt

Schon unmittelbar nach der *Shoah* verspürten die überlebenden Künstler das dringende Bedürfnis, die Gefühle des erlebten Schreckens zu verarbeiten und dabei gleichzeitig die verlorengegangene jüdische Welt zu erinnern und zu bewahren. Eines der dunkelsten und traumatischsten Bilder, die sich in ihre Seelen eingepägt hatten, ein Bild, das viele Überlebende gnadenlos weiterverfolgte, war das der »Muselmänner« . Als solche hatten die KZ-Häftlinge diejenigen ihrer Leidensgenossen bezeichnet, die bis aufs Skelett abgemagert waren, ausdruckslos vor sich hinstierten, apathisch und kaum mehr fähig waren, sich gerade auf den Beinen zu halten – Menschen ohne jede Überlebenschance.<sup>182</sup>

Der Künstler Jehuda Bacon stellt diese Muselmänner in seinen Holzschnitten und Malereien aus den Jahren 1946-1948 dar.<sup>183</sup> Die Gestalt in seinem Gemälde »Muselmann« aus dem Jahr 1947-1948 (Abb. 1) ist

---

181 Es würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen, alle überlebenden Künstler aufzuführen. Deshalb seien an dieser Stelle Avigdor Aricha, Yossi Stern, Dan Gelbart, Sorel Etrog, Moshe Hoffman wenigstens erwähnt. Ausführliches dazu in: Berger, Racheli, **Der Einfluss der Shoah auf die israelische bildende Kunst der »ersten Generation«** (Hebr.), Dissertation für den Dr. Phil., Bar-Ilan Universität, Ramat Gan 2008. 2008 fand in *Yad Vashem* die umfassende Ausstellung »Dies ist mein Heim, Shoah-Überlebende in Israel« statt, die den bedeutenden Beitrag der Überlebenden zu sämtlichen Bereichen des israelischen Lebens präsentierte, ihre Integration in der israelischen Gesellschaft und ihren Einfluss auf die israelische Kultur und deren Identitäten aufzeigte.

182 Gutman, Israel (Hrg.), **Enzyklopädie der Shoah**, *Yad Vashem*, Sifriat Hapolim und Yedioth Achronoth, Tel Aviv 1990, S. 677.

183 Jehuda Bacon wurde 1929 in Ostrova, Tschechoslowakei, geboren und war erst 13, als er mit seinem Vater im September 1942 ins Ghetto Theresienstadt deportiert wurde. Ein Jahr später wurden die beiden ins Todeslager Auschwitz verschickt, wo man den Vater in den Gaskammern ermordete. Diese düsteren Erfahrungen, die er als Heranwachsender machen musste, prägten sich als tiefe Wunde in seine Seele ein.

kahlgeschoren und wirkt mit ihren hervortretenden, ausdruckslosen Augen geradezu gespenstisch. In einer Porträtreihe aus dem Jahr 1955 zeigt er auch sich selbst als Muselmann – mager, mit kahlem Kopf und der Häftlingsnummer, die er in Auschwitz bekam.<sup>184</sup>



Abb. I: Jehuda Bacon, **Muselmann**, 1947-1948, (©Jehuda Bacon)

Yitzchak Belfer begegnete den bis aufs Skelett abgemagerten Überlebenden erst während seines Aufenthalts im Internierungslager auf Zypern.<sup>185</sup> In diversen seiner Werke, in die er auch Auszüge aus Yitzchak Katznelsons Gedicht »Das Lied des ermordeten jüdischen Volkes« integrierte, malte er Muselmänner mit rasiertem Schädel und hervorquellenden, weit aufgerissenen Augen in gestreifter Kleidung mit Häftlingsstern, deren

---

184 Ziva, Amishai-Maisels, **Depiction & Interpretation – the influence of the Holocaust on the Visual Arts**, Oxford 1993, S. 107.

185 Yitzchak Belfer wurde 1923 in Warschau geboren und war ein Zögling des Heims von Janusz Korczak. Als Warschau erobert wurde, floh er durch die Wälder nach Russland und überlebte. 1946 gelangte er mit dem Einwandererschiff namens »Af al pi chen« (Dennoch) bis vor die Küste von *Erez Israel*, wurde jedoch mit seinen Mitreisenden zusammen nach Zypern deportiert und in einem Lager interniert.

Gesichter Schrecken und Niedergeschlagenheit ausdrücken.<sup>186</sup> In seinem Werk »Muselmänner in Häftlingskleidung« aus den 1960ern (Abb. II) stellt er eine Reihe ausgemergelter Lagerinsassen dar, von denen man nur den Oberkörper in gestreifter Kleidung sieht. Die Gestalt im Vordergrund ist kahlköpfig und hat einen aufgerissenen Mund und weit geöffnete Augen mit gequältem Blick. Die anderen Häftlinge tragen gestreifte Mützen. In ihren in sich gekehrten Gesichtern sind Schrecken und Qual zu erkennen. Sie haben den Blick zu Boden gesenkt und stehen dicht aneinander gedrängt. Dabei löst sich ihr individueller Umriss durch die einheitliche Darstellung ihrer gestreiften Kleidung fast auf und verbindet sich zu einem Ganzen. Die Vielzahl der Streifen auf ihren Kleidern und Mützen vermittelt das Gefühl eines gemeinsamen Schicksalswegs sowie des Verlusts jeder individuellen Identität. Belfer malte dieses Bild unter dem Eindruck vieler bekannter Häftlingsfotografien aus den verschiedenen Lagern, die zum Zeitpunkt der Befreiung aufgenommen worden waren.



Abb. II: Yitzhak Belfer, **Muselmänner in Häftlingskleidung**, 1960er Jahre

---

186 Belfer, Yitzhak, **Die Shoah – Malereien und Skizzen**, *Yad Vashem*, Jerusalem (1971) 1995; Telefongespräch mit dem Künstler im Sommer 1999.



Ein Albtraum, der die Überlebenden nicht losließ, war der Anblick der Gaskammern und Krematorien. So erging es auch Maryan S. Maryan (Pinchas Burstein)<sup>187</sup>, der 1949 das »Krematorium in Auschwitz« malte (Abb. 3).<sup>188</sup> Es scheint, als habe der Künstler in diesem Werk die Gaskammern mit den Brennöfen verbunden. Auf groteske Weise zeigt er einen Haufen dicht aneinander gedrängter nackter Frauengestalten. Es scheint, als kämpften einige von ihnen darum, ihrem bitteren Schicksal zu entfliehen – eine schockierende Illustration der grausamen Art, wie die *Shoah*-Opfer ihr Leben verloren. Nicht weniger unerträglich ist die Darstellung derer, die versuchten, sich auf Kosten anderer vor dem Tod zu retten. Hier zeigt der Künstler die hässliche Seite der menschlichen Natur und widersetzt sich damit zugleich der gängigen Vorstellung in Israel, dass es sich bei den Opfern um Märtyrer gehandelt habe – war doch die Realität bei weitem nicht so ideal, wie im Allgemeinen dargestellt.

Andere überlebende Künstler benutzten, um sich dem Erlebten während der *Shoah* stellen zu können, Bezüge aus der Heiligen Schrift. Einige von ihnen versinnbildlichten den jüdischen Leidensweg jener Tage durch die Gestalt des Hiob, mittels derer sie protestieren und nach einer Erklärung für die *Shoah* verlangen konnten.<sup>189</sup> Nathan Rappaports<sup>190</sup> 1968

---

187 Maryan S. Maryan wurde 1923 in der polnischen Stadt Novi-Sacz geboren und mit seiner Familie nach Auschwitz deportiert. Die Nazis schossen auf ihn und er fiel in ein Massengrab, das er selbst mit ausgehoben hatte. Schließlich wurde er von den nach Auschwitz einmarschierenden Russen gerettet, als einziger Überlebender seiner Familie. Aber er hatte ein Bein verloren. Nach einem Aufenthalt in einem *DP-Lager* in Deutschland, wo man ihm versprochen hatte, dass er nach seiner *Alija* Kunst studieren und eine künstlerische Laufbahn einschlagen könne, kam Maryan ins Land. Doch der Empfang war alles andere als freundlich. Wegen seiner Behinderung wies man ihn in ein Altersheim ein, in seinem Personalausweis wurde das Wort »Invalide« vermerkt. Erst eineinhalb Jahre nach seiner Einweisung gelang es ihm, das Altersheim zu verlassen und in die Kunsthochschule »Bezalel« aufgenommen zu werden, wo er Malerei studierte. Siehe: Yosef Mundi, »Der Maler Maryan und die lokale Verlogenheit« (Hebr.), *Davar*, 02.12.1977.

188 Amishai-Maisels, »Die bildende Kunst und die Shoah« (Hebr.), *Machanajim* 9 (5755 – 1995), S. 292-293; Amishai-Maisels, **Depiction & Interpretation — the influence of the Holocaust on the Visual Arts**, S. 46, Abb. 1977, Juni-Juli-144, Universität Haifa Kunstgalerie, Maryan 1927, Nr. 2, 1979.

189 Amishai-Maisels, ebd., S.297; Amishai-Maisels, **Depiction & Interpretation**, ebd., S. 164-166, Abb. 368-371

190 Nathan Rappaport, 1911 in Warschau geboren, floh während des Zweiten Weltkriegs in die UdSSR, wo er eine außerordentlich schwere Zeit durchlebte. Viele seiner Skulpturen sind Denkmäler in Erinnerung an die Opfer des jüdischen Volkes.





Abb III: Maryan S. Maryan, **Krematorium in Auschwitz**, 1949  
(Sammlung Frau Ada Caspi, Tel Aviv)

geschaffene Skulptur »Hiob« (Abb. IV) zeigt diesen in seinen Gebetsschal gehüllt, die Hände vor dem Herzen verschränkt, das Antlitz himmelwärts gewendet. Auf seinem linken Mittelfinger ist eine Häftlingsnummer eingepreßt. Der ganze Körper ist ein Ausdruck von Leid, der Kopf hingegen wirkt herausfordernd. Rappaport bedient sich Hiobs' Gestalt auf doppelte Weise: Zum einen ist er der leidende Hiob, dargestellt als Symbol der Juden, die die Qualen und Gräuel der *Shoah* erleben mussten, zum anderen ist Hiob für den Künstler zugleich eine Möglichkeit, Gott den Kampf anzusagen, seinem Zorn darüber Ausdruck zu geben, dass dieser das Entsetzliche geschehen ließ, ohne irgendetwas zur Rettung seines Volkes zu tun.



Abb. IV: Nathan Rappaport, **Hiob**, 1968 (Sammlung *Yad Vashem*)

Ein weiteres biblisches Motiv, das die Künstler nutzten, um die *Shoah* zu verarbeiten, war die Opferung Isaaks.<sup>191</sup> Diese Geschichte (Genesis 22:1–19) zeugt von Abrahams vorbehaltlosem Glauben an Gott, dem zu verdanken ist, dass Isaak durch ein Wunder gerettet wurde. Den *Shoah*-Opfern hingegen widerfuhr kein derartiges Wunder, sie wurden wegen ihres Judentums ermordet. Die Werke der Künstler stellen sowohl diese Opferung dar, als auch ihren Zorn auf Gott, der sein Volk verlassen hat.

Als Pinchas Shaar<sup>192</sup> 1951 ins Land kam, schloss er sich geradezu

191 Amishai-Maisels, »Die bildende Kunst und die Shoah«, ebd., S. 279; Amishai-Maisels, *Depiction & Interpretation*, ebd., S. 167-172.

192 Pinchas Shaar wurde 1923 in Polen geboren, war zunächst im Ghetto Lodz und später im Konzentrationslager Oranienburg-Sachsenhausen. 1951 emigrierte er nach Israel.

selbstverständlich den Künstlern des nationalen Symbolismus<sup>193</sup> an, deren Beschäftigung mit den Schriftquellen und der jüdischen Welt ihm eine geeignete Alternative zur künstlerischen Auseinandersetzung mit der eigenen düsteren Vergangenheit bot. Klar und deutlich, ja sogar demonstrativ, ersetzte er die eisige Todeskälte durch leuchtende, lebendige Farben, die Lebensfreude vermitteln. Gelingt ihm das? Offenbar nicht so ganz, da die Kälte in seinen Werken dennoch unterschwellig stets vorhanden ist, im Körperausdruck seiner Gestalten und in deren gequälten, verängstigten Gesichtern. Shaar wandte sich schließlich mithilfe der biblischen Geschichten der jüdischen Historie zu. In seiner »Opferung des Isaak« aus den 1960er Jahren (Abb.V)<sup>194</sup> zeigt der Künstler den Augenblick, in dem Abraham den Dolch erhebt, um seinen Sohn Isaak zu töten. Der Engel, der über der Szene schwebt, streckt zwar seine Hand nach der Waffe aus, kommt jedoch nicht nahe genug an diese heran, um Abraham aufzuhalten. Isaac liegt mit gefesseltem Körper auf dem Altar, seine Hände jedoch sind hilfeflehend erhoben. Der Altar selbst sieht aus wie ein Brennofen, ein Hinweis auf die Vernichtung. Und als ob dem nicht genug sei, fehlt auf diesem Werk der Widder, der als Ersatz für Isaak dient. Das ist überaus verblüffend, da dieser Widder in anderen Arbeiten Shaars häufig zu finden ist, und das sogar ohne offensichtlichen inhaltlichen Zusammenhang. Isaaks Gesichtszüge erinnern mitunter an den Künstler selbst, der sich somit als Opfer darstellt. Shaars Wahl des Motivs der Opferung Isaaks und der fehlende Widder zeigen nicht nur, dass sich der Maler mit der *Shoah* beschäftigt, sondern deuten auch die Frage an, warum Gott seinem Volk nicht zur Hilfe kam.

---

193 Siehe: Benjamin Tammuz, Dorit Levita und Gideon Ofrat, **Die Geschichte der israelischen Kunst** (Hebr.), Massada, Tel Aviv 1980, S. 213- 246; Gideon, Ofrat, **One Hundred Years of Art in Israel**, Westview Press, 1998, S. 203.

194 Das Originalwerk ist farbig.



Abb V: Pinchas Shaar, **Opferung des Isaak**, 1960er Jahre

In den 1950ern und 1960ern wählten einige der überlebenden Künstler das Leben der Menschen im jüdischen Shtetel vor der *Shoah* als Motiv für ihre Werke. So erklärt Moshe Bernstein<sup>195</sup> in den 1960er Jahren in einem Ausstellungskatalog zu seinen Bildern:

»Vor mehr als 28 Jahren wurde mein Leben erschüttert, ich wurde Zeuge eines tragischen Schauspiels – mein Volk wurde dahingeschlachtet! Seit diesem Tag haben sich meine Gedankengänge und Lebensinhalte verändert, so dass ich meinen künstlerischen Weg fortan dem Thema

---

195 Moshe Bernstein wurde 1920 in Polen geboren und wohnte zu Kriegsbeginn mit seiner Familie im Ghetto von Bialistok, aus dem er im Alter von 19 in einem Zug fliehen konnte. Es war das letzte Mal, dass er seine Familie sah. Er gelangte nach Russland, wo er bis 1947 blieb. 1948 kam er nach einer Internierungshaft auf Zypern nach Israel und kämpfte im Unabhängigkeitskrieg. Sein Vater, seine Mutter und seine Schwester, die im Ghetto geblieben waren, kamen in einem Vernichtungslager ums Leben.

des Shtettel widmete und widme. Dabei werde ich von Millionen von Augenpaaren begleitet, jüdischen Augen, in denen sich eine besonders tiefe Trauer widerspiegelt ...«<sup>196</sup>

In Bernsteins Werken finden wir einen expressiven sentimentalischen Ausdruck der vernichteten jüdischen Kultur. So stellt er zum Beispiel in »Alter Mann und Kind im Shtettel« aus dem Jahr 1965 (Abb. VI) einen alten Juden mit Mütze, Bart und Gehstock dar, und neben diesem ein Kind mit Schläfenlocken, langem Mantel und einer Laterne in der Hand. Weiter zeigt das Bild die eng beieinanderstehenden Häuser des jüdischen Shtettels, Taubenschläge, eine Synagoge, Gartenzäune und Klezmer-Musikanten auf einer Leiter. Rechts oben erhebt sich aus dieser verschachtelten Häuserstruktur eine Kerze, deren Flamme im Gedenken an das jüdische Shtettel brennt und als ewige Erinnerung an die vernichtete jüdische Welt Europas gemahnt.



Abb. VI: Moshe Bernstein, **Alter Mann und Kind im Shtettel**, 1965

196 Rosenfeld Gallery, Moshe Bernstein (Katalog), Tel Aviv [ohne Datum].



Die überlebenden Künstler versuchten, durch die Darstellung der gesehenen und erlebten Gräueltaten die Gefühle des erfahrenen Schreckens und Verlustes zu verarbeiten und die Bilder jener jüdischen Welt zu erinnern und zu bewahren, die einst so lebendig gewesen war und nun nicht mehr existierte. Einige von ihnen schlossen sich der Richtung des nationalen Symbolismus an, der die israelische Kunst und Kultur mit jüdischen Inhalten und biblischen Motiven belebte. Auf diese Weise versuchten sie, dem Trauma der *Shoah* zu begegnen und hofften, im Land Wurzeln zu schlagen.

### Denkmäler zum Gedenken an die Shoah

Die aus verschiedenen Gemeinden stammenden *Shoah*-Überlebenden sorgten auch für die landesweite Errichtung von Denkmälern – auf dem Gelände von *Yad Vashem*, in Stadt- und Gemeindezentren, auf Friedhöfen oder in deren Nähe. Diese Denkmäler gestalten die israelische *Shoah*-Erinnerungslandschaft und verleihen diesem Konglomerat themenbezogener Botschaften, Implikationen, Gedanken und Mythen einen visuellen Ausdruck.<sup>197</sup> Zu ihren Schöpfern zählen überlebende Künstler wie Nathan Rappaport, David Katz, Esther Eisen und Alexander Bogen. Ein Teil dieser Denkmäler gedenkt der *Shoah* sowie der vernichteten, für immer verlorenen Gemeinden. Andere stellen eine Verbindung zwischen den Ghetto-Widerstandskämpfern und Israels gefallenen Soldaten her und schaffen zwischen diesen beiden Epochen ein symbolisches Kontinuum des Heldentums.

Die Bildhauerin Esther Eisen<sup>198</sup> veranschaulicht, dokumentiert und verewigt in ihren *Shoah*-Denkmälern das Schicksal ganzer Gemeinden.<sup>199</sup> Einer ihrer Auftragsgeber war der Zusammenschluss ehemaliger

---

197 Ausführliches zum Thema bei: Brutin, Batya, **Leben mit der Erinnerung – Shoah-Denkmäler in Israel** (Hebr.), Beit Lochamei HaGetaot, 2005.

198 Esther Eisen wurde 1929 im polnischen Lodz geboren. Nach Einmarsch der Deutschen 1939 siedelte die Familie ins Ghetto um. Der ältere Bruder verhungerte, die Mutter wurde ins Vernichtungslager Chelmo verschickt. Im August 1944 wurde das Ghetto liquidiert. Esther und ihr Vater kamen nach Auschwitz. Bis zum April 1945 überlebte sie mehrere Arbeitslager. Als die Front näher rückte, brachte man die Häftlinge nach Deutschland. Esther gelang die Flucht. Nach Kriegsende kehrte sie nach Polen zurück. Das Pogrom von Kielce veranlasste sie schließlich, nach Israel auszuwandern, wo sie später eine Familie gründete.

199 »Im Gedenken an die Gemeinde von Lodz« auf dem Friedhof von Cholon, 1977-1978; »Im Gedenken an die Gemeinde von Tomaszów Mazowiecki« auf dem Friedhof von Cholon, 1981; »Im Gedenken an die Gemeinde von Opatov-Kielce« auf dem Friedhof von Cholon, 1982; »Shoah« in der Nähe des Friedhofs von Kfar-Saba, 1990; Brutin, **Leben mit der Erinnerung**, ebd., S. 57-62, 107-118.

Gemeindemitglieder von Tomaszów Mazowiecki, die Asche aus Treblinka nach Israel bringen ließen und sich an Eisen mit der Bitte wandten, ein Denkmal zu entwerfen, in dem man diese Überreste im Gedenken an die Opfer ihrer Heimatgemeinde beisetzen könne, wie es bei Ezechiel heißt: »Ich öffne eure Gräber und hole euch, mein Volk, aus euren Gräbern herauf. Ich bringe euch zurück in das Land Israel.« (Ezechiel 7:12) Das Denkmal »In Erinnerung an die Gemeinde Tomaszów Mazowiecki« (Abb. VII) zeigt die Gestalt des »Moloch«, das Antlitz eines Monsters, das aus einem Gebilde mit zwei bogenförmigen Öffnungen besteht. Im rechten Bogen hängt ein großes Auge, in dem ein endloser Menschenzug, der sich in dem Auge zu spiegeln scheint, auf dem Weg zu den Krematorien zu sehen ist. Die mittlere Säule des Denkmals zeigt einen Rachen, dessen Zähne Buchstabenfragmente aus den Worten Tomaszów (oben) und Mazowiecki (unten) bilden. Die weiter vom Schlund entfernten Buchstabenteile zeigen die in Flammen aufgehenden Häuser dieser Gemeinde und ihre Juden, die in die Vernichtung gehen. Diese Bilder schuf Eisen nach Schilderungen des Gemeindebuchs, das sie gelesen hatte, bevor sie das Denkmal entwarf.<sup>200</sup>

Rechts von der mittleren Säule befindet sich am rechten Bogen eine Einbuchtung und davor eine Bronzetür mit folgender Aufschrift:

*Und ich gab ihnen in meinem Haus  
und meinen Mauern ein Denkmal und einen Namen.  
Gedenke o Gott,  
der reinen und heiligen Seelen  
der 15.000 Juden von Tomaszów Mazowiecki,  
sie, die vom deutschen Feind und seinen Handlangern  
während der Shoah 1939-45  
ermordet, dahingemetzelt und verbrannt,  
erstickt und lebend begraben wurden.  
Kein Land möge ihr Blut bedecken.  
Die Asche der Heiligen unserer Stadt  
aus den Krematorien von Treblinka  
ist in diesem Grabstein bestattet.*

---

200 Interview mit Esther Eisen, Herzliya, Juni 1996. Eisen erzählte, der hebräische Buchstabe „Kuf“ im Wort „Mazowiecki“ sei im Original mit einer Vokalpunktierung versehen gewesen. Deren Form habe zwei Tropfen geähnelt, die eine Pfütze bildeten, in die wiederum die Fußabdrücke von Kindern eingeprägt waren. Diese Punktierung sei jedoch nicht erhalten geblieben.



In den Fundamenten des Denkmals ist die aus Treblinka herbeigeschaffte Asche der Opfer begraben.

Ein Zeugnis für den Moloch-Kult der Ammoniter finden wir in der Heiligen Schrift: »Sie errichteten die Kulthöhle des Baal im Tal Ben-Hinnom, um ihre Söhne und Töchter für den Moloch durchs Feuer gehen zu lassen ...« (Jeremias 32, 35).<sup>201</sup> Kennzeichnend für diesen Kult waren Menschenopfer, vor allem die von Kindern. Der Moloch bot ein klassisches biblisches Symbol zur Darstellung des Bösen, der Grausamkeit und der Opferung von Menschen. Viele Künstler bedienten sich seines Bilds, um die Gräueltaten der Nazis darzustellen.<sup>202</sup> Der Bezug auf den Moloch in einem Denkmal zur Erinnerung an die Opfer ist dennoch mehr als ungewöhnlich. Man fragt sich, was die Künstlerin veranlasst haben könnte, sich ausgerechnet dieses Motivs zu bedienen. Eisen selbst erklärte, man habe ihr drei Parzellen zur Verfügung gestellt. Diese wollte sie durch Bögen, die zwei Durchgänge bildeten, miteinander verbinden. Das Gebilde, das so entstanden sei, habe sie an das Gesicht eines Monsters erinnert. Das habe sie dann dazu inspiriert, das Motiv des Moloch mit dem nationalsozialistischen Monster und dessen schrecklichen Grausamkeiten in Verbindung zu bringen: Im hängenden Auge des Ungeheuers habe sie diejenigen dargestellt, die in die Vernichtung gingen, in der Pfütze habe sie die Fußabdrücke der Kinder verewigt – des bevorzugten Opfers des Moloch wie auch der Nazis, die so das jüdische Volk ausrotten wollten. Die assoziative Verbindung des Moloch-Kults mit den Gaskammern und Krematorien, in denen die *Shoah*-Opfer ihr Leben aushauchten, sei unmittelbar und ergäbe sich praktisch von selbst.<sup>203</sup>

Das auf dem Grabmal dargestellte Monster hat auch einen unmittelbaren Bezug zu der Aufschrift, einer Schilderung der entsetzlichen Todesarten, mittels derer die Juden vernichtet wurden – *»ermordet, dahingemetzelt und verbrannt, erstickt und lebend begraben«* – Grausamkeiten, die nur ein schreckliches Monster verüben konnte. Darüber hinaus stellt die Darstellung des Ungeheuers auch eine Rechtfertigung der

---

201 Avramsky, Shmuel, »Molech«, **Hebräische Enzyklopedie**, Chaf Gimmel, Jerusalem-Tel Aviv 5717 – 5727, S. 766; Raphael Posner (Hrsg.), **Enzyklopedie des Tanach**, Gimmel, Yedioth Achronoth Verlag, Jerusalem 1987, S. 85; Amishai-Maisels, **Depiction and Interpretation**, S. 162.

202 Amishai-Maisels, **Depiction and Interpretation**, S. 162.

203 Ebd.

Rachebedürfnisse der Gedenkenden dar, daher lautet die Inschrift: »*deren Blut der Ewige rächen möge*«.

Andere Denkmäler erinnern an die jüdischen Kämpfer der Untergrund- und Partisanengruppen. Auf dem Partisanenplatz des Wolhynien-Hauses in Givatayim steht ein Denkmal aus dem Jahr 1997. Es trägt den Namen »Jüdische Partisanen und Kämpfer aus Wolhynien« und wurde vom Architekten Michael Alkov nach einem Entwurf der Bildhauerin Ayelet Bitan-Shlonsky ausgeführt.<sup>204</sup> Eine Seite dieses Monuments zeigt das überdimensionale Gemälde eines Partisanen mit einer Waffe in der Hand, ein Werk des Malers Alexander Bogen, der selbst ein ehemaliger Partisan war.<sup>205</sup>



Abb VII: Esther Eisen, **In Erinnerung an die Gemeinde Tomaszów Mazowiecki**, 1980

204 »Denkmal für die Partisanen von Wolhynien errichtet« (Hebr.), **Hamekomon** (Das Lokalblatt), Givatayim, 1997, S. 16.

205 Alexander Bogen (Katzenbogen) wurde 1916 im litauischen Wilna geboren. Nach der Eroberung der Stadt durch die Nazis 1941 kam er ins örtliche Ghetto. Am 29.07.1943 floh er in den 200 km von der Stadt entfernten Narosz-Wald, wo er bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs kämpfte. Nach der Befreiung Wilnas kehrte Bogen in seine Heimatstadt zurück, wo er 1947 seine Malerausbildung cum laude abschloss. 1951 wanderte er mit seiner Frau nach Israel aus und lebte fortan in Tel Aviv. Dort arbeitete er unter anderem als Kunsterzieher, Maler und Bildhauer und entwarf Shoah-Denkmäler. Bogen verstarb 2010.

Bogen entwarf und gestaltete 2008 auch das Monument »In Erinnerung an den jüdischen Partisanen, Kämpfer und Rebellen«, das sich unmittelbar neben der Gedenkstätte der israelischen Panzertruppe bei Latrun befindet. Dieses abstrakte Denkmal (Abb. XIII), das leicht erhöht auf einer Art Podest am Rand eines quadratischen Versammlungsplatzes steht, zeigt eine Gruppe von Kämpfern, die dem Feind entgegentritt. Vor ihnen erhebt sich als Symbol für ihren Heldenmut eine Triumphsäule – eine traditionelle Form der Siegeshuldigung, die bis in die Antike zurückreicht. Diese Säule ist im Kontext der *Shoah* natürlich auch ein Zitat der »Heldensäule« *Yad Vashems*, eines Werks des Bildhauers Buky Schwarz aus dem Jahre 1970. Etwas abseits von den Kämpfern und der Säule steht eine Marmortafel mit dem Titel: »In Erinnerung an den jüdischen Partisanen, Kämpfer und Rebellen«, darunter in Hebräisch und Englisch »Organisation der Partisanen, Untergrund- und Ghettokämpfer« mit dem Emblem dieser Organisation. Es folgt eine Liste der Länder, in denen Partisanen gegen die Nazis kämpften: Ukraine, Italien, Algerien, Bulgarien, Belgien, Weißrussland, Holland, Ungarn, Jugoslawien, Griechenland, Lettland, Litauen, Polen, Tschechoslowakei, Frankreich und Russland. Weiterhin findet sich dort ein Hinweis auf die Stifter: »Gestiftet von Familie Lanir im Gedenken an den Piloten Oberstleutnant Avi Lanir, der im Yom-Kippur-Krieg 5733-1973 in syrischer Gefangenschaft zu Tode gefoltert wurde«. Am Rand des Podests stehen eine Gedenkfackel und drei Fahnenstangen, rechts weht die Fahne der Panzertruppe, in der Mitte Israels Staatsflagge und links die Fahne der Organisation der Partisanen, Untergrund- und Ghettokämpfer.

Dieses Denkmal mit seiner aktiven-kämpferischen Implikation erinnert an das Heldentum der Partisanen, Untergrund- und Ghettokämpfer der *Shoah*. Die Tatsache, dass es neben den besagten drei Fahnen in der Nähe der Gedenkstätte der Panzertruppe errichtet und von der Familie des Offiziers Lanir gestiftet wurde, stellt es auch in eine Tradition mit den Kämpfern, die ihr Leben für das Volk und die Heimat gaben.

Beide genannten Denkmäler sind Sinnbild für die im öffentlichen Leben und Bewusstsein Israels entstandene Haltung, »der *Shoah* und des Heldentums« in einem zu gedenken.



Abb. VIII: Alexander Bogen, **In Erinnerung an den jüdischen Partisanen, Kämpfer und Rebellen**, 2008

### **Die israelische Erfahrung**

Es gab jedoch auch Künstler, die das *Shoah*-Gedenken nicht in den Mittelpunkt ihrer Arbeit stellten. Dazu gehören Avigdor Aricha, Samuel Beck, Shmuel Katz, Kariel Gardosh (Dosh), Paul Kor, Yaakov Farkas (Zeev), Moshe Kupferman und Dan Reisinger.<sup>206</sup> Einige von ihnen spielten den Einfluss der *Shoah* auf ihr Werk herunter, andere negierten ihre Erfahrungen ganz und bauten im neuen Staat ein vollkommen neues Leben auf. Beck zum Beispiel begann, surrealistisch zu malen, mit naturalistischen und symbolischen Elementen, die in der traumatischen Vergangenheit seiner *Shoah*-Erlebnisse ihre Wurzeln hatten. Aricha hingegen zog es vor, das aktuelle Leben zu darzustellen – Landschaften, Stilleben, Selbstporträts, seine Familie oder sein Studio –, ohne überhaupt auf das Bezug zu nehmen, was ihm während der *Shoah* widerfahren war.

---

206 Mehr dazu bei: Hanna Yablonka, „Holocaustüberlebende Maler in Israel – ein weiterer Aspekt des Schweigens, das es nicht gab“, in: Shmuel Almog et al. (Hrsg.), **Die Shoah – Geschichte und Erinnerung** (Hebr.), *Yad Vashem* u. Institut für Zeitgenössisches Judentum an der Hebräischen Universität, Jerusalem 2001, S. 207-235.

Viele der überlebenden Künstler, die in der entstehenden israelischen Kultur ihr Zuhause fanden, illustrierten Bücher und arbeiteten als Grafiker.<sup>207</sup> Aricha zum Beispiel malte und illustrierte unter anderem die Titel »Goldene Strände«, »Folgeerscheinung« und »Die Kupferschlange«,<sup>208</sup> Katz die Buchreihe »Chassamba«;<sup>209</sup> Kupferman »Die Kinder aus der Mapu-Straße«<sup>210</sup>; Bacon »Die Liebe des Samson«, »Josef und seine Brüder«, »Das *Schtetl* brennt« und »Im Tal des Todes«<sup>211</sup>; Kor schrieb und illustrierte unter anderem die Kinderbücher »Kaspion, der kleine Fisch«, »Der Fisch, der keiner sein wollte«, »Die schönste Farbe der Welt«, »Ben-Ben das Küken« und »Geh schlafen, kleiner Frosch«<sup>212</sup>. Einige der überlebenden Künstler gestalteten Plakate zu Themen, die in der jungen israelischen Gesellschaft gerade aktuell waren. Weil zum Beispiel entwarf ein Plakat der *Mapam*-Partei mit dem Slogan »Schutzschild der Heimat« (Abb. IX): Vor einem gelb, schwarz, blauen Hintergrund stehen eine junge Frau und ein junger Mann bewaffnet in der Uniform der Bewegung. Links von ihnen befindet sich eine Karte Israels mit roten Punkten, die die Verteilung der Siedlungen zeigen. Darunter groß in Rot die mit dem hebräischen Buchstaben *Mem* beginnende Aufschrift »Schutzschild der Heimat – *Mapam*-Siedlungen, die mutige Befestigung der Landesgrenzen«.

---

207 Ebd., S. 213.

208 Tammuz, Benjamin, **Goldene Strände – Erzählungen** (Hebr.), Merchavia 1949; Bialik, Chaim Nachman, **Folgeerscheinung** (Hebr.) Sapiach, Jerusalem 1955; Tishreni, Carmi, **Die Kupferschlange – Gedichte** (Hebr.), Tarshish, Jerusalem 1961.

209 Mossinson, Yigal, **Chassamba** (Hebr.), Tel Aviv 1950.

210 Nashmit, Sarah, **Die Kinder aus der Mapu-Straße**, Tel Aviv 5735 – 1974.

211 Goldberg, Lea, **Samsons Liebe** (Hebr.), Tel Aviv 1952; Thomas Mann, **Josef und seine Brüder** (hebr. Ausgabe), Tel Aviv 1958; Mordechai Gebirtig, **Das *Schtetl* brennt**, Tel Aviv 1967; Sinai Adler, **Im Tal des Todes**, Jerusalem 1987.

212 Kor, Paul, (alle genannten Bücher auf Hebräisch): **Caspion, der kleine Fisch**, Dvir, Tel Aviv 1985; **Der Fisch, der keiner sein wollte**, Keter, Jerusalem 1987; **Die schönste Farbe der Welt**, Dvir, Tel Aviv 1988, **Ben-Ben das Küken**, Dvir, Tel Aviv 1997; **Geh schlafen, kleiner Frosch**, Dvir, Tel Aviv 2001.



Abb. IX: Shraga Weil, **Schutzschild der Heimat**, Wahlplakat für die 1.Knesset, 1949. © Archiv des Shomer Hazair, Yad Yaari

1949 gestaltete Kor auch das Plakat »Unterstützung des Krieges ist Unterstützung des Sieges«, um für die finanzielle Unterstützung der Sicherheitskräfte zu werben, und 1952 das Plakat »Wer mit Tränen säht, wird in Freude ernten«. 1962 entwarf er ein Werbeplakat für die nationale Fluggesellschaft El-Al: Es zeigt eine aus Papierschnipseln zusammengesetzte, freundlich lächelnde Stewardess vor leuchtend rotem Hintergrund – eine Werbung für den guten, zuvorkommenden Service der Fluglinie. Kor entwarf noch Dutzende weiterer Plakate, die zum israelischen Kulturgut wurden ebenso zahlreiche Briefmarken. 1954 zum Beispiel gestaltete er die Rabattmarken und 1960 die Marke des Kernforschungsinstituts. 1975 entwarf er die staatlichen Banknoten mit den Konterfeis von Moses Montefiore, Chaim Weizmann, Henrietta Szold und Theodor Herzl.



Dan Reisinger<sup>213</sup> wurde dank seiner zahlreichen Plakate und Logos zu einem der bekanntesten israelischen Grafikdesigner.<sup>214</sup> Zu seinen Werken zählen ein Friedensplakat anlässlich des Abwurfs der Atombombe auf Hiroshima, ein Protestplakat gegen das Überhandnehmen des Antisemitismus in Europa nach Auflösung der UdSSR sowie ein Plakat für die Internationale Kunst- und Designausstellung, die Ende der 1990er in China stattfand. Weiter entwarf er Anfang der 1970er die *IDF*-Medaillen für Heldentum, Wagemut und Vorbildlichkeit (Abb. X).



Abb.X: Dan Reisinger, *IDF*-Medaillen, Anfang der 1970er Jahre

Die an einem gelben Band befestigte Heldenmedaille zeigt einen Davidstern mit Schwert und Ölbaumzweig. Die Medaille für vorbildliches Verhalten an einem blauen Band besteht aus einem Kreis, in dessen Mitte ebenfalls ein Schwert und ein Ölbaumzweig abgebildet sind. Weiter entwarf Reisinger die Logos der Fluggesellschaften El-Al und Arkia, des *Habimah*-Nationaltheaters, des Delek-Konzerns und der Unternehmen

213 Dan Reisinger kam 1934 im jugoslawischen Kanka (heute Serbien) zur Welt. 1944 wurde er von serbischen Familien versteckt und dadurch gerettet. Sein Vater kam in einem der von den Ungarn rekrutierten Arbeitskommandos ums Leben. Der Großteil der Familie Reisinger hat die Shoah nicht überlebt. 1949 emigrierte der Künstler mit seiner Mutter und seinem Stiefvater nach Israel.

214 Yablonka, Hanna, **Holocaustüberlebende Maler in Israel**, ebd., S. 232-233.



Teva, Carmel, Tambour, Amcor, Iscar, Ma"az, der Shenkar-Akademie für Modedesign und der beiden Wochenendbeilagen „7 Tage“ und „7 Nächte“ der Tageszeitung *Yedioth Achronot*.

Unter den überlebenden Künstlern fällt vor allem eine Gruppe von Karikaturisten auf, darunter Yaakov Farkas (Zeev)<sup>215</sup> und Kariel Gardosh (Dosh)<sup>216</sup>, die die israelische Gesellschaft täglich in ihren Karikaturen für die Tagespresse spiegelten.<sup>217</sup> Farkas begann seine Laufbahn 1952 als Karikaturist bei *Ma'ariv*. 1962 wechselte er zu *Ha'aretz*, wo er täglich eine Karikatur veröffentlichte. Diese pflegte er mit einem Porträt, das ihn selbst mit überdimensionalem, farbtropfenden Pinsel zeigt und seinem Künstlernamen zu signieren – Zeev, dem hebräischen Wort für Wolf (der ungarischen Bedeutung des Wortes Farkas). Farkas, der bei *Ha'aretz* vierzig Jahre lang bis zu seinem Tod arbeitete, bildete in seinen Karikaturen die breite Palette aktueller Themen ab, die die israelische Gesellschaft beschäftigten. Dabei wollte er vor allem ein unverfälschtes, von politischen Einflüssen freies Bild vermitteln. In seinen Porträts fokussierte er sich mit seinem minimalistischen Stil auf den charakteristischen Ausdruck einer Persönlichkeit. Farkas zeichnete Golda Meir, David Ben-Gurion, Menachem Begin (Abb. XI), Moshe Dayan und viele mehr.

---

215 Yaakov Farkas (Zeev) wurde 1923 in Budapest geboren. Im Alter von zwölf Jahren gestaltete er bereits eine Zeitung mit Karikaturen, die er in der Nachbarschaft verteilte. Während des Zweiten Weltkriegs wurde er zunächst ins KZ Buchenwald und von dort weiter nach Dachau verschickt. Nach Kriegsende wies man ihn einem Transitlager zu. Er unternahm einen illegalen Einwanderungsversuch, wurde aufgegriffen und auf Zypern interniert. 1947 kam er ins Land, wurde in die *Einheit Sieben* rekrutiert und nahm im Unabhängigkeitskrieg aktiv an den Kämpfen von Latrun teil.

216 Gardosh Kariel (Dosh) wurde 1921 als Sohn einer assimilierten jüdischen Familie in Budapest geboren. 1941 kam er in ein Zwangsarbeitslager und wurde in einer Kupfermine eingesetzt. Seine Familie wurde nach Auschwitz verschleppt und dort ermordet. 1946 emigrierte er nach Frankreich, wo er an der Sorbonne Literatur und Philosophie studierte. 1948 immigrierte er nach Israel und arbeitete als Grafiker und Karikaturist für die hebräische Presse.

217 Yablonska, **Holocaustüberlebende Maler in Israel**, ebd., S. 233-234.



Abb. XI: Yaakov Farkas (Zeev), **Menachem Begin**

Kariel Gardosh signierte seine Karikaturen mit dem Namen Dosh, einer Abkürzung seines Familiennamens. Zu Beginn seiner Karriere arbeitete er für das Organ der *Lechi*-Bewegung, dann in *Davar Hashavua*, danach in *Ashmoret* und in der Wochenzeitung *Haolam Haseh*. 1953 wurde er Mitglied der Redaktion des *Ma'ariv*, wo er bis zu seinem Tod im Jahre 2000 über fünfzig Jahre lang täglich eine politische Karikatur veröffentlichte. Gleichzeitig verfasste er Zeitungsartikel, Erzählungen und Sketche. 1950 entwarf er die Figur des **Srulik** (Abb. XII), der zum Symbol des Israelis und typischen Markenzeichen der einheimischen Kultur und Erfahrungswelt wurde: eine komische, bescheidene und volkstümliche Figur, mal lächelnd, mal verblüfft und mitunter auch traurig, mit einer kleinen Himmelfahrtsnase und weit geöffneten Augen. Srulik trägt eine *Tembel*-Mütze, unter der eine vorwitzige Locke hervorschaut, ein einfaches Hemd, kurze Hosen und biblisch anmutende Sandalen.



Abb: XII Kariel Gardosh (Dosh), Srujik, 1952

### Zusammenfassung

Die überlebenden Künstler bildeten keineswegs eine homogene Gruppe. Sowohl die kulturellen Voraussetzungen als auch die konkreten Situationen, denen sie während der *Shoah* ausgesetzt waren, unterschieden sich vom einen zum anderen. Auch die Art, wie sie nach der *Shoah* mit dem erlebten Trauma und der neuen Heimat umgingen, ist unterschiedlich. Gleichwohl sind zwei charakteristische Tendenzen ihres künstlerischen Wirkens zu erkennen: Zum einen zeigt sich die Tendenz, die *Shoah* zu dokumentieren und das Gedenken daran gestalten zu wollen – sowohl durch Darstellung persönlicher Erfahrungen als auch mittels der Gestaltung von Denkmälern. Auf diese Weise haben diese Künstler das Erbe der *Shoah* im öffentlichen israelischen Bewusstsein verankert und zu einem unveräußerlichen Bestandteil der israelischen Identität gemacht. Die zweite Tendenz bezieht sich auf die aktive Beteiligung der überlebenden Künstler an der Gestaltung und Pflege der israelischen Kunst. Durch das Schaffen von Symbolen und assoziativen Bildern, die für die einheimische Gesellschaft charakteristisch sind, leisteten diese Überlebenden einen bedeutenden Beitrag zum Entstehen dieser neuen Kultur.

## Von der »Knesset Israel« zur israelischen Knesset

Nava Semel

1984 stand mein zutiefst bewegter Vater auf dem Rednerpodium der *Knesset* und schwor dem Staat Israel seine Treue. »Knesset Israel« war ein Wortpaar, das ich während meiner Kindheit unzählige Male gehört hatte, gemeint war jedoch nicht das Abgeordnetenhaus sondern jenes illegale Einwandererschiff, mit dem meine Eltern 1946 nach Palästina kamen. In ihrer Hochzeitsnacht packten Braut und Bräutigam ihre wenigen Habseligkeiten und machten sich aus der rumänischen Bukowina auf ihren mühseligen Weg. Dieser führte sie zunächst nach Jugoslawien. Dort, in einem kleinen Fischereihafen namens Bakar, erwartete sie ein abgewracktes Schiff, das einst als Mississippi-Dampfer gedient hatte.

Die symbolische Reise von der »Knesset Israel« zur israelischen *Knesset* offenbart die Quintessenz des Weges, den Yitzchak Herzig zurücklegen musste, bis er es von einem völlig mittellosen Flüchtling und *Shoah*-Überlebenden ins Herz der israelischen Gesellschaft geschafft hatte. Schon seit seinem elften Lebensjahr fühlte er sich zum Zionismus hingezogen. Damals war er in seiner kleinen, abgelegenen Geburtsstadt einem *Shaliach* aus einem israelischen *Kibbuz* begegnet und völlig von ihm hingerissen. Vater rebellierte gegen sein orthodoxes Elternhaus, schnitt sich die Schläfenlocken ab und begann, Hebräisch zu lernen.

All das erfuhr ich erst sehr viel später. Ich zeigte nur wenig Interesse für die frühe Biografie meiner Eltern. Als typisches Kind der 1960er war ich begierig, um nicht zu sagen leidenschaftlich darauf versessen, so israelisch wie möglich zu sein. Bewundernd blickten wir auf die erwachsene Generation der im Land Geborenen, jene *Jeffrey hablroit vehatoar*, die unsere Vorbilder waren. Jedes Zeichen von »dort« wurde beiseite geschoben und verdrängt, aus Angst, die blütenreine israelische Identität könnte womöglich von einer Spur Diaspora befleckt werden.

Jiddisch? Durfte nicht einmal erwähnt werden. Ich verheimlichte die Tatsache, dass ich diese verabscheuenswerte Sprache verstand und sogar sprach. Das Leben zuhause spielte sich ausschließlich auf Hebräisch ab. Ich schämte mich auch des fremden Akzents meiner Eltern, ganz zu schweigen von dem Stigma, das Menschen wie ihnen in jenen Tagen

anhaftete: »Schafe, die sich zur Schlachtbank führen ließen« – ein Klischee, das bereits ein fester Bestandteil des jungen israelischen Ethos war. Rückblickend sehe ich voller Staunen auf diese Überlebenden, die fähig waren, genügend seelische Kraft zu finden, um sich mit Begeisterung und Hingabe auf ihr neues israelisches Leben einzulassen. Die Haltung der einheimischen Gesellschaft – eine von Schuldgefühlen und mitleidiger Bevormundung geprägte Überheblichkeit – hat sie nicht beeinträchtigt und die Geschwindigkeit, mit der sie Wurzeln schlugen, war phänomenal. So gehörten meine Eltern zum Beispiel schon nach wenigen Jahren zu den Gründungsmitgliedern eines *Kibbuz* im Jesreel-Tal und beteiligten sich an Kämpfen des Unabhängigkeitskriegs. In den 1950ern diente mein Vater bereits als persönlicher Berater des damaligen Außenministers Moshe Sharett, und seine in fehlerfreiem Hebräisch verfassten Artikel wurden in der Zeitung *Smanim* veröffentlicht.

Meine Mutter Mimi hatte Auschwitz und das Lager Kleineschenau in Ostdeutschland überlebt und widmete sich nun ganz und gar der Familie. Das Aufziehen der Kinder wurde ihr Lebensinhalt. Frühstücksstullen für die Schule und Elternabende waren in ihren Augen durchaus keine minderwertigen Beschäftigungen, sondern vielmehr eine anerkennungswürdige Karriere ... und das zu einer Zeit, als man diesen Begriff kaum kannte, vor allem nicht im Hinblick auf Frauen. Man arbeitete, um die Familie zu versorgen und nicht, um sich selbst zu verwirklichen. Eine Verwirklichung gab es nur im Zusammenhang mit dem nationalen Aufbau.

Überaus charakteristisch war der brennende Wunsch der Überlebenden, eine Rolle bei dem großen israelischen Drama zu spielen und zwar vorne auf der Bühne und nicht nur als Statist dabei zu sein. So schnell wie möglich wollten sie ein unentbehrlicher Teil dieses neu entstehenden »israelischen Wesens« sein. Ihre fremdländischen Namen legten sie ab wie ein altes Hemd. Wie Ben-Gurion, Israels erster Ministerpräsident, es gebot, stürzten sie sich in die Mitte des Schmelztiegels. Es war dessen Außenminister Moshe Sharett, der unseren Familiennamen hebräisierte und aus „Herzig“ „Artzi“, »mein Land«, machte, und unter diesem so symbolträchtigen Namen wurde ich geboren. Es schien, als sei die Metamorphose zu einem Israeli nun perfekt.

Die rasche Regeneration der Überlebenden ist ein beispielloses Phänomen, mit dem sich auch Psychologen und Seelenforscher

auseinandersetzen müssen. Ihre Rückkehr zu voller Lebenstätigkeit wurde gerade deshalb möglich, weil diejenigen, die das Schlimmste von Allem erlebt hatten, nun einen Horizont vor sich sahen, der größer und weiter war als der ihres persönlichen Daseins. Sie hatten eine Mission, und das konnte über Verluste hinwegtrösten und der zerrissenen Seele eine gewisse Entschädigung für das so grausam zerstörte alte Leben geben. Um jeden Preis wollten sie israelisch werden, und diese Herausforderung verlieh dem Weiterleben nach der *Shoah* eine tiefere Bedeutung und signalisierte den Überlebenden, ihren Blick nach vorn zu richten, auf die Zukunft.

Israelisch zu sein, war die Eintrittskarte ins Leben, das Streben nach persönlichem Erfolg kam erst an zweiter Stelle. Und dabei bot die angenommene israelische Identität ehrgeizigen Menschen wie meinem Vater, die angeborene Führungsqualitäten besaßen, zweifellos eine Chance.



Itzhak Artzi an Bord der »Knesset Israel«, Originalillustration aus dem Reisetagebuch, 1946, »Massuah«-Museum, Institut für Holocaust-Studien, Kibbuz Tel-Yizhak

Für mich haben nicht nur diejenigen Überlebenden einen Beitrag geleistet, die durch ihre wunderbare Einbindung ins Gefüge des israelischen Lebens hohe Positionen erlangten: Ein führender Richter wie Aharon Barak, ein Politiker wie Josef (Tommy) Lapid, ein General wie Yossi Peled, eine Schauspielerin wie Miriam Zohar, der ehemalige Oberrabbiner Israel Meir Lau und Literaten wie Ida Fink, Aaron Appelfeld, Dan Pagis und Uri Orlev, um nur einige von ihnen zu nennen.

In meinen Augen sind der Besitzer unseres Krämerladens Herr Astmann, der die Kinder unseres Viertels über das sprichwörtliche »halbe Kümmelbrot in Pergamentpapier« hinaus mit buntem Kaugummi verwöhnte und Chaim Raphael, der Besitzer des Delikatessenladens auf dem Lewinsky-Markt, die Näherin Frau Pasternak, der Schneider Herr Chefetz und Clara Maayan, meine Klassenlehrerin, nicht weniger aner kennenswert, ebenso all die bescheidenen Arbeiter, die nicht zu Ruhm und Ehre gelangten, deren Beitrag zur israelischen Gesellschaft jedoch in nichts hinter dem meines Vaters zurücksteht, der es bis zum *Knesset*- Abgeordneten schaffte.

Sie alle sind ein unerlässlicher Bestandteil des israelischen Alltags und haben ihn von Anfang an geprägt. Damals schämte man sich ihrer, ihres fehlerhaften Hebräischs mit dem schweren Akzent, ihrer altmodischen Gepflogenheiten, ihrer übergroßen Besorgnis und ihres übertriebenen Patriotismus. Um es in den Worten von Eytan Liebermann, eines der Helden meines Buches **Gläserne Facetten** (Frankfurt am Main, 2000) zu sagen:

»Ich wuchs unter einer Kuppel von Scham auf. Ich litt unter der Schmach meiner Eltern, die erniedrigt worden waren. Verstehst du nicht, dass ich als Kind eines Mannes und einer Frau geboren wurde, die in einer bestimmten Zeit ihres Lebens aufgehört hatten, menschliche Wesen zu sein? Wir sind die Kinder von Gefangenen, eingesperrt in ihrer Schande, die, ich schreie es laut heraus, ja, die noch immer gefangen sind.

In der Schule habe ich gelogen. Ich habe gesagt, meine Eltern seien Jahre vorher ins Land gekommen, nur um nicht zugeben zu müssen, dass ich der Sohn von armseligen Entwurzelten war.«

Alles, was in der Vergangenheit belächelt wurde, scheint mir heute großer Anerkennung wert. Es hat eine Weile gedauert, bis die Angehörigen meiner Generation aufhörten, sich vor den Gespenstern zu fürchten, die zwischen den Wänden ihres Elternhauses herumgeisterten, bis sie begannen, sich mit diesen anzufreunden. Bis wir in uns das Erbarmen fanden, die



Überlebenden zu umarmen, ohne zu urteilen, bis wir zu der Einsicht gelangten, dass wir niemals verstehen werden und das akzeptierten.

Als eine Art Buße legte ich der jungen Enkelin meines Romans **Und die Ratte lacht** (Mannheim 2001) folgende Worte in den Mund:

» ...alles, was man von jemandem erwarten kann, der dort war, passt nicht zu ihr. Sie ist ein fröhlicher Mensch, sie hat viele Freunde, und seit sie aufgehört hat, in der Röntgenabteilung des Ichilow-Krankenhauses zu arbeiten, geht sie einmal in der Woche ins Theater und jeden Sonntag nach Jaffa auf den Trödelmarkt ... Sie nörgelt nicht rum wie andere Großmütter und macht mir keine Vorhaltungen, wenn ich ein bauchfreies T-Shirt an habe oder wenn ich mich nicht zwischen einem Piercing im Nabel oder in der Zunge entscheiden kann, und sie sagt nie „früher, bei uns, in unserer Generation“ – ein Satz, den ich immer von meiner Mutter höre, die mir manchmal viel älter vorkommt als meine Großmutter. Sogar meine Freundinnen sagen, dass meine Großmutter cool ist...«

Der Beitrag der *Shoah*-Überlebenden misst sich nicht nur an der einen oder anderen Aktivität sondern vor allem an wichtigen Werten, die das israelische Wesen mit geprägt haben: Es geht dabei um Werte wie Entschlossenheit, Willensstärke, seelische Überlebenskraft und die Einsicht, dass das Leben niemals Nebensache ist. Obwohl Menschen grausam und betrügerisch sind, gibt es doch einen zarten Geist, der – allem zum Trotz – zwischen Trümmern zur Entfaltung kommen kann.

Es sind die *Shoah*-Überlebenden, die den Grundbegriffen „Heim“ und „Familie“ neuen Inhalt gegeben haben. Sie haben die israelische Gesellschaft gelehrt, was *Tikkun* bedeutet, im tiefsten und geistigsten Sinn dieses Wortes. Durch die Verschiebung eines einzigen Buchstabens lässt sich das hebräische Wort »Trumah«, der „Beitrag“, in »Tmurah«, die „Umgestaltung“ wie die „Gegenleistung“ verwandeln. Es steht somit für Veränderung, als auch für deren Gegenwert. Die *Shoah*-Überlebenden haben ihren Beitrag geleistet, wir selbst haben einen Wandel durchgemacht, und dafür eine Gegenleistung bekommen.

Von der überstürzten Trauerzeremonie meiner Eltern hat nur ein einziges Bild überlebt, und es unterscheidet sich sehr von den üblichen Hochzeitsfotos: Kein Brautkleid, kein Bräutigam im Anzug und auch keine Sahnetorte. Vater und Mutter tragen schwere europäische Wintermäntel und umarmen sich vor ihrem Aufbruch in das hitzeglühende Wüstenland. Während ihrer gesamten Irrfahrt nach Palästina hatten sie falsche Namen

getragen. Vergeblich versuchte ich, diese meinem Vater vor seinem Tod zu entlocken. Er sagte: »Das hartnäckige Gedächtnis weigert sich, die geborgte Identität heraufzubeschwören.«

Unmittelbar nach seiner Wahl zum *Knesset*abgeordneten und vor seiner Vereidigung begab er sich zum Innenministerium und stellte den Antrag, seinen ursprünglichen, abgelegten Familiennamen wieder annehmen zu dürfen. Unter dem Doppelnamen »Artzi-Herzig« schwor er dem Staat Israel seine Treue – ein später Akt des Widerstands gegen diese alles verschlingende israelische Identität, die uns nicht vollständig absorbieren sollte.

An seinem Lebensabend, nachdem er sich bereits aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen hatte, gründete Vater die Wohlfahrtstiftung für *Shoah*-Überlebende und kümmerte sich bis zu seinem letzten Tag um die Nöte der Alten, Kranken und Bedürftigen. Ein Überlebender für die Überlebenden.

In dem Tagebuch, das Vater während seiner Überfahrt auf dem maroden Flüchtlingschiff schrieb, das einst auf dem Mississippi unterwegs gewesen war, lese ich in seiner Handschrift folgende Zeilen:

»Oben auf der Treppe des Deportationsschiffs drückte mir der britische Offizier ein Paket Biskuits und eine Schüssel in die Hand, und versetzte mir als Bonus noch einen Schlag mit seinem Gewehr. Ich wurde in die Vorratskammer geworfen, eine Art improvisiertes Gefängnis. Mehr als tausend Passagiere der »*Knesset* Israel« waren dort zusammengepfercht. Nur Stunden zuvor waren wir noch eine geeinte Gruppe gewesen, die gegen die Briten gekämpft hatte. Nun gab es rings um mich nur noch einen wirren Haufen gebrochener, schmutziger und entmutigter Menschen. Ihre Augen waren nass, aber nicht nur wegen des Tränengases. Am Eingang standen die Wachen. Ich lauschte auf das Brummen der Motoren. Langsam dampfte das Deportationsschiff auf Zypern zu. Nur wenige Stunden zuvor waren wir noch in Haifa gewesen. Nun vergrößerte sich die Entfernung von einem Augenblick zum nächsten. Vielleicht würde unser Kampf Schlagzeilen machen und dann wieder in Vergessenheit geraten. Wer jedoch die Mühseligkeiten dieser Reise erlebt hatte, würde die Worte »*Knesset* Israel« nie mehr hören können, ohne tief in seinem Innern zu erbeben.«

»La'Isha« als Mitgestalterin des israelischen  
Shoah-Gedenkens:  
Der Fall einer Schönheitskönigin

Sharon Geva

1956 gewann die damals 19-jährige Rina Weiss den Titel der Vize-Schönheitskönigin Israels. Das Wochenjournal *La'Isha* veröffentlichte über sie einen ausführlichen Artikel inklusive eines persönlichen Interviews. Seit 1950 veranstaltete die Redaktion dieses Blattes den israelischen Schönheitsköniginnen-Wettbewerb und erstattete dazu ausführlich Bericht – von den Siegerinnen der Vorentscheidung über den Wettbewerb selbst bis zum Tag danach. Im allgemeinen geht es in diesen Artikeln über die jungen Finalistinnen um deren Hobbys und Zukunftspläne. Der Bericht über die im tschechoslowakischen **Košice** geborene Rina Weiss, die das KZ Bergen-Belsen überlebt hatte und 1949 mit ihrer Mutter ins Land gekommen war, war anders. Es war eine persönliche Geschichte über die *Shoah*, in der Ich-Form erzählt. Diese Form wurde auch in *La'Ishas* weiteren Berichten über die Teilnahme von Rina Weiss am Miss-World-Wettbewerb beibehalten, der in jenem Jahr in London stattfand. Dort gewann die junge Frau den zweiten Preis.

Die Artikel über Rina Weiss waren ein deutlicher Ausdruck der Politik der *La'Isha*-Redaktion im Hinblick auf die *Shoah* – das Wochenjournal hielt es für eine seiner wichtigsten Aufgaben, als Forum für persönliche Erinnerungen zu dienen.<sup>218</sup> Dieser Ansatz wurde bereits in den Jahren vor dem 1961 in Jerusalem eröffneten Eichmann-Prozess praktiziert. Trotzdem galt dieser Prozess immer als Wendepunkt in der Berichterstattung: Man ging allgemein davon aus, die israelische Öffentlichkeit sei erst im Verlauf dieses Verfahrens mit persönlichen Geschichten über die *Shoah* konfrontiert worden.<sup>219</sup> Die Printmedien waren in den 50er und 60er Jahren das wichtigste

---

218 Shapira, Anita, »Der Holocaust. Private und öffentliche Erinnerung«, in: **Neue Juden, alte Juden**, Am Oved, Tel Aviv 1997, S. 86-103.

219 Siehe zum Beispiel: Segev, Tom, **Die siebte Million. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung** Rohwolt Verlag 1995; Weitz, Yechiam »Der Eichmann-Prozess als Wendepunkt«, **Blätter zur Erforschung der Shoah**, Yud Aleph (1993), S. 175-188; Shapira, ebd., S. 86.

Medium in Israel und äußerst pluralistisch ausgerichtet. Radiosendungen gab es nur wenige, das israelische Fernsehen existierte noch nicht. Viele der Zeitungen waren Organe von Parteien oder politischen Bewegungen, dazu gehörten die *Histadrut*-Zeitung *Davar*, *Al HaMishmar* von der *Mapam*-Partei und die Tageszeitung der Revisionisten *Herut*. Daneben erschienen unabhängige Tageszeitungen wie der damals auflagenstarke *Maariv*, *Ha'aretz*, ein Blatt, das sich als unabhängig bezeichnete, jedoch der *Progressiven Partei* nahestand und das oppositionelle Wochenjournal *Haolam Haseh*.

Der Presse jener Zeit, die die Stimmung innerhalb der Gesellschaft einerseits getreu widerspiegelte, diese aber auch mitgestaltete, lässt sich entnehmen, wie massiv und intensiv die *Shoah* im Diskurs der 1950er Jahre thematisch präsent war. Dabei gab es eine öffentliche und eine individuelle Dimension. Im Zentrum der öffentlichen Dimension stehen die Debatten und Auseinandersetzungen über die Entschädigungszahlungen aus Westdeutschland und die israelisch-deutschen Beziehungen überhaupt, über das *Shoah*-Gedenken («Gesetz des Gedenkens an *Shoah* und Heldentum – *Yad Vashem*« 1953; »Gesetz des Gedenktags für *Shoah* und Heldentum« 1959), über die Rechte der Überlebenden (Gesetz der NS-Häftlinge, 1954) und über die *Kastner*-Affäre. Die individuelle Dimension bezieht sich auf die persönlichen Geschichten der *Shoah*-Überlebenden, darunter jener Frauen, deren Biografien die *La'Isha*-Redaktion zur Veröffentlichung auswählte – ausführlich, in schreierischer Aufmachung, mit vollem Namen und Fotos.

Im Gegensatz zu den anderen Zeitungen befasste sich *La'Isha* kaum mit Fällen des bewaffneten jüdischen Widerstands, dessen Höhepunkt der Warschauer Ghettoaufstand war. *La'Isha* war in den 1950ern die populärste kommerzielle Zeitung Israels. In seinen Anfängen hieß das Blatt, das 1947 als Beilage von *Yedioth Ahronoth* begonnen hatte, **Für die Frau: Das volkstümliche Wochenjournal für Haus und Familie**. Ein Jahr später wurde es bereits als unabhängige Zeitschrift herausgegeben und erfreute sich schon in den ersten Jahren seines Erscheinens wachsender Popularität.<sup>220</sup> Chefredakteur war ein Mann – anders als bei den anderen Frauenorganen jener Tage, *Davar Ha'poelet* und der Zeitschrift des Verbandes zur Gleichberechtigung der Frau, *Ha'Isha ba'Medina*. In der

---

220 Cohen, Zvia, »Frauenzeitungen im Land Israel«, *Jahrbuch der Zeitungen* 5731, Tel Aviv Journalist Association, Tel Aviv, 1971, S. 233.

Mehrzahl arbeiteten jedoch Journalistinnen für das Blatt.<sup>221</sup> Angesichts des kommerziellen Erfolgs von *La'Isha* wurde versucht, ähnliche Wochen- und Monatsjournale zu etablieren, darunter **Chava** (1955) und **Sie – Die Welt der jungen Frau** (1956). 1959 erschien zum ersten Mal **Olam ha'Isha**.<sup>222</sup> Für die Redaktion von *Davar Ha'poelet*, einer Zeitung, die sich höheren Zielen verschrieben hatte und zur Arbeiterbewegung bekannte, stellte *La'Isha*, trotz des kommerziellen Charakters, eine Konkurrenz dar. Im Dezember 1952 zum Beispiel kritisierte *Davar Ha'poelet* die Bedeutung, die man bei *La'Isha* der Körperpflege beimaß<sup>223</sup>, obwohl *La'Isha* sicher nicht die einzige Frauenzeitung war, die sich mit dergleichen Themen beschäftigte.<sup>224</sup> Dies sollte bereits ein Hinweis auf das spätere Image dieser Zeitschrift sein: Obwohl sich das Blatt in seinen Anfangsjahren mit einer großen Bandbreite an Themen befasste, darunter nicht zuletzt mit dem gesetzlichen Status der Frau in Israel, zum Beispiel in der Kolumne »Frauen im Dschungel des Gesetzes«, galt es als minderwertig.<sup>225</sup> Dieses Image, eine Folge der Wahl von Inhalten, die in der traditionellen Frauenwelt verhaftet waren und nun als weniger wichtig oder interessant erachtet wurden<sup>226</sup>, verstärkte sich nach dem Erscheinen eines Schlagers des *Nachal*-Ensembles, in dem es hieß, Frauen, die sich ungezwungen kleideten und benahmten, hätten einen begrenzten Horizont, unter anderem, weil sie »schamlos die Dummheiten in *La'Isha* lesen«<sup>227</sup>. Es ist durchaus kein Paradox, dass dieses Image den Erfolg der Zeitschrift niemals bedroht hat: Ende der 1980er Jahre war sie das meistgelesene Journal in Israel, und Ende 2004 gab die Redaktion eine Leserzahl von mehr als 600.000 an.<sup>228</sup>

221 »Zehnter Geburtstag des Wochenjournals *La'Isha*«, *La'Isha*, 04.02.1957, S. 32. Bis 1996 wurde *La'Isha* von Männern herausgegeben. Bis 1952 war Aaron Shamir Chefredakteur, dem David Karsik bis 1979 folgte.

222 Cohen, »Frauenzeitungen«, ebd., S. 234-235.

223 »Dieses im Gegensatz zu jenem« (Hebr.), *Davar Hapolet*, 18 (Dezember 1952), S. 229.

224 Hänsel, Hilda, »Die Pflege von Haut und Körper – ein Gebot unserer Zeit«, **HaIsha baMedina**, A, 12-13 (28.03.1950), S. 179; Zipora Barnett, »Der Liebreiz trägt ... und dennoch!«, *Davar Hapolet* 26, 6 (Juni 1960), S. 151 (alle Hebräisch).

225 Leiden, Sonia » *La'Isha* – israelische Wochenzeitung für Frauen: Häuslichkeit, Selbstdarstellung und Realität« (Hebr.), **Kesher** 28 (November 2000), S. 41-42.

226 Herzog, Hanna »Frauenzeitungen: Lähmender Raum oder Raum für Provokation« (Hebr.), **Kesher** 28 (November 2000), S. 51.

227 Das Lied »Es gibt Mädchen« von Yoram Tahar-Lev (Vertonung: Yair Rosenblum) wurde erstmals 1967 im Programm »Die *Nachal*-Soldaten kommen« des Ensembles der *Nachal*-Brigade vorgetragen.

228 Caspi, Dan, Limor, Yechiel »Die Debattierer: Medien in Israel 1948-1990« (Hebr.),

Als die Redaktion von *La'Isha* begann, sich mit dem Thema *Shoah* zu befassen, machte sie sich auf die Suche nach betroffenen Frauen. Die Heldinnen ihrer Reportagen waren Überlebende, die ihre Geschichte im Rahmen von persönlichen Interviews oder Monologen erzählten. Das allein schon war eine Ausnahme: In den 1950er Jahren pflegte die israelische Presse kaum persönliche Interviews mit Überlebenden, Männern oder Frauen, zu veröffentlichen. Gemäß der in den meisten Tageszeitungen vorherrschenden politischen Auffassung, allen voran die Parteiorgane, sollten persönliche Geschichten über die *Shoah* die Geschichte einer Gruppe – Untergrundbewegung oder Partei – sein. Dabei wurden Reportagen und Artikel gegenüber Interviews bevorzugt. Auch begnügte sich die Presse bei einer Meldung oder einem Bericht über die *Shoah* im Allgemeinen mit der Veröffentlichung des Vornamens des Protagonisten.<sup>229</sup> In *La'Isha* hingegen wurden die entsprechenden Artikel mit aktuellem Foto und mitunter sogar mit Fotos aus der Vergangenheit veröffentlicht. Dies war vor allem bei besonders schweren Schicksalen der Fall, zum Beispiel bei Frauen, die Opfer medizinischer Experimente in Konzentrationslagern wurden. Darunter solche, die in Folge von Eingriffen, wie zum Beispiel erzwungene Schwangerschaftsabbrüche, steril geworden waren.

Die allgemeine Presse beschäftigte sich kaum mit solchen Themen. Sie fanden bestenfalls im Rahmen von Prozessberichterstattungen über deutsche Kriegsverbrecher statt, die im Ausland vor Gericht kamen, zum Beispiel, als über die Zeugenaussagen israelischer Überlebender im Prozess von Dr. Carl Clauberg berichtet wurde.<sup>230</sup> Die Redaktion von *La'Isha* war die einzige, die diese Geschichten in Form von eigenen Artikeln brachte. So veröffentlichte sie zum Beispiel 1961 ein Interview mit einer Überlebenden, die während der *Shoah* ihre ganze Familie verloren und nach ihrer Deportation in ein Lager entdeckt hatte, dass sie schwanger war. In diesem Artikel spricht die Frau offen über den Verlust und die Schwierigkeit, mit ihrer Unfruchtbarkeit umzugehen. In anderen Artikeln

---

**Am-Oved**, Tel Aviv 1992, S. 81; Orna Nagar, »Brief von der Chefredakteurin« (Hebr.), *La'Isha*, 11.10.2004, S. 10.

229 Zum Beispiel: Eisenstein, Batya »Frauen im Ghetto«, *Davar*, 12.04.1953, S. 2; Drori Chassia, »Wunden der Vergangenheit«, *Davar Hapoelet* 22/6 (Juni 1956), S. 167; Carmi, Aaron »Wie ich aus dem Zug in die Vernichtung floh«, *Ha'aretz*, 28.04.1958, S. 2.

230 »Zeugenberichte über die Experimente des Verbrechers Dr. Clauberg bei der Sterilisation von Frauen«, ebd., 01.10.1956, S. 4; »Weitere Zeugenaussagen von Frauen, die sterilisiert wurden«, *Davar*, 02.10.1956, S. 4.

erzählen überlebende Frauen vom Tod ihrer kleinen Kinder.<sup>231</sup> Es sieht so aus, als habe es dafür keiner großen Überredungskünste bedurft. Hier begegneten sich der Drang zu erzählen und der Wunsch zuzuhören. Es war kein Zufall, dass diese Geschichten durch die Vermittlung von Frauen nun in einer Zeitung veröffentlicht wurden, die vor allem für Frauen bestimmt war.

*La'Isha* war auch deshalb als Forum für individuelle *Shoah*-Erlebnisse einzigartig, weil hier Geschichten erzählt wurden, die vom Konsens abwichen. Im Juli 1960 veröffentlichte das Journal einen Beitrag von Hansi Brandt, die gemeinsam mit Yoel Brandt und Dr. Israel *Kastner* im »Komitee für Hilfe und Rettung« der ungarischen Juden gearbeitet hatte. In Israel war sie in den Tagen des Verleumdungsprozesses gegen Malkiel Grünwald bekannt geworden, der im Januar 1954 eröffnet und schon sehr bald als Grünwald-*Kastner*-Prozess oder auch nur als *Kastner*-Prozess bezeichnet wurde. In der allgemeinen Presse stand Hansi Brandt in dieser Affäre im Schatten der Männer.<sup>232</sup> *La'Isha* interviewte sie anlässlich des Erscheinens ihres Buches **Teufel und Seele** (Tel Aviv, 1960), das sie zusammen mit ihrem Mann Yoel verfasst hatte. Dieses Interview war allein schon aufgrund seines Erscheinens eine Ausnahme – keine andere Zeitung interviewte Hansi Brandt. Einzigartig war auch, dass die Redaktion die von den Brandts vertretene Form des jüdischen Widerstands gegen die deutsche Besatzungspolitik darstellte, bei der Juden durch Verhandlungen mit Amtsträgern der NS-Hierarchie und allen voran mit Eichmann gerettet wurden. Die Autorin schilderte Hansi als Frau, die »zu ihrem Leidwesen in den Zangengriff von *Shoah*, Vernichtung und Zerstörung geraten war«, eine intelligente und geistesgegenwärtige Frau, klug genug, ohne Waffengewalt Widerstand zu leisten, in einer Haltung, bei der es nicht nur darum ging, den jüdischen Nationalstolz zu wahren.<sup>233</sup> Diese Bekundungen vorbehaltloser Sympathie, Verständnis und Identifizierung mit dem, was Hansi Brandt repräsentierte, waren in jenen Tagen mehr als ungewöhnlich. Es sollte noch viele Jahre dauern, bis sich die allgemeine Haltung zu den Aktivitäten des

---

231 Zur Sarah »Ihr privater Eichmann«, *La'Isha*, 29.02.1961, S. 12-13, 26; Mann, Rina »Ich sah, wie Eichmann vor mir stand«, ebd., 12.03.1961, S. 12-13; ebd., »104 Tage im Loch einer Wand«, ebd., 19.03.1961, S. 12-13.

232 »Brandts Frau sagt zur Affäre des Fallschirmspringers Goldstein aus« (Hebr.), *Davar*, 01.04.1954, S. 4; »Die endgültige Liste: Who is who – und was« (Hebr.), *Haolam Haseh*, 07.07.1955, S. 8.

233 Avidan, Bruria, »SOS aus Polen«, *La'Isha*, 17.07.1960, S. 24-25.



»Komitees für Hilfe und Rettung« in Ungarn änderte. Zur Zeit der *Kastner-Affäre* wurden diese als krasses Gegenteil des heldenmutigen Einsatzes der Fallschirmspringer und vor allem der *Hannah Senesh* wahrgenommen.<sup>234</sup> Die Autorin von *La'Isha* bot Hansi Brandt eine Gelegenheit, ihre Version des Themas darzustellen und zitierte sie ohne anzuklagen. Im Gegensatz dazu standen die Berichte der allgemeinen Presse über die äußerst beeindruckende Zeugenaussage von Katharina Senesh, der Mutter der Fallschirmspringerin, im *Kastner-Grünwald-Prozess*. Sie machten Hansi Brandt mit dafür verantwortlich, dass diese junge Frau, die schon damals zum nationalen Symbol geworden war, im Stich gelassen wurde.<sup>235</sup> Ein anderer Teil des Artikels in *La'Isha* befasste sich mit Hansis Erfahrungen als Mutter kleiner Kinder im besetzten Budapest. Aus der Perspektive von *La'Isha* als Frauenzeitung war auch die Thematisierung dieses Aspekts von Brandts Lebensgeschichte wichtig und interessant, um nicht zu sagen, unerlässlich. Aus Sicht der allgemeinen Presse war Hansi Brandts Mutterschaft während der *Shoah* sehr viel weniger bedeutend. Sie fand dort nur selten Erwähnung, höchstens im Zusammenhang ihrer Begegnungen mit Eichmann. Wenn es um ihre Familie ging, war immer Hansis Beziehung zu einem Mann das Thema: ihrem Ehemann und in späteren Jahren auch *Kastner* selbst.<sup>236</sup>

Eichmanns im Mai 1960 beginnende Haftzeit in Israel und sein bevorstehender Prozess veranlassten auch *La'Isha*, sich intensiv mit der *Shoah* zu befassen. Wie die allgemeine Presse änderte auch dieses Journal dabei keineswegs seine Grundhaltung sondern vielmehr die Anzahl seiner Veröffentlichungen. Unmittelbar vor Eröffnung des Verfahrens erschien eine Serie mit dem Titel »Die Frauen hinter dem Eichmann-Prozess«. Einige dieser Artikel waren Frauen gewidmet, die in einer Beziehung zu den Männern standen, die in diesem Prozess Funktionen bekleideten,

234 Tydor-Baumel, Yehudit, »Strahlende Helden: Die Fallschirmspringer des *Yishuv* zur Zeit des Zweiten Weltkriegs und die kollektive israelische Erinnerung« (Hebr.), Ben-Gurion-Institut zur Erforschung Israels, des Zionismus und des Erbes Ben-Gurions, Quiryat Sde Boker 2004, S. 149-158; Laor, Dan »Israel Kastner und *Hanna Senesh*: Image und Gegenimage« (Hebr.), **Beshvil HaSikaron** 20 (Februar 1997), S. 10-17.

235 »*Hanna Seneshs* Mutter erzählt von ihren Begegnungen und Bemühungen zur Rettung ihrer Tochter vor dem Tod« (Hebr.), *Davar*, 15.06.1954, S. 2; »Geschichte einer Mutter« (Hebr.), *Haolam Haseh*, 17.06.1954, S. 9; Rosenfeld, Shalom, **Strafakte 144: der Grünwald-Kastner-Prozess**, Carni, Tel Aviv 1955, S. 155, 157-158.

236 Billy, Moscona-Lerman, »Kastners Geliebte kann nicht länger schweigen« (Hebr.), Wochenendbeilage *Ma'ariv*, 25.11.1994, S. 14-16.

darunter Judith Hausner, die Frau des Staatsanwalts und Liza Grode, die damalige Sekretärin des Verteidigers Dr. Robert Servatius.<sup>237</sup> In einem anderen Artikel ging es um die Mitarbeiterinnen jener Spezialeinheit der israelischen Polizei, die sich mit der Eichmann-Akte und dem Gericht befasste – sie alle in »belanglosen« Positionen wie Stenotypistinnen und Dolmetscherinnen.<sup>238</sup> Dabei enthüllte die Redaktion von *La'Isha* die Eichmann-Affäre als von Männern dominiertes Projekt und beleuchtete, wie die Frauen aus den zentralen Funktionen verdrängt worden waren: Die Untersuchungsabteilung 06 und deren Leiter (das Untersuchungsteam), die Richter, die Vertreter der Staatsanwaltschaft und der Verteidigung wie der Gerichtssekretär waren Männer, und nur ein Fünftel der als Zeugen geladenen Überlebenden waren Frauen. Die Artikelserie, deren Überschrift bereits den Platz der Frauen – hinter den Kulissen, nicht im Zentrum des Geschehens – deutlich machte, spiegelte die genderdiskriminierende Blindheit in dieser Affäre und war ein Akt des Feminismus. Zum Zeitpunkt der Urteilsverkündung veröffentlichte *La'Isha* eine Straßenumfrage der Redaktion zum Thema einer angemessenen Bestrafung Eichmanns, bei der nur Frauen befragt worden waren.<sup>239</sup> Auch damit setzte das Journal einen Kontrapunkt im Hinblick auf die gängigen Werte.

Neben diesen Artikeln erschienen in *La'Isha* auch weiterhin die persönlichen Erfahrungen von Frauen, die mit vollem Namen genannt und abgebildet wurden, darunter eine Überlebende des Ghettos von Wilna: »Eine Frau, die durch die sieben Tore der Hölle gegangen ist.« Die Interviewte, Pnina Arkin, erzählte, wie sie sich aus dem Fenster eines Zuges geworfen hatte, von ihrer Arbeit für SS-Frauen, von den 104 Tage in einem Versteck, wo »man nur auf dem Bauch liegen konnte«, und von ihrer Zeit als Gefangene in den Arbeitslagern Riga und Stutthof. Besonders bedrückend war ihre Schilderung, wie sie aus einem Massengrab von Ponar gekrochen war, in das sie bei einer Erschießungsaktion gefallen war.

»Eine weitere Gruppe von Toten fiel mit voller Wucht auf mich. Ich wurde vollständig von ihnen bedeckt, meine Kleider waren vom Blut der Ermordeten durchtränkt. Ich bekam kaum Luft und konnte nicht

---

237 Avidan, Bruria, »Eine Frau – in einem Meer von Tränen« (Hebr.), *La'Isha*, 30.04.1961, S. 3; Mann, Rina, »Das ehemalige Model stürzt sich auf Akten« (Hebr.), ebd., 19.02.1961, S. 4-5.

238 Chalif, Nurit, »Die Frauen im Eichmann-Prozess« (Hebr.), ebd., 12.02.1961, S. 6-7.

239 Barsilai, Anat, »Eichmann - das Ende« (Hebr.), ebd., 05.12.1961, S. 23.

mehr richtig atmen, und ich hatte Angst, dass die Deutschen die Grube zuschütten und mich lebend begraben würden. Bis zum Abend blieb ich in der Todesgrube liegen. Nach Einbruch der Dunkelheit kroch ich hinaus.«

Desweiteren schilderte sie, wie ihre Eltern und ihre kleine Tochter in den Tod geschickt wurden und sie ihnen hinterherlief und von ihrem Vater daran gehindert wurde, die drei zu begleiten.<sup>240</sup> Wie so viele andere überlebende Männer und Frauen wollte auch sie im Eichmann-Prozess aussagen.<sup>241</sup> Ihre Geschichte umfasste ähnliche Elemente wie die, die in den bewegenden Zeugenberichten dieses Prozesses vorgetragen wurden, zum Beispiel die Aussage von Rivka Yosselevska, die angeschossen aus dem Massengrab gekrochen war, in dem ihre ermordete Tochter lag. Später emigrierte sie nach Israel und gebar zwei Söhne. Nach Yosselevskas eigener Aussage wurde sie ihrer persönlichen Geschichte sozusagen beraubt, damit sie zum Symbol eines Volkes gemacht werden konnte, das aus dem Grabe auferstanden war.<sup>242</sup>

Die Redaktion von *La'Isha* hingegen veröffentlichte Pnina Arkins Geschichte als persönliches Zeugnis mit einer universalen Dimension: Als Heldin eine mutige Frau, die angesichts einer universalen Tragödie nach universaler Gerechtigkeit sucht. In der allgemeinen Presselandschaft, wo solche Erfahrungen gern als nationale Geschichten dargestellt wurden, fiel dieser Ansatz aus dem Rahmen. Bei *La'Isha* jedoch handelte es sich dabei um eine klare Tendenz, für die der Schönheitskönigin-Wettbewerb fünf Jahre zuvor bereits ein deutliches Beispiel gewesen war.

Verallgemeinernd kann man sagen, dass die israelische Presse der 1950er Jahre sich mit den *Shoah*-Erzählungen von Frauen befasste, die als Anwärtinnen auf attraktive oder repräsentative Positionen im In- und Ausland galten. Das betraf zum Beispiel den Wettbewerb »Die *Sabra* 56« von *Haolam Haseh*, wo zwei der Titelanwärtinnen Überlebende waren. Dabei nahmen die Berichte weniger die Erfahrungen der Frauen während der *Shoah* in den Fokus, sondern betonten deren gegenwärtige Aktivitäten

---

240 Mann, »104 Tage«, *La'Isha*, ebd.

241 Guri, Chaim, »Der Wein und das Geheimnis«, **Vor der gläsernen Kammer** (Hebr.), HaKibbuz Hame'uchad, Tel Aviv 2001, S. 134-135; Mann, »104 Tage«, *La'Isha*, S. 12, 30.

242 Shnitzer, Shmuel, »Aus der Todesgrube – zu neuem Leben« (Hebr.), *Ma'ariv*, 09.05.1961, S. 2; **Der Rechtsberater der Regierung gegen Adolf Eichmann: Schlussplädoyer**, Informationszentrum des Premierministeramtes, Jerusalem 5722 – 1962, S. 105-106.

und Zukunftspläne.<sup>243</sup> So auch bei den Wahlen zur Wasserkönigin des Jahres 1959.<sup>244</sup> Das Gleiche war der Fall, als die El-Al-Stewardess Ila Harel (Suvezki), die während der *Shoah* in einem Kloster versteckt gewesen war, im internationalen Stewardessen-Königin-Wettbewerb siegte und von der Tagespresse als Erfolgssymbol der zionistischen Ideologie und des israelischen Schmelztiegels gefeiert wurde. Die Lücke zwischen ihrem Leben in Europa und dem in Israel wurde symbolisch durch ein Foto gefüllt, das die junge Frau in der Uniform der nationalen Fluglinie zeigte. Darüber der Titel: »Vom Kreuz zum Davidstern«. Ihre Lebensgeschichte, schrieb eine Zeitung, sei »wunderbar und typisch für die Geschehnisse, die dem gesamten jüdischen Volk widerfahren sind«.<sup>245</sup>

Auch in dieser Hinsicht stellte *La'Isha* eine Ausnahme dar. Wenn das Journal sich mit der Geschichte erfolgreicher junger Überlebender befasste, dann rückte es zunächst die *Shoah*-Erfahrungen dieser Frauen in den Fokus und befasste sich – wenn überhaupt – erst in zweiter Linie mit deren nationaler Dimension. Was eine Schönheitskönigin-Titelanwärterin während der *Shoah* erlebt hatte, galt als wichtige journalistische Geschichte, die von Fotos der Betreffenden in Abendrobe und Badeanzug begleitet wurde. 1959 gab es zwei Kandidatinnen für den Schönheitwettbewerb, die Überlebende waren. Die Informationen über Judith Staff umfassten deren Kindheitsgeschichte im Ghetto und Erlebnisse im Versteck bei einer christlichen Familie, wo sie »zwei Jahre lang keinen Sonnenstrahl zu sehen bekam«. Sie nahm nur wenige Wochen nach ihrer Ankunft in Israel am Wettbewerb teil. »Judith hat rotes Haar und ein süßes, kindliches Gesicht, das nichts von ihrer angsterfüllten Kindheit verrät«, heißt es in dem Artikel über sie. Der Vater wurde nach Auschwitz deportiert, Judith blieb mit ihrer Mutter im Warschauer Ghetto zurück. Als sie etwa drei Jahre alt war, versteckte ihre Tante sie in einem Sack Kartoffeln: »Das verschreckte kleine Mädchen rollte sich in dem Sack zusammen, zitternd und stumm. Auch als ein deutscher Soldat herantrat und mit seiner Bajonettspitze in dem Sack

---

243 »Fünfte Kandidatinnenrunde« (Hebr.), *Ha'olam Haseh*, 16.02.1956, S. 20; »Achte Kandidatinnenrunde« (Hebr.), ebd., 08.03.1956, S. 20.

244 »Die Kandidatinnen im Wasserköniginnen-Wettbewerb« (Hebr.), ebd., 22.07.1959, S. 20.

245 »Ila Harel zur internationalen 'Stewardessen-Königin' gewählt« (Hebr.), *Haboker*, 02.06.1958, S. 1; »El-Al-Stewardess – auf erstem Platz bei internationalem Wettbewerb in den USA« (Hebr.), *Davar*, 02.06.1958, S. 6; »Ila Harel – Königin der Stewardessen« (Hebr.), *Cherut*, 16.06.1958, S. 3.

herumstocherte, gab die Kleine keinen Ton von sich und wurde gerettet.«

Zwar war Judith Staff Anwärtlerin auf einen nationalen Titel – Schönheitskönigin des Staates Israel –, dennoch hatte die Kombination von *Shoah* und *Tkuma* in diesem Artikel persönlichen Charakter. Das Fazit war optimistisch: »Und nun ist Judith zu einer Neueinwanderin geworden, einer von vielen, die ihre ersten Schritte im Land unternehmen [...] Sie ist in die Heimat zurückgekehrt.« Eine weitere Überlebende, die an diesem Wettbewerb teilnahm, war Anat Lavi. Über die Hälfte des Artikels mit Fotos von ihr schilderte, wie sie ihren Vater im Ghetto und die Mutter im Lager verloren hatte und bei Christen untergekommen war. Nun lebte sie bei Onkel und Tante in Israel. Ihre Verwandlung in eine Israelin wurde mit ihrem bevorzugten Männergeschmack belegt: Sie fühlte sich zu *Sabras* hingezogen.<sup>246</sup>

Der Sieg der Überlebenden Rina Weiss im Schönheitsköniginnen-Wettbewerb veranlasste *La'Isha*, sich noch ausführlicher mit dem Thema *Shoah* zu beschäftigen. In einem Artikel über Rina Weiss wird berichtet, sie sei im Alter von Zwölf ins Land gekommen. Rina Weiss Gesichtsausdruck sei, als sie für den Artikel »ihre einzigartige Lebensgeschichte aufgerollt habe, auf einmal wesentlich älter erschienen«. Diese Geschichte wird in der Ich-Form wörtlich wiedergegeben. Unter anderem schildert Rina, wie sie mit zwölf ins Land gekommen und einer Jugendgruppe im *Kibbuz Deganja B'* zugeteilt worden sei, und auch ihren Weg nach Bergen-Belsen:

»Ich erinnere mich an einen schrecklichen Moment und fürchte, diesen niemals vergessen zu können: Wir kamen an einem großen, platt gewalzten Platz vorbei, über dessen Erde leichter Rauch schwelte. Ich hörte leises Weinen und ersticktes Stöhnen, das aus weiter Ferne zu kommen schien. Ein Geruch nach verbranntem Haar lag in der Luft. Später wurde uns erzählt, dass an diesem Ort Hunderte von Juden erschossen worden seien, nachdem sie sich mit eigenen Händen ihr Grab geschaufelt hatten. Ein Teil der Menschen, die dort begraben worden waren, lebte noch, und war bei vollem Bewusstsein ... sie waren lebend begraben worden und ihre Rufe drangen wirklich aus der Erde. Die Deutschen setzten den Platz in Brand, um sie ersticken zu lassen. Wenn ich heute verbranntes Haar rieche, packt mich das Grauen.«<sup>247</sup>

246 »Judith Staff« (Hebr.), *La'Isha*, 09.06.1959 S. 7; »Anat Lavi« (Hebr.), ebd., 09.06.1959 S. 8.

247 »Eine Jugend im KZ Bergen-Belsen unter dem Regime einer Kapo!« (Hebr.), ebd., 22.08.1956, S. 4.

Die Veröffentlichung einer solchen Geschichte war vor dem Eichmann-Prozess in der israelischen Presse äußerst selten, und das nicht nur, weil die Erzählerin namentlich genannt, mit Foto gezeigt wurde und ihre Geschichte selbst erzählte. Die Geschichte hier wurde auch aus einer Position der Stärke erzählt: Ihre Heldin war jung, schön, erfolgreich und mit Sicherheit nicht nur eine weitere Entronnene. Durch ihre Bereitschaft, die Leser an den Bildern, Stimmen, Gerüchen und Narben teilhaben zu lassen, die sich ihrer Seele eingepägt hatten, demonstrierte sie große Selbstsicherheit. Im Vordergrund stand dabei Rinas Verwandlung. Die Geschichte der *Shoah* erfüllte die Funktion einer Antithese zur Gegenwart, in der Rina zur Repräsentantin des Staates Israels gekrönt wurde. Man könnte darin eine diasporafeindliche Haltung sehen: die Biografie von Rina Weiss – von ihrer Kindheit während des Krieges in Europa bis zu ihrer Jugend im *Kibbuz*, der Annahme eines hebräischen Namens, ihrer sonnengebräunten Haut und dem strahlenden Lächeln – als Beispiel für die Entwicklung der jungen Überlebenden jener Tage, die, wie Ben-Gurion es ausdrückte, mit ihrer Ankunft im Land nach dem Vorbild der altneuen Nation geformt wurden.<sup>248</sup> Rina Weiss war ein Rollenmodell: Ihre Geschichte war eine journalistische Story erster Güte und ein weiteres Instrument zur Förderung der Verkaufszahlen von *La'Isha*. Weiter zeigte die reißerische Veröffentlichung auch die Auffassung der Redaktion von ihrer eigenen Rolle als Mitgestalterin der israelischen Identität und deren Parameter. Weiss selbst fasste dies in ihrer Ansprache bei der Miss-World-Wahl zusammen, wo sie sich als Vertreterin der israelischen Jugend, der *Sabras*, präsentierte.<sup>249</sup>

Als Rina Weiss zum Wettbewerb nach London fuhr, wurde ihre persönliche Geschichte zu einer Legende, deren Helden ein mutiger Mann und ein schönes Mädchen waren. Während der Vorbereitungen auf den Wettbewerb traf sie auf Initiative der britischen Zeitung **Daily Mirror** einen der Kommandanten jener Truppen, die Bergen-Belsen befreit hatten. Ausführlich schilderte die Londoner *La'Isha*-Korrespondentin diese Begegnung zwischen der jungen Frau und dem Mann, der sie »aus den Klauen der Nazis errettet hatte« und stilisierte Rina Weiss zum Aschenputtel, das zur Prinzessin geworden war.

---

248 Ben-Gurion, David, »Vision und Weg«, **Aleph** (Hebr.), Poalej *Erez Israel* Partei, Tel Aviv 1962, S. 30-32.

249 »Unsere Rina stellvertretende Miss World « (Hebr.), *La'Isha*, 23.10.1956, S. 3.

»Der auf Hochglanz polierte Wagen fuhr durch Londons Vorstädte. Die Fahrt erschien Rina endlos lang, sie konnte es kaum erwarten [...]. Es war fünf, als das Fahrzeug vor dem Haus des Generals vorfuhr [...] Lächelnd drückte er Rina die Hand. Ich aber beobachtete nur sie. Sie bemühte sich, ihre Erregung zu unterdrücken. Auch, wenn ihre Stimme gepresst klang, zeigte sich in ihren Augen keine Träne. Sie hat jedoch mit Sicherheit innerlich geweint.«

Der General sei, so der Artikel, »freundlich und väterlich« gewesen. Das Gespräch war kurz, die Erlebnisse der jungen Frau während der *Shoah* passten nicht zur allgemeinen Hochstimmung und Vorfreude auf den Wettbewerb. »Weil es zu traurig ist, in solchen Erinnerungen zu versinken, wechselten wir zu aktuelleren Themen: Israel, den Schönheitswettbewerb und natürlich – das Wetter«, berichtet die Korrespondentin.<sup>250</sup> Der **Daily Mirror** war nicht das einzige interessierte Blatt: Die Vergangenheit der israelischen Kandidatin erweckte die Neugier vieler Vertreter der internationalen Presse. Nicht zuletzt, weil zeitgleich mit ihrem Aufenthalt in London der Sinai-Feldzug stattfand. Der Eindruck, den Rina Weiss als Repräsentantin des Staates Israels hinterließ, war gewaltig. Nach dem Wettbewerb wohnte sie für kurze Zeit im Haus von *Abba Ebans* Tante.<sup>251</sup> Der Großteil der israelischen Tageszeitungen berichtete weder darüber noch über den Wettbewerb. Die wenigen veröffentlichten Meldungen wurden in die Frauenrubriken eingebaut, und auch sie konzentrierten sich auf den nationalen Aspekt. In »Die Ecke der Frau« von **HaBoker** lobte man sie, weil sie »trotz der Angebote aus der Welt des Films und der Welt der Mode auf all diese 'Chancen' verzichtete, um möglichst rasch ins Land zurückzukehren, und dort ihre Pflicht zu erfüllen und ihren Armeedienst anzutreten.« Die Priorität war damit klar: Zuerst der Dienst an der Nation und erst dann, falls überhaupt, die Verwirklichung persönlicher Ambitionen.

Ein einziges Mal schaffte Rina Weiss es mit ihrer Geschichte über die Frauenzeitungen hinaus bis auf die Nachrichtenseiten des *Davar*. Rina hatte im internationalen Wettbewerb wie gesagt den zweiten Platz gewonnen, den ersten gewann die Repräsentantin der BRD, Petra Schürmann. Während der Preisverleihung interessierte sich die Moderatorin des

---

250 Arnon, Tamar, »Ein Kuss für den General im Namen Tausender Überlebender von Bergen-Belsen!« (Hebr.), ebd., 16.10.1956, S. 2; Rosenbaum, Nurit, »Sieben Tage vor dem großen Moment!« (Hebr.), ebd., 04.12.1956, S. 3-4, 15.

251 Jakobson, Rina, (Weiss) im Gespräch der Autorin, Ramat Gan, November 2005.



Wettbewerbs dafür, ob die Vertreterin Israels etwas dagegen habe, dass eine Repräsentantin Deutschlands zur Miss World gekrönt wurde. Rina Weiss verneinte. Nach ihrem Sieg bat Miss Germany in Anwesenheit von Presse und Fotografen darum, sich mit der Israelin freundschaftlich unterhalten zu dürfen. Die Fotografen wollten, dass die beiden sich auf die Wange küssten. Diese Begegnung zwischen der *Shoah*-Überlebenden aus Israel und der jungen Deutschen brachte *Davar* dazu, sich ausnahmsweise mit dem Miss-World-Wettbewerb zu befassen, und das nicht nur in Form von Kritik.<sup>252</sup>

»Als man ihr vorschlug, sich mit der deutschen Schönheitskönigin zu küssen, stieg vor ihr das Bild des Konzentrationslagers auf, in dem sie die Jahre ihrer Kindheit verbracht hatte, und sie entschied sich schließlich dagegen. Ich hatte nichts gegen das nette Mädchen, das neben mir stand, aber wer weiß? Vielleicht war einer ihrer Verwandten ein Nazi, der jemanden aus meinem Volk in die Gaskammern geschickt hat, fragte ich mich. Ich wollte hier keinen Skandal auslösen und der Presse und den Fotografen 'Material' liefern, deswegen antwortete ich, ich würde dies im letzten Augenblick vor der Fotografie tun ... wir standen nebeneinander... der Fotograf machte seine Fotos, und der gefährliche Augenblick ging friedlich vorbei ... wir küssten uns nicht.«

Die hier im *Davar*, dem Hauptorgan der *Mapai*, zitierten Aussagen von Rina Weiss dienten vor allem zur Beschreibung der allgemeinen Haltung dieser Partei zu den deutsch-israelischen Beziehungen. Der Meldung zufolge differenzierte die Vertreterin Israels zwischen dem jungen, anderen Deutschland, gegen das sie »nichts hatte« und dem NS-Staat, der der Vergangenheit angehörte.<sup>253</sup> Dem Augenschein nach könnte man diesen Bericht als Präzedenzfall für das Eindringen traditionell weiblicher Inhalte, nämlich eines Schönheitswettbewerbes, in die allgemeine Presse verstehen. Doch der politische Kontext zeigt uns etwas anderes. *Davar* veröffentlichte die Mitteilung, weil diese der Linie entsprach, die die Redaktion im Allgemeinen verfolgte: Die Instrumentalisierung von *Shoah*-Geschichten

---

252 Shir, Miriam, »Der Kampf für die Schönheit« (Hebr.), *Davar*, 19.06.1956, S. 3; M. Shir, »Wieder – eine Schönheitskönigin« (Hebr.), ebd., 11.06.1957, S. 3.

253 Shir, »Am Rand der Ereignisse: die Geschichte eines Kusses«, ebd., 05.12.1956, S. 2. Zur Differenzierung zwischen Deutschen und Nazis in der Debatte über die Beziehungen zwischen Israel und Deutschland siehe: Naima Barsel, »Ehre, Hass und Erinnerung« (Hebr.), *Yad Vashem Studien-Sammelband* 24 (5745 – 1985), S. 219.

zur Vermittlung politischer Standpunkte.

In den Folgejahren verlor die Dissonanz zwischen Rina Weiss, der Schönheitskönigin – jung, vital und dynamisch – und Rina Weiss, der *Shoah*-Überlebenden, ihre Relevanz. Ihren Höhepunkt fand die Verdrängung von Weiss' *Shoah*-Geschichte in einem Artikel, der sie als eine der »Frauen des Jahres 1956« und als »Auslandsbotschafterin par excellence unseres Staates« bezeichnete, die »sich überall, wo sie hinkam, als stolze und sachkundige Tochter unseres Landes präsentierte. Und als die Stunde der nationalen Prüfung kam, wusste sie auch diese zu meistern: Sie unternahm eine schwindelerregende Reise quer durch Europa, um ins Land zurückzukehren und bereitwillig ihren Armeedienst anzutreten.«<sup>254</sup>

Anfang 1962 wurde Rinas Vergangenheit in einem einzigen Satz zusammengefasst: »Dieses junge Mädchen weiß, wie man geht, posiert und Eindruck macht. Das Leben in Bergen-Belsen hat die in der Tschechoslowakei geborene Rina, die ihren Vater verlor und mit der Mutter nach Israel kam, früh reifen lassen.« Der Großteil des Artikels war ihrem gegenwärtigen Leben gewidmet. Es heißt dort: »Sie ist mit einem Industriellen verheiratet und Mutter von zwei Kindern.«<sup>255</sup> Ihre Geschichte während der *Shoah* wurde nicht mehr erwähnt, auch nicht in *La'Isha*: Möglich, dass hier kommerzielle Überlegungen den Ausschlag gaben, vielleicht hatte sich der journalistische Scoop erschöpft, offenbar nicht zuletzt, weil sie sich nicht mehr interviewen ließ.<sup>256</sup>

Die Geschichte von Rina Weiss hat also niemals die Grenzen der Frauenpresse überschritten und ist nie ins Zentrum der allgemeinen öffentlichen Debatte des Landes vorgedrungen, obwohl es sich durchaus um eine Geschichte von journalistischem Wert handelte. Rina Weiss hat Israel in einem internationalen Wettbewerb vertreten und einen Preis gewonnen. Ihre persönliche Geschichte war interessant, und sie selbst war in jenen Tagen auch durchaus bereit, diese zu erzählen. Das Aufeinandertreffen mit der deutschen Kandidatin gab der Geschichte zusätzliche Würze und hätte eine passende Fortsetzung liefern können, sowohl auf der Ebene einer journalistischen Story wie auch, ganz im Geist der »mobilisierten« Presse, als repräsentative Geschichte für die entstehende israelische Gesellschaft.

---

254 »Die Schönheit des Jahres: Rina Weiss« (Hebr.), *La'Isha*, 04.02.1957, S. 18; »Ich bin zurück-gekommen, um in der IDF zu dienen«, ebd., 20.11.1956, S. 10.

255 »15 Jahre und zwölf Schönheitsköniginnen«, ebd. 13.02.1962, S. 7.

256 Gespräch mit Rina Jakobson (Weiss).

Das ist nicht geschehen. Es war kein Zufall, dass der Artikel in *Davar* einer Rubrik namens »Am Rand der Geschehnisse« zugeordnet wurde. In jenen Tagen war die allgemeine Presse noch in einer von ihr selbst postulierten und propagierten klassischen Rollenteilung zwischen den Geschlechtern gefangen: Schönheitswettbewerbe wurden allgemein geringgeschätzt<sup>257</sup>, weil von ihnen, wie man glaubte, etwas Zersetzendes ausging. Auch als Alternativen zu diesem Wettbewerb vorgeschlagen wurden, basierten diese auf traditionellen Rollen wie »Mutter des Jahres« oder »die israelische Hausfrau«. Somit war es *La'Isha* gelungen, die stereotype Einstufung des Wettbewerbs – und dabei gleichzeitig auch des Wochenjournals – als bedeutungsloses Randphänomen in eine Quelle von Macht und Stärke zu verwandeln.

In der *La'Isha*-Redaktion galt die Prämisse, dass jede Frau, die die *Shoah* erlebt hatte, ein Gesicht, einen Namen und eine sehr persönliche Geschichte zu erzählen habe. Die entsprechenden Artikel bei *La'Isha* zeigen, wie vielfältig die Formen des Widerstands und der Verarbeitung des Erlebten bei diesen Frauen waren. In *La'Isha* war die *Shoah* als persönliche Geschichte einer bestimmten Frau präsent, als zentrale Erfahrung in deren Lebensgeschichte. Die Heldinnen dieser Geschichten wurden als Individuen dargestellt und nicht als Teile einer Gruppe – Volk, Partei, Bewegung oder Untergrundbewegung. Die Geschichten wurden in der ersten Person Singular vorgetragen, und die Frauen erzählten ihre eigenen Erlebnisse. *La'Isha* stellte die *Shoah* nicht als Episode auf dem Leidensweg des jüdischen Volkes dar, und die Geschichten wurden auch nicht im Zusammenhang mit politischen Zwistigkeiten oder öffentlichen Skandalen publiziert. Sie wurden auch nicht zu nationalen Geschichten umformuliert. Auffallend war vielmehr ihre universale Dimension. Auch angesichts des Eichmann-Prozesses änderte sich diese Haltung bei *La'Isha* nicht. Die Ergebnisse der Analyse dieser Zeitschrift unterstützen jene Herangehensweise, die darauf gerichtet ist, alte Prämissen in Frage zu stellen. In diesem Fall bestanden die vorherrschenden Annahmen erstens darin, dass die Überlebenden über ihre *Shoah*-Erfahrungen nicht reden wollten und diese verdrängten und zweitens, dass die israelische Öffentlichkeit sie mundtot machen wollte und ihre

---

257 Hareli, Shoshanna, »Ist ein Schönheitswettbewerb schön?« (Hebr.), *Davar Hapo'elet*, Yud Chet, 7 (Juli 1952), S. 118-119; »Sollte es in Israel Schönheitsköniginnen-Wettbewerbe geben? (Hebr.)«, *Cherut*, 15.01.1957, S. 3; Halevi, Miriam »Über Cinderella und die Schönheitskönigin« (Hebr.), *Al HaMishmar*, 18.08.1958, S. 4.

Erzählungen marginalisierte.

Die Haltung, die die *La'Isha*-Redaktion schon Ende der 1950er zur *Shoah* bezog, stützt die These Hanna Herzogs, die besagt, die Frauenpresse sei ein Forum der Provokationen gewesen. Die Politik des Journals zu diesem Thema bietet Einblick in dessen Funktion als Plattform für Ausdrucksformen von Untergrabung, Widerstand und Protest.<sup>258</sup> In den dort veröffentlichten *Shoah*-Geschichten ging es nicht um Aktivitäten und Eigenschaften, die traditionell Männern zugeschrieben werden. Auch suchte man bei *La'Isha* nicht die klassischen *Shoah*-Heldinnen, die damals mit der Waffe in der Hand Gendergrenzen überschritten hatten. Jüdische Widerstandskämpferinnen wie Zvia Lubetkin, Chaika Grossmann und Rozka Korczak wurden kaum erwähnt. Es sieht so aus, als habe dieses Journal genau das Gegenteil beabsichtigt: Die *Shoah* als Bestandteil der Biografien vieler Frauen darzustellen, von denen jede einzelne auf ihre eigene Weise versucht hatte, der Vernichtung zu entkommen. Das war unter anderem auf den unabhängigen Charakter dieser Zeitschrift zurückzuführen: Die Redaktion war frei von politischen Ambitionen und musste die *Shoah* nicht als Legitimation für die eigene Haltung instrumentalisieren. Ein Interview mit einer Überlebenden galt in *La'Isha* als journalistische Story ersten Ranges. Als Bericht über eine Frau war sie wichtig, als Beitrag über die *Shoah* interessant, als Information fast immer neu. Die Redaktion zeigte diesen Frauen gegenüber Empathie, sie urteilte nicht, sondern erteilte ihnen ganz einfach das Wort.

Aus historischer Perspektive war *La'Isha* ihrer Zeit damit voraus. Erst in den Folgejahren kann man an den Print- und anderen Medien erkennen, dass sich dieser Ansatz allgemein durchsetzte.<sup>259</sup> In vielerlei Hinsicht sickerten nun traditionell als eindeutig weiblich geltende Inhalte und Stile in die allgemeine Presse ein und gestalteten deren Charakter.<sup>260</sup> Das gilt auch für die bahnbrechende Haltung, die man bei *La'Isha* zur *Shoah* eingenommen hatte.

---

258 Herzog, Hanna, **Frauenpresse.**

259 Shapira, **Der Holocaust. Private Erinnerung.**

260 Herzog, **Frauenpresse.**

## Späte Reise in die Gefilde der Erinnerung – Gedanken zur Lebensgeschichte der Vitka Kempner-Kovner

Miri Freilich

Vitka Kempner-Kovner ist vor allem als Lebensgefährtin von Abba Kovner (1912-1987) bekannt. Sie lernte ihn 1940 in Wilna kennen. Ihre Beziehung vertiefte sich nach der Errichtung des Ghettos, als Abba Kovner sich in einem Kloster außerhalb der Stadt versteckte.

Im Gästezimmer ihres Hauses stehen einige gerahmte Fotografien, unter anderem eine ihrer guten Freundin Rozka Korczak (1921-1988). Darüber hängt eine überdimensionale Aufnahme von Abba Kovner; sein Haarschopf ist weiß und lang, der auf die Kamera gerichtete Blick ernst und grüblerisch. Zweifellos macht dieses Bild deutlich, welchen Raum er in Vitkas Leben einnahm. Im Lauf unserer zahlreichen Gespräche betonte Vitka wiederholt, sie habe nie den Wunsch verspürt, sich von dem Status als »Frau von Abba Kovner zu befreien« – von Abba Kovner, dem Dichter und Kämpfer, der im Ghetto von Wilna zu den Mitbegründern der Untergrundbewegung FPO (Vereinte Partisanenorganisation) gehörte und jenes berühmte Pamphlet verfasst hatte, das zum Widerstand im Ghetto aufrief. »Ich stand im Schatten von Abba«, gesteht Vitka, »und ich fühlte mich wohl in seinem Schatten, denn er war der interessanteste Mensch, der mir je in meinem Leben begegnet ist.«<sup>261</sup>

Über Jahre hinweg befasste sich Vitka kaum mit persönlichen Erinnerungen aus der Zeit der *Shoah*. Als sie schließlich über die heldenhaften Aktivitäten zu erzählen begann, hatte ein Großteil der anderen Partisanen schon Zeugnis abgelegt und Memoiren veröffentlicht, und manche von ihnen waren bereits verstorben.

Seit den 1980ern wurden die Heldengeschichten mehr und mehr verdrängt, und die Erinnerungen an die Opfer und die persönlichen Geschichten der Überlebenden, die vom Kampf in den Ghettos und Wäldern berichteten, rückten stärker in den Vordergrund. Diese Entwicklung zeigte sich auch in dem ehrgeizigen 1989 gestarteten Projekt »Jeder Mensch hat

---

261 Gespräche Miri Freilich – Vitka Kempner-Kovner, 2003-2007.

einen Namen« der Gedenkstätte *Yad Vashem*, um die Namen aller Opfer zu verewigen. Sie zeigte sich auch in der Fülle der publizierten Autobiografien von *Shoah*-Überlebenden, die nun im Eigenverlag veröffentlicht wurden.<sup>262</sup> Diese persönlichen Überlebensgeschichten mit all ihrer Komplexität und Tragik standen jetzt ebenfalls im Zentrum der Gedenkzeremonien am *Shoah*-Tag. Auch die Jugendexpeditionen nach Polen basierten auf dem Wunsch, die persönliche Geschichte zu erinnern. Diese Schülergruppen wurden von Überlebenden begleitet, die ihnen über das Alltagsleben in den besuchten Ghettos und Lagern erzählten.<sup>263</sup>

Dass das öffentliche Gedenken in Israel sich nun auf den Überlebenskampf der Massen verlagerte, war ein Phänomen, das die ehemaligen Kämpfer und Partisanen zur Reaktion veranlasste. Einige von ihnen brachten sogar Schuldgefühle darüber zum Ausdruck, dass die Geschichten des Kampfes und des Widerstands nach der Staatsgründung den Großteil der öffentlichen Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten. Besonders deutlich kamen diese Gefühle in den Worten der ehemaligen Partisanin Fredka Mazia, später Mitglied des *Kibbuz* Haogen und ehemaligen Kämpferin der Untergrundbewegung im Ghetto von Sosnovicz in Südwest-Polen zum Ausdruck:

»Man hat uns zu Heldinnen gemacht, und ich bin nicht sicher, ob wir das verdienen. Während wir uns mit Rückendeckung und Kontaktadressen ausgestattet auf den Weg machten, verließen andere Frauen das Ghetto einfach so, ohne jede Hilfe, um Brot für ihre Kinder zu suchen. Wer hatte es also schwerer? Ich weiß es nicht. Heute scheint mir, dass diese Mütter und alle Erwachsenen, die versuchten, inmitten dieses Grauens zu überleben und ihre menschliche Würde zu bewahren, die wahren Helden waren. Ich weiß, dass ich damit etwas Ketzerisches sage, aber letztendlich haben auch die Kämpfe nichts, aber auch gar nichts gebracht. Es war ganz einfach

---

262 Porat, Dina, »Die Geschichte ist noch nicht erzählt worden« (Hebr.), *Ha'aretz*, 22.01.2007; Gutwein, Daniel, »Die Privatisierung der Shoah: Politik, Gedenken und Historiographie« (Hebr.), **Blätter zur Erforschung der Zeit der Shoah, Tet Waw** (5759 – 1999), S. 7-52. Dieses Phänomen hängt mit den Veränderungen in der israelischen Gesellschaft in den 1980ern zusammen: Die Lobeshymnen auf kollektive Errungenschaften, die für die Jahre nach der Staatsgründung so typisch gewesen waren, wurden nun zunehmend von den Berichten über persönliche Leistungen verdrängt.

263 <sup>3</sup> Siehe etwa: **Das Leben als Hoffnung** (Hebr.), Die autobiografische Geschichte der Halina Birnbaum. (Die 1929 geborene Halina lebte im Ghetto Warschau, kam später nach Majdanek, Auschwitz und Ravensbrück und nahm schließlich am Todesmarsch teil.) Ihr Buch erschien 1982.

eine weitere Art der Reaktion und moralisch gesehen vielleicht sogar die leichtere. Es ist für einen jungen Menschen leichter, zu kämpfen, als seine Eltern in die Lager zu begleiten, weil er sie nicht allein dorthin gehen lassen kann. Das ist ein Heldentum, das ebenso groß war, wie das unsere, wenn nicht gar größer.«<sup>264</sup>

Auch Vitka Kempner-Kovner schenkte man zu der Zeit, als die Heldengeschichten noch an erster Stelle standen, kaum besondere Aufmerksamkeit und das, obwohl ihre Bekannten ihre Geschichte in Begegnungen, Zeugenberichten und Interviews erzählten. Als ihre Freundin Rozka Korczak sich bei ihrer Ankunft im Land Ende 1945 mit führenden Persönlichkeiten der *Hityashvut Ha'ovedet* und des *Yishuv* traf, erzählte sie etwa von der Heldenhaftigkeit und dem großen Mut Vitkas wie auch von den Aktivitäten anderer Frauen im Untergrund.<sup>265</sup> Sogar Abba Kovner berichtete während des Eichmann-Prozesses im Zeugenstand von ihrem Mut.<sup>266</sup> Sie selbst nahm zwar in den 1950er und 1960er Jahren gemeinsam mit Kovner und Rozka Korczak an Interviews teil<sup>267</sup>, sprach jedoch bei diesen Gelegenheiten nur wenig und nahm sogar zu den Geschehnissen kaum Stellung, an denen sie selbst beteiligt gewesen war. Die dominante Figur bei diesen Interviews war Abba Kovner. Er war derjenige, der von jener Epoche erzählte und sich sogar zu den Vorfällen äußerte, an denen Vitka beteiligt gewesen war. Nie ließ sie irgendwelche Vorbehalte dagegen erkennen, dass Kovner bei solchen Gelegenheiten für sie alle drei sprach.

Andere Kämpferinnen, darunter Zvia Luvatkin, die am Aufstand im Warschauer Ghetto beteiligt gewesen war, Chaika Grossmann, ein Mitglied der Untergrundbewegung von Bialistok und Rozka Korczak, veröffentlichten Bücher und wurden zu Gedenkveranstaltungen und ins Radio eingeladen. Rozka zählte auch zu den Gründungsmitgliedern

---

264 *Ma'ariv*, Wochenendbeilage, 24.04.1987.

265 Bericht von Rozka Korczak, Exekutivrat des *Kibbutz Hame'uchad* in Gan Shmuel, »**Die Heldenhaftigkeit der Gefährtinnen**« – Vortrag vor dem Rat der Arbeiterinnen« (Hebr.), in: **Rozka – ihr Kampf, ihre Philosophie, ihre Gestalt** (Hebr.), Moreshet 1988, S. 87-106.

266 Zeugenaussage des Abba Kovner im Eichmann-Prozess: Steven Spielberg Film and Video Archive, United States Holocaust Museum: [http://resources.ushmm.org/film/display/detail.php?file\\_num=2132](http://resources.ushmm.org/film/display/detail.php?file_num=2132)

267 Gruppeninterviews mit Kovner, Korczak und Kempner in *Yad Vashem*, 38882/03. Ein 1974 von Yitzchak Arad geführtes Interview. Joshua Sobol interviewte die drei im Haus von Abba und Vitka Kovner in Ejn Hachoresch 1982.



von »Moreshet«, einem nach Mordechai Anielewicz benannten Gedenk- und Forschungszentrum, dessen Ziel es ist, an den Heldenmut der Ghettoaufständischen und Untergrundkämpfer im Kampf gegen die Nazis zu erinnern. Chaika Grossmann, die während des Krieges der Führung des *Shomer Hazair* angehört hatte, wurde sogar *Knesset*-Abgeordnete der *Mapam*-Partei. Im Gegensatz zu ihnen allen zog Vitka es ganz bewusst vor, im Hinblick auf die wichtigen Funktionen, die sie während der *Shoah* und der *HaBricha* erfüllt hatte, äußerst »diskret« zu bleiben und auch nie eine eigene Autobiografie zu veröffentlichen. Fast entsteht der Eindruck, dass sie die Aufmerksamkeit eher von ihren Heldentaten während der *Shoah* ablenken wollte.

Die in Kalish an der deutsch-polnischen Grenze geborene Vitka war 19, als der Krieg ausbrach. Schon unmittelbar nach der Eroberung der Stadt begannen die deutschen Soldaten, die ansässigen Juden zu drangsalieren und zu ermorden. Im Winter 1940 floh Vitka nach Wilna, das bei Kriegsausbruch unter dem Schutz der Sowjets zur Hauptstadt Litauens geworden war. Nach Einmarsch der Deutschen in die UdSSR im Juli 1941 wurde das Wilnaer Ghetto errichtet und gleichzeitig auch mit der Umsetzung der Endlösung begonnen. Bis Anfang 1942 wurden 40.000 Wilnaer Juden in Ponar ermordet. In Reaktion auf diese Mordaktionen schlossen sich einige hundert Mitglieder der lokalen jüdischen Jugendbewegungen im Januar 1942 zur Untergrundbewegung FPO zusammen. Vitka war als Kämpferin und Späherin auch außerhalb des Ghettos aktiv. Sie war die erste Frau im besetzten Europa, die einen Anschlag auf die deutsche Armee verübte, indem sie einen Sprengsatz auf eine Eisenbahnschiene legte. Ein solcher Akt erforderte erheblichen Mut: Sie hatte sich die Haare blond gefärbt, um ihre jüdische Herkunft zu verbergen, und musste sich zunächst mehrere Tage außerhalb des Ghettos bewegen, um einen geeigneten Ort für ihren Sprengsatz zu finden. Dieser Sabotageakt fand noch vor Bildung der Partisaneneinheiten in den litauischen Wäldern statt.

Kurz vor der Liquidierung des Ghettos im September 1943 fällte die Führung der Untergrundbewegung den Beschluss, das Ghetto zu verlassen. Vitka führte die letzte Gruppe von dort in die Wälder von Rudniki. Tag für Tag verließ sie als Kommandantin einer Spähertruppe das Lager der Partisanen, um geeignete Orte für Aktivitäten ausfindig zu machen. Gemeinsam mit ihren Genossen führte sie zahlreiche Aktionen gegen die Deutschen durch, eine der bekanntesten war die Sprengung der

Hochspannungsleitungen und Wasserpumpen von Wilna. In einer anderen Aktion rettete sie Dutzende von Juden aus dem bei Wilna gelegenen Arbeitslager Kajlis und führte sie ins Partisanenlager.

Im Sommer 1944 nahm Vitka an der Eroberung Wilnas teil. Der von ihr kommandierte Spähertrupp war die erste Gruppe, die in die Stadt kam und sicherstellte, dass von dort kein Widerstand mehr zu erwarten war. Einige Monate später verließ Vitka Polen zusammen mit einer Gruppe von Überlebenden und Partisanen, die zu den Organisatoren der Bewegung *HaBricha* gehörten. Ihr erstes Ziel war Westeuropa. Von dort wollten sie nach *Erez Israel* gelangen. Abgesehen von ihren Aktivitäten im Rahmen von *HaBricha* war sie auch Mitglied in der von *HaBricha* gegründeten Splittergruppe *Hanakam*. Diese wollte den Genozid an den Juden durch Attentate auf deutschem Boden rächen. Ein Vorhaben war etwa die Vergiftung von Trinkwasserquellen. Nach einer Handvoll gescheiterter Racheaktversuche wanderten Vitka und die übrigen Mitglieder der Gruppe im Juni 1946 nach *Erez Israel* aus.

Vitka kam im Rahmen der *Biria-Aktion* ins Land, an der zwei Flüchtlingsschiffe beteiligt waren, die *Shoah*-Überlebende an Bord hatten.<sup>268</sup> Das erste, auf den Namen *Haganah* getaufte Schiff, verließ den Hafen La Ciotat bei Marseille am 23. Juni 1946. Am 28. Juni traf es auf hoher See mit dem zweiten Schiff zusammen, der *Biria*, die Marseille kurz vor der *Haganah* verlassen hatte. Die *Biria* war ein heruntergekommenes Frachtschiff, laut Vitka für höchstens 150 Menschen geeignet, und nicht für die etwa 1000 Flüchtlinge und Überlebende, die auf seinem Deck aneinandergepfercht wurden. Das Schiff hatte außerdem weder ausreichend Nahrung noch Trinkwasser für all die Menschen an Bord. Die Seefahrt war

»eine Art Hölle ... wenn es eine solche gibt, dann sieht sie so aus ... Die Menschen saßen dicht aneinander, ohne eine Möglichkeit, sich zu bewegen. Ich hatte eine Flasche und jeder bekam ein kleines Gläschen. Die ganze Zeit über verfluchte man mich und rief mir zu: 'Du Kapo, du führst dich schlimmer auf als die in den Konzentrationslagern. Du trinkst das

---

268 Die *Biria-Aktion* wurde von Bezael Drori von der Marineeinheit der *Palmach* befehligt. Geplant war, die Flüchtlinge in der Nähe der Küste auf ein altes türkisches Frachtschiff umzuladen, um zu vermeiden, dass die Briten das Hauptschiff beschlagnahmen. Letzteres war technisch in gutem Zustand und imstande, hohe Geschwindigkeiten zu erreichen.

ganze Wasser selbst, und uns gibst du nichts.'<sup>269</sup>

Dann begann die *Biria*, sich aufgrund der Überlastung seitwärts zu neigen. Die Crew sandte einen Notruf und die Briten schickten Begleitschiffe herbei, die den Passagieren jedoch weder Wasser und Nahrung reichten, noch das Schiff abschleppten. Am 1. Juli erreichte die *Biria* den Hafen von Haifa und wurde am Laufsteg verankert. So erreichte Vitka schließlich das Land ihrer Sehnsucht – am Ende ihrer Kräfte, nach langen Jahren des Kämpfens. Ihr neues Heim errichteten sie und Abba Kovner im *Kibbutz Ejn Hachoresch*. In den 1960er Jahren studierte Vitka an der Universität Bar Ilan Psychologie und konzentrierte sich auf ihre berufliche Entwicklung. Ihre diagnostische und therapeutische Methode fand bei ihren Patienten großen Anklang und wurde auch von Fachkollegen sehr geschätzt. Sie galt als wegweisend für Generationen von Studenten. Vitka war bis zum Alter von 87 Jahren als Psychologin tätig.

Die Beschäftigung mit ihren persönlichen *Shoah*-Erinnerungen begann erst nach der New Yorker Uraufführung des Films »Die Partisanen von Wilna« im Jahr 1986. Dieser von Aviva Kempner produzierte Dokumentarfilm war der erste seines Genres, der in englischer Sprache den Kampf der Juden gegen die Nazis schilderte und sich mit dem jüdischen Widerstand in den Wäldern von Rudniki in Litauen befasste. Er basierte auf Interviews mit ca. 40 Untergrundkämpfern und Partisanen, die nun in den USA, Israel und Litauen lebten und enthielt seltene Originalaufnahmen. Infolge dieser Filmvorführung erklärte sich Vitka zu einem Gespräch mit der feministisch orientierten amerikanisch-jüdischen Frauenzeitschrift **Lilith** bereit. Es fand in den Vereinigten Staaten statt und war das erste persönliche Interview, das sich aus einer genderorientierten Perspektive mit Vitkas Aktivitäten im Untergrund befasste. Vitka erzählte der Redakteurin Aviva Kantor, warum gerade Frauen für gefährliche Aktionen ausgewählt wurden: Weil es für sie leichter war, unterzutauchen. Außerdem beschrieb sie den untergeordneten Status der Kämpferinnen von Rudniki, der im krassen Widerspruch zu ihrer eigenen Position stand:

»Ich war die einzige Frau im Wald, die Späherin war. Es gab dort nur fünf Späher und ich war die Kommandantin dieser Einheit. Jeden Tag zogen wir los, um Plätze für unsere Sprengsätze ausfindig zu machen, herauszufinden, wo die Deutschen waren und zu versuchen, den Bauern aus der Umgebung

---

269 Gespräch von Abraham Azili mit Vitka Kempner-Kovner, 1989.

Informationen über deren Truppenbewegungen zu entlocken.«<sup>270</sup>

In diesem Interview sprach sie auch zum ersten Mal über die Einsamkeit und die Ängste, die sie empfunden hatte, wenn sie allein losgeschickt wurde und sich auf verschneiten Pfaden durch die dichten Wälder in die Nähe feindseliger Bauern begeben musste. Zu diesem Zeitpunkt nahm Vitka noch nicht zu umstrittenen Vorfällen Stellung, die sich im Ghetto Wilna und nach dem Krieg zugetragen hatten, darunter die Affäre der Auslieferung des FPO-Kommandanten Yitzchak Wittenberg, die Flucht aus dem Ghetto in die Wälder von Rudniki im September 1943 und *Hanakam*.

Vitka erklärte, die unmittelbaren Gefahren, denen die Männer ausgesetzt waren sowie der kompromisslose Wunsch, die Deutschen zu bekämpfen, hätten die Frauen dazu gebracht, Kämpferinnen zu werden. Schon im Ghetto habe man die Frauen zu gefährlichen Aktionen auf die arische Seite geschickt, weil es diesen leichter fiel, bei einer Leibesvisite ihre jüdische Herkunft zu verbergen. Jedoch zeige sich schon allein in dem Wort »Meldegängerin«, mit dem viele der kämpfenden Frauen titulierte wurden, dass diese nicht wirklich als Kämpferinnen betrachtet wurden. Auch bei den in späteren Jahren durchgeführten Interviews protestierte Vitka wiederholt gegen die Verwendung des Begriffes »Meldegängerin«. Sie betonte:

»Nur junge Frauen wurden als Meldegänger bezeichnet. Sie waren Kämpferinnen ... die jungen Männer bezeichnete man als Kundschafter, zu den Mädchen sagte man Meldegängerin ... bei uns nannten wir sie »Kundschafterinnen« und niemals Meldegängerinnen. Diese Bezeichnung hörte ich zum ersten Mal, als wir die Leute aus dem Warschauer Ghetto trafen, hier in Israel ..., wir nannten das Kundschafter, Mädchen und Burschen, die mit einem Auftrag los geschickt wurden. Auch ich mag dieses Wort nicht. Was soll das sein, eine Meldegängerin?«<sup>271</sup>

---

270 *Lilith* 16 (Frühjahr 1987), S. 24.

271 Vitka wird zitiert in: Geva, Sharon, **Die Darstellung von Frauen während der Shoah in der öffentlichen israelischen Debatte der 1950er und während des Eichmann-Prozesses (Hebr.)**, Dissertation, Universität Tel Aviv, 2008, S. 37-38. Trotz der Verherrlichung von Rebellion und Kampf in der öffentlichen Debatte der 1950er und 1960er Jahre wurde der Beitritt der Frauen in die kämpfenden Verbände in den Ghettos und bei den Partisanen als »Ermangelung einer Alternative« dargestellt. Zur Rolle der Verbindungsleute in diesem Zusammenhang siehe: Lenore J. Weitzman, „Living on the Aryan Side in Poland: Gender, Passing and the Nature of Resistance“, in: Dalia Ofer and

Vitka erzählte Kantor von den Schwierigkeiten, die sie als kämpfende Frau im Untergrund und bei den Partisanen begleitet hatten. Sie betonte den Unterschied zwischen dem Status der Frauen in ihrer eigenen Partisaneneinheit und dem in anderen Gruppen, die in den Wäldern Litauens kämpften. In ihrer Einheit erfüllten Frauen wichtige und gefährliche Aufgaben. Nur in den Wäldern von Rudniki waren sie gleichgestellt, weil sie dort in einer autonomen jüdischen Einheit dienten, die von Abba Kovner kommandiert wurde. Kovner wusste die kämpferischen Fähigkeiten der ihm unterstellten Frauen zu schätzen. Die russischen und litauischen Partisanenbataillone hingegen nahmen jüdische Frauen nur sehr ungern auf, und der Großteil von ihnen litt dort unter der erniedrigenden Behandlung. Die Kommandanten gingen davon aus, dass Frauen für Kampfaufträge schlicht ungeeignet seien, und dass ihre Gegenwart darüber hinaus die Kampffähigkeit der Partisanen negativ beeinflusse. Eines der häufigsten Argumente war, dass die Frauen die Aufmerksamkeit der Männer von den Einsätzen ablenkten. Nur wenigen jüdischen Frauen gelang es, sich den russischen Kampftruppen anzuschließen – dank ihrer Männer oder dank Freunden, die in diesen Einheiten dienten und die Aufnahme zur Bedingung machten. Manchmal waren die jüdischen Partisanen gezwungen, sich den kämpfenden Einheiten ohne ihre Frauen anzuschließen. Sie sorgten jedoch dafür, dass diese in die nahe gelegenen Familienlager aufgenommen und versorgt wurden oder bei den Bauern der Umgebung untergebracht und von diesen geschützt und mit Nahrungsmitteln versorgt wurden. Es kam auch vor, dass russische Kommandanten ihren Status missbrauchten und junge Jüdinnen zwangen, sie zu heiraten. Sich in einem solchen Fall zu widersetzen, war nahezu unmöglich und sogar lebensgefährlich. Der Großteil der jüdischen Frauen in den Partisanenbataillonen war vor allem mit Kochen, Backen, Wäschewaschen oder Krankenpflege beschäftigt. Diese Frauen bemühten sich, im Rahmen der Feldbedingungen des Partisanenlebens ihre Unentbehrlichkeit zu beweisen. Die jüdischen Mädchen, die im Küchendienst arbeiteten, erfüllten ihre Aufgabe mit Hingabe und wurden in den täglichen Berichten der diversen Kommandantinnen lobend erwähnt. Jüdische Mädchen arbeiteten auch als Sekretärinnen, Stenotypistinnen und Übersetzerinnen in den Zentralen der Bataillone, Brigaden und Divisionen.

---

Lenore J. Weitzman (Hrsg.), **Women in the Holocaust**, Yale University Press, New Haven 1998, S. 203-204.

Es gab sogar Mädchen, die Flugblätter in den umliegenden Dörfern und Siedlungen verteilten.<sup>272</sup> Nach Kriegsende wurde Vitka mit dem »Roten Stern« ausgezeichnet, einem der wichtigsten Heldenorden, die das kommunistische Regime seinen Kämpfern verlieh.

Weitere Interviews mit Vitka fanden statt, als das Interesse an genderorientierten *Shoah*-Studien wuchs. Amerikanische und israelische Forscherinnen, darunter Judith Tydor-Baumel, Dalia Ofer, Gon Ringelheim und Lenore Weitzman begannen zu untersuchen, welche Erfahrungen gerade Frauen während der *Shoah* gemacht hatten und wie sie damit umgegangen waren. Das Thema entwickelte sich zu einem wichtigen Forschungs- und Studienbereich an den Universitäten und Forschungsinstituten Israels und der Welt. Eines der Ergebnisse, zu denen die Pionierinnen dieses Bereichs gelangten, war, dass Frauen in Zeiten der Krise und Instabilität auch »männliche« Aufgaben übernehmen wie etwa kämpfen. Im Zweiten Weltkrieg bewiesen sie gleichzeitig, wie stark sie selbst unter den unmenschlichen Bedingungen des Krieges waren, wenn es darum ging, sich um die Familie zu kümmern und ihre Kinder zu beschützen.<sup>273</sup> Der »genderorientierte Ansatz«, dessen Fokus die Reaktion der Frauen auf die Existenz- und Überlebenskämpfe während der *Shoah* war, ermöglichte es Vitka, ihre eigenen Erinnerungen zu formulieren und ihre Handlungen auf Basis dieser Erkenntnisse zu analysieren.

Vitka begann, ihre persönliche Version vom Kampf gegen die Nazis publik zu machen. Das geschah nicht zuletzt infolge der Kritik, die an Kovner geübt wurde. Stimmen, die dessen Standpunkt und Tun in Frage stellten, hatte es schon zu seinen Lebzeiten gegeben. Nun, in den 1980er Jahren, wurden sie zunehmend lauter. Im Allgemeinen pflegte Kovner auf diese Anschuldigungen nicht zu reagieren. In den frühen 1980ern jedoch hielt er es für angebracht, in einem Gespräch mit Levi Arye Sarid

---

272 Korczak, **Die Heldenhaftigkeit der Gefährtinnen** (Hebr.); Kahanoviz, Moshe, **Der jüdische Partisanenkrieg in Osteuropa**, Tel Aviv 5714 – 1954, S. 329-334; Gespräch mit Miri Freilich.

273 Judith Tydor Baumel, Dalia Ofer, Gon Ringelheim und Leonore Weizman zählten zu den ersten Wissenschaftlerinnen, die sich mit dem Thema Gender und Shoah auseinandersetzten. Siehe: Judith Tydor Baumel, »Sie umschürte ihre Taille – Shoah-Heldinnen in der kollektiven Erinnerung« (Hebr.), **Blätter zur Erforschung der Shoah, Yud Gimmel** (5756 – 1996), S. 189-201; Ringelheim, Joan **Women in the Holocaust**; »Women and the Holocaust: A Reconsideration of Research«, **Signs**, Vol. 10, Nr. 4 (Sommer 1985), S. 741-761.

dazu Stellung zu nehmen. Seine Reaktion wurde jedoch erst, nachdem er gestorben war, in einem Artikel der Gedenkstättenpublikation *Yalkut Moreshet* veröffentlicht, der unter dem Titel »Abba Kovners Antwort auf seine Verleumder« erschien.<sup>274</sup> Anfang 1988, nach seinem Tod, wurden in der Presse, in der Literatur und im Theater seine Entscheidungen und sein Verhalten während der *Shoah* noch stärker kritisiert, und das auch von Mitgliedern des *Shomer Hazair*. Joshua Sobols Bühnenstück »Adam« am Cameri-Theater (1989-1990) und Amla Einats Buch »Leumund ohne Schandmal« (1994) stellten die Entscheidungen in Frage, die er im Ghetto als Mitglied der Führung des Untergrunds getroffen hatte.<sup>275</sup> In einem Artikel in *Iton 77* wurde Vitka von Yitzchak Zohar, einem Mitglied des *Shomer Hazair*, beschuldigt, mit den Polizisten des Judenrats kooperiert und Untergrundkämpfer an die Deutschen ausgeliefert zu haben, um die Führungsspitze der Bewegung und sich selbst zu retten.<sup>276</sup> Vitka wollte auf diese Veröffentlichung reagieren, um ihren eigenen und Kovners Namen zu verteidigen. Sie beschloss, sich nicht direkt mit den Anklägern auseinanderzusetzen sondern zog es vor, ihre Haltung in Bezug auf die Geschehnisse im Ghetto durch Augenzeugenberichte darzustellen. So ließ sie sich wiederholt von Dina Porat, der Verfasserin von Kovners Biografie, interviewen. Porats Buch, das in der englischen Übersetzung den Titel »The Fall of a Sparrow: The Life and Times of Abba Kovner« trägt, wurde sehr

---

274 »Abba Kovners Antwort auf seine Verleumder«, *Yalkut Moreshet*, Mem Sayin (5750 – 1990), S. 96-97; nach einem 1984 aufgezeichneten Interview mit Levi Arye Sarid.

275 »Adam« wurde zwischen Februar und April 1988 verfasst. Dieses Stück, das 1989-1990 auf der Bühne inszeniert wurde, erzählt die Geschichte einer fiktiven Figur namens Nadia, der Geliebten Wittenbergs. Nadia ist eine alte Frau, die seit den späten 1980er Jahren in Israel lebt. Adam bittet Nadia, ihre Geschichte zu erzählen, weil alle anderen bereits ihre eigenen Versionen erzählt haben (damit spielt Sobol auf die unterschiedlichen Versionen zur Wittenberg-Affäre an, die in den Biografien und Geschichtsbüchern veröffentlicht werden). Nadia behauptet, sich nicht genau an die Einzelheiten der Affäre erinnern zu können, erzählt aber dennoch ihre Geschichte. Diese basiert auf Zeitzeugenberichten, die erstmals 1947 in der jiddischen Schrift *Yivo Blätter* veröffentlicht wurden. Abba Kovner erscheint in diesem Stück unter dem Namen Lev, eine blasse, rückratlose Figur, die es darauf abgesehen hat, Wittenberg abzusetzen, um selbst die Rolle des Anführers der Untergrundbewegung zu übernehmen. In »Leumund ohne Schandmal« (1994) von Amla Einat beschreibt Rifka Baumöl Moshe Lehrmann (Kovner), dem ihre Liebe galt, und der einer der meistbewunderten Kommandanten des jüdischen Shoah-Widerstands war. Vierzig Jahre nach Kriegsende versucht dieses Buch, »die Wahrheit zu enthüllen und ihn mit all seinen Schwächen zu zeigen«.

276 *Iton 77*, Nummer 23, 24 und 25 (1990).



gelobt. Eingehend schildert es die Umstände, mit denen die Partisanen in den Wäldern von Rudniki konfrontiert waren. In Vitkas Augen war dieses Buch die Antwort auf die Vorwürfe gegen Kovner.

Vitka spielte bei der Gestaltung des Gedenkens an den *Shoah*-Widerstand eine zentrale Rolle. Abgesehen von ihren Gesprächen mit Porat sprach sie auch mit Rich Cohen, einem Cousin von Rozka Korczak, der 2001 in den Vereinigten Staaten sein Buch »The Avengers: A Jewish War Story« veröffentlichte. Nach Kovners und Rozkas Tod führte Cohen lange Interviews mit Vitka, und traf sich auf ihre Initiative auch mit den Mitgliedern von *Hanakam*. Diese erzählten ihm von dem, was sich nach dem Krieg in Europa abgespielt hatte.<sup>277</sup> Cohens Buch erhebt keineswegs den Anspruch einer historischen Studie, sondern es stützt sich vielmehr auf die langjährige Bekanntschaft zwischen den Familien Korczak-Merle und Kovner. Die Geschichte, von der nicht klar ist, ob es sich um Wahrheit oder Fiktion handelt, schildert mit einer nicht zu verhehlenden Bewunderung Rozkas, Vitkas und Abbas Kampf im Ghetto, in den Wäldern und in der Gruppe *Hanakam*. In den Literaturbeilagen der amerikanischen Presse, darunter der **New York Times** und des **Boston Globe**, wurde das Werk in höchsten Tönen gelobt. Nach seiner Veröffentlichung wurde Vitka auch in Larry Kings Nachtprogramm interviewt. Sie betonte in dem Zusammenhang, wie einzigartig es gewesen sei, als Frau und Kämpferin dem Ghetto-Untergrund und den Partisanen anzugehören.

Meine erste Begegnung mit Vitka Kovner fand 2003 anlässlich der *Shoah*-Gedenkfeier im Beit Berl Academic College statt. In den Jahren 2003 bis 2008 habe ich sie mehrmals zu ihrer persönlichen Geschichte interviewt. Aus diesen Gesprächen entwickelte sich mit der Zeit eine einzigartige Freundschaft. Vitka bat mich, sie zur Zeremonie der Übergabe von Abba Kovners Pistole an das neue Yad-Vashem-Museum zu begleiten. Diese Pistole hatte Kovner während seiner Zeit als Kommandant der Widerstandsbewegung des Wilnaer Ghettos und später als Kommandant der Partisaneneinheit in den litauischen Wäldern benutzt. Sie besaß für Vitka eine große persönliche und symbolische Bedeutung.

Je häufiger wir uns trafen, desto vertrauter wurde unser Verhältnis und Vitka fing an, mich an ihren Gedanken, Gefühlen und Ansichten teilhaben zu lassen. Sie begann schließlich auch, über die Schwierigkeiten

---

277 Cohen, Rich, **The Avengers – A Jewish War Story**, New York 2001, S. 3-10.

zu sprechen, die ihre Aktionen begleitet hatten. Sie sprach mit mir von Mensch zu Mensch und nicht wie jemand, der eine Ideologie oder eine Bewegung vertritt. Ihre psychologische Ausbildung ermöglichte es ihr, die Grundlagen ihres Muts zu analysieren und zu erklären. Sie war der Auffassung, ihr Handeln während der *Shoah* sei von ihrer Spontaneität und raschen Entscheidungsfähigkeit bestimmt worden, ebenso von ihrer Entschlossenheit, jedes Hindernis zu überwinden, das sich ihr in den Weg stellte. Dabei leugnete sie niemals die Schwierigkeiten oder den hohen persönlichen Preis, den sie bezahlt hatte. »Ich habe im Krieg große Einsamkeit empfunden, wenn ich gefährliche Aktionen allein durchführen musste«, sagte sie. »Ich fühlte mich sehr viel sicherer, wenn ich mit einer ganzen Gruppe unterwegs war.« Und sie fügte hinzu: »Es gab Augenblicke, wo ich fast zerbrochen wäre, aber ich fühlte, dass ich keine andere Wahl hatte.«<sup>278</sup>

Unsere Interviews führten schließlich dazu, dass ich begann, Vitkas Biografie zu schreiben. Im Lauf unserer Gespräche hatte sie vom Ghetto von Wilna, den Rudniki-Wäldern und den Aktivitäten der *Hanakam* erzählt. Ihre Biografie sollte nicht mit neuen Tatsachen aufwarten, sondern vielmehr die bereits bekannten Vorfälle neu darstellen – aus der Perspektive von Vitka Kovner, einer Frau, die jene Tage miterlebt hatte. Dennoch zerbrach ich mir während dieser Gespräche nicht wenig darüber den Kopf, ob nicht Zeugenberichte aus den ersten Jahren unmittelbar nach der *Shoah* aus historischer Sicht größere »Relevanz« besäßen, weil die Vorfälle damals noch frisch waren. Aber vielleicht hatte die zeitliche Distanz es Vitka ermöglicht, ehrlicher mit ihren Erinnerungen aus jenen Tagen umzugehen? Im allgemeinen geht man davon aus, dass das Gedächtnis von Zeugen bei Berichten über lang zurückliegende Ereignisse fehlerhaft und selektiv sei. Laut dem Historiker Yoav Gelber gibt es aber keine wesentlichen Unterschiede zwischen Aussagen, die nur wenige Monate oder Jahre nach einem Ereignis gemacht wurden und solchen, die Dutzende von Jahren später erfolgten – die Selektivität der Erinnerung setze also schon kurze Zeit nach einem Vorfall ein.<sup>279</sup> Ich selbst kann aus meinen Begegnungen mit Vitka zwar keine allgemeinen Schlüsse ziehen, in diesem spezifischen Fall jedoch bereicherte der zeitliche Abstand die historische Einordnung einer

---

278 Gespräche Miri Freilich – Vitka Kempner-Kovner.

279 Gelber, Yoav, **Geschichte, Erinnerung und Propaganda**, (Hebr.), Tel Aviv 2007, S. 271-272.

bestimmten Zeit um eine weitere Dimension. Anfang des 21. Jahrhunderts erlaubte Vitka es sich, über die Geschehnisse als Frau und Individuum zu erzählen und nicht als Mitglied des *Hashomer Hazair*. Schon in unseren ersten Gesprächen hatte sie betont, ihre Verbindung zu dieser Bewegung besäße für sie keine tragende Bedeutung, und sie fühle sich frei genug, um ihre Perspektive im Hinblick auf die Ereignisse im Ghetto, im Wald und bei *Hanakam* darzustellen und über ihre damaligen Gefühle zu sprechen.

Die Gespräche standen unter dem Vorzeichen einer weiteren Frage: Konnte Vitka ihre Erlebnisse darstellen, ohne sich davon beeinflussen zu lassen, dass Abba Kovner und Rozka Korczak sich bereits ausführlich mündlich und schriftlich zu dieser Zeit geäußert hatten? War sie in der Lage, vorhandenen Zeugenberichten oder Darstellungen zu widersprechen, die von ihr nahe stehenden und sogar geliebten Menschen stammten? Diese Frage wurde umso relevanter, als sich herausstellte, dass die Interpretation der Ereignisse ihr nicht minder wichtig war als die Ereignisse selbst.

Meine Gespräche mit Vitka Kempner-Kovner gestalteten sich wie ein langes und offenes Interview. Weder die Inhalte noch der Verlauf dieses Interviews waren strukturiert oder im Vorhinein festgelegt. Wir unterhielten vielmehr eine Art freundschaftlichen Dialog, tauschten Meinungen aus und schweiften mitunter auf Themen ab, die mit den Vorfällen selbst nichts zu tun hatten. Unsere Gespräche waren Vitka wichtig, sie wartete geradezu darauf. Die entspannte Atmosphäre des offenen Interviews erleichterte es ihr, sich an Details aus ihrer Vergangenheit zu erinnern und ermöglichte ihr sogar, Vorfälle zu erläutern, die kontrovers ausgelegt worden waren.<sup>280</sup> Was war das Besondere an dieser Form der Interaktion? Vitka erzählte mir ihre Geschichte und erinnerte sich dabei nicht nur an die Ereignisse sondern interpretierte diese auch. Sie begnügte sich nicht mit der Rolle einer »Zeitzeugin«, sondern wurde zur »Historikerin«. Meine Rolle als Interviewerin war es, das Gespräch und das Zeugnis »meiner historischen Quelle« mit zu gestalten. Zweifellos hat die durch meine Fragen und Anmerkungen entstandene Interaktion auch die Darstellung der Vorfälle und deren Analyse beeinflusst.

1942 schrieb der Partisan und Dichter Hirsch Glik, der Verfasser

---

280 Zum Thema »offene Interviews« siehe auch das Buch von Ayala Yecheskel (Friedler), **Die Lebensgeschichte töten – Shoah-Überlebende schreiben ihre Biografie neu** (Hebr.), *Hakibbuz Hameuchad* und Lochamej HaGetaot, 1999.

der Partisanen hymne (1943)<sup>281</sup>, sein Vitka gewidmetes »Loblied auf die Partisanen«. In diesem pries er ihren außergewöhnlichen Charakter, der auch zu dem Erfolg der ersten Aktion der FPO, der »Fareynigter Partisanen-Organisatsiye«, beigetragen hatte, dem Überfall auf einen für die deutschen Soldaten bestimmten Munitionszug.<sup>282</sup> Die harten Kämpfe, in die sie während des Krieges verwickelt wurde, brachten Vitkas Qualitäten an den Tag – als Mensch und als Frau. Sie offenbarten ihren Mut, ihre Moral und ihre Bescheidenheit und zeigten einen Menschen, der unter den unsäglichen Bedingungen des Krieges über seltene Charaktereigenschaften verfügte.

---

281 Hirsh Glik (1922-1944), Dichter und Partisan in Wilna. Als die Stadt Ende Juni 1941 von den Deutschen erobert wurde, schloss er sich der Vereinigten Partisanen-Organisation an. Während all dieser Jahre schrieb er. Seine Gruppe wurde gefasst und am 1. September 1943 in ein Arbeitslager nach Estland gebracht. Im Sommer 1944 unternahm er gemeinsam mit einigen Freunden einen Fluchtversuch, bei dem alle ums Leben kamen. 1943 verfasste Hirsch im Wilnaer Ghetto seine »Partisanen hymne«, die auch unter dem Namen »Sug nish keinmol, as die geist dem letzt Weg« bekannt ist. Dieses Lied entstand in Erinnerung an die Kämpfer des Warschauer Ghettosaufstands und seine ermordeten Freunde.

282 Das Lied schildert das Resultat der Aktion mit folgenden Worten: »Zum Skelett verkohlt liegt das Fahrzeug am Wegrand ... und die junge Frau steht im Glanz des Halbmonds, das Lächeln der Jugend auf dem Antlitz. Veröffentlicht wurde das Gedicht in der Broschüre »Aus meiner Not: Lieder aus dem Ghetto« (Hebr.), **Hozaat Hamerkaz Letarbut**, 1949, S. 40.

## Die Tkuma leben – den Beitrag anerkennen

Zvi Gil

Die breite Öffentlichkeit und vor allem die jüngere Generation sind sich des bedeutenden Beitrags der *Shoah*-Überlebenden im Hinblick auf sämtliche Alltagsbereiche des Lebens in Israel nur unzulänglich bewusst. Die Medien könnten diesem Manko abhelfen. Als Journalist sowie als Medienkonsument stehe ich vorbehaltlos hinter der These, dass ein Ereignis, das in den Medien kein Echo findet, praktisch nicht existent ist. Deshalb ist es mein persönlicher Ehrgeiz, alles, was mit dem Beitrag der Überlebenden für dieses Land zusammenhängt, durch Veranstaltungen zu ehren, die dann vielleicht auch von den Medien einer Berichterstattung für würdig erachtet werden. So verhielt es sich zum Beispiel 2002 mit der »Internationalen Konferenz zum Erbe der *Shoah*-Überlebenden – moralische und ethische Bedeutung für die Menschheit«, so verhielt es sich auch 2005 mit der Berufung des »Öffentlichen Rates zum Beitrag der *Shoah*-Überlebenden zum Staat Israel« und mit der Veranstaltung im Eretz-Israel-Museum am 1. Januar 2006, die anlässlich der Grundsteinlegung für den neuen Flügel des Bejt Hapalmach stattfand: »*Gachal*-Gedenkstätte – *Shoah*-Überlebende im Unabhängigkeitskrieg«.

An dieser Veranstaltung im Eretz-Israel-Museum nahmen 500 geladene Gäste teil, vorwiegend Überlebende und Veteranen des Kampfes gegen die Nazis. Es waren auch alle Fernsehsender eingeladen worden. Sie glänzten jedoch durch Abwesenheit und erwähnten die Veranstaltung mit keinem Wort. Das ist vor allem deshalb fragwürdig, als zumindest der staatliche Sender – wenn schon nicht seine kommerziellen Konkurrenten – verpflichtet gewesen wäre, über ein solches gesellschaftliches Ereignis zu berichten. Das geht aus dem Rundfunkgesetz hervor. Die Veranstaltung selbst war ein visuell beeindruckendes und bewegendes Ereignis. Es handelte sich also um ein eindeutiges Versagen auf Ebene der Berichterstattung, für das sowohl ich als Initiator dieser Mission als auch die Medien verantwortlich sind.

Diese Veranstaltung, bei der in wenigen Worten viel gesagt wurde, war inhaltlich zweigeteilt. Zuerst dankten wir mit dem Gebet »*Schehechijanu*«, dass wir diesen Tag erleben durften, und dann stellten wir die Frage:

Warum erst jetzt, mit so großer Verspätung? Ich selbst schloss meine Rede mit folgenden Worten:

Unser Tag ist gekommen, und es ist mehr oder weniger die Geschichte vieler, die ein ähnliches Schicksal wie ich erlitten haben und von denen ein Großteil nicht mehr unter uns weilt. Manche von ihnen sind in den Kämpfen des Unabhängigkeitskrieges oder bei anderen Waffengängen gefallen, andere verstorben. Und nun ist der Tag gekommen, wenngleich mit einer Verspätung von 50 Jahren. Wir sind stolz darauf, dass der *Palmach* von einst und *Zahal* von heute uns salutieren, und das in Anwesenheit des Generalstabschefs und seiner Generäle, der Überlebenden und ihrer Kinder. Dies ist ein Zeugnis für unsere *Tkuma* nach der *Shoah*.

Am Ende der Veranstaltung fasste ich einige der Höhepunkte des Abends noch einmal zusammen: Der Dichter und Schriftsteller Chaim Guri, der sich mehr als jeder andere Autor des Themas *Shoah* und Überlebende angenommen hat, sagte mir, er habe mit Überraschung festgestellt, dass sogar General a. D. Janusz Ben-Gal, ein Symbol des *Sabretums*, ein Überlebender sei. Viele Teilnehmer waren vor allem vom Vortrag des Altermann-Gedichts »Einer vom *Gachal*« zutiefst bewegt, und allein die Moderation von Amikam Gurewitz versetzte so manchen Anwesenden in die schöneren Kapitel unserer alten Zeiten zurück.

Mich selbst bewegte vor allem das Lied der Partisanen. Es rief mir die legendären Geschichten in Erinnerung, die ich als Kind und Heranwachsender im Ghetto gehört hatte. Noch während ich den Klängen des Liedes lauschte, klopfte mir ein Unbekannter auf die Schulter und lenkte meine Aufmerksamkeit auf das, was hinter uns geschah: Da standen Hunderte von Männern und Frauen und sangen voller Stolz und in vollkommener Harmonie gemeinsam mit dem *Zahal*-Orchester – ein ungemein beeindruckender Chor.

### **Wer kennt, wer weiß?**

In jüngster Zeit wendet sich die Aufmerksamkeit des israelischen Establishments und der Öffentlichkeit den Überlebenden selbst zu, vor allem denjenigen unter ihnen, die nun, an ihrem Lebensabend, schwere Not leiden. Gleichzeitig wird auch eine andere Seite dieser Überlebenden bekannt: Ihr Beitrag zur Gründung und zum Aufbau dieses Staates. Noch ist dieses Thema kaum zu umfassen, wer weiß schon etwas darüber? Dies ist die Essenz der *Tkuma*: Nicht, was der Staat für die Überlebenden getan

hat sondern, was diese für den Staat getan haben.

Meine Gefährten und ich, die an der Spitze dieses Projekts stehen, das sich mit dem Beitrag der *Shoah*-Überlebenden zur Gründung und zum Aufbau des Staates befasst, haben uns sehr bemüht, die Geschichte unserer *Tkuma* in die Sechzigjahresfeier zur Staatsgründung einzubringen, damit auch die breite Öffentlichkeit davon erfährt. Aber weder die Öffentlichkeit noch diejenigen, die die verzweifelte materielle Lage der letzten Überlebenden kennen, darunter auch die politische Führung, schenken dem Beachtung. So wandte ich mich zum Beispiel an einen leitenden Direktor der staatlichen Rundfunkanstalt und bat darum, dass er versuchen möge, im Rahmen der hebräischen Liederprogramme im Dritten Kanal auch Künstler vorzustellen, die der zweiten und dritten Generation *Shoah*-Überlebender angehören, damit sie ihre Lieder vortragen und erzählen können, wie sehr die *Tkuma* mit ihrem Schaffen verbunden sei. Die Antwort lautete wie folgt:

»Ich habe Ihr Schreiben gelesen und erst unlängst den erschütternden Film einer bekannten Produzentin zum Thema *Shoah* gesehen ... ich bin sicher, dass Sie diesen kennen ... ich kann Ihnen versichern, dass dieses Thema am *Shoah*-Gedenktag tatsächlich besonders hervorgehoben wird...«.

Das Thema *Shoah*-Überlebende ist derzeit in der Öffentlichkeit vorwiegend in materieller Hinsicht präsent. Ich will keineswegs behaupten, dass dieser Aspekt nicht wichtig sei. Er ist sogar sehr wichtig. Aber das politische Establishment darf auch das Thema der *Tkuma* nicht vergessen. Es ist, als sei man einem bestimmten Weltbild verhaftet geblieben und unfähig, dieses um zusätzliche Perspektiven zu erweitern.

Ich möchte nun kurz auf einige Punkte eingehen, die erwähnt werden müssen, wenn von *Tkuma* die Rede ist:

Mehr als die Hälfte der kämpfenden Truppen im Unabhängigkeitskrieg bestand aus *Shoah*-Überlebenden. Während der ersten Kriegsphase, als der *Palmach* fast aufgerieben war, wurde er mit 2000 Überlebenden verstärkt. Ihre Gefallenenzahl war nahezu doppelt so hoch wie die der *Sabras* und Veteranen. Es ist durchaus denkbar, dass das an der fehlenden Ausbildung der Neuankömmlinge lag, war doch ein Teil von ihnen direkt von den Schiffen an die Front geschafft worden. Die meisten hatten keinerlei vorherige Kampferfahrung. Ein weiterer denkbarer Grund ist, dass sie die Sprache noch nicht beherrschten. Aber das Gewehr verstand die Sprache dieser Überlebenden, und sie verstanden die seine.



Die *Shoah*-Überlebenden haben jedoch nicht nur gekämpft, sondern auch aufgebaut in diesem altneuen Land. Sie gründeten 45 landwirtschaftliche Siedlungen. Das gesamte Netzwerk der Forschungs- und Dokumentationszentren sowie der Institutionen des Gedenkens, und allen voran *Yad Vashem*, ist das Werk von Überlebenden. Doch keiner hat diese Überlebenden hierzulande aufgenommen. Sie haben sich ohne Hilfe eingerichtet und im Alleingang zu sämtlichen Lebensbereichen einen enormen Beitrag geleistet, manche von ihnen zum Wohl der ganzen Welt.

Ihr größter Beitrag sind jedoch ihre Nachkommen, deren Zahl nahezu eineinhalb Millionen beträgt, etwa 20 Prozent von Israels heutiger Gesamtbevölkerung. Nicht wenige davon zählen zur Elite in den Bereichen Politik, Justiz, Verwaltung, Bildung, Sicherheit, Wissenschaft, Technologie, Kultur, Kunst, Musik, Kommunikationswesen und vielen mehr.

Es geht hier um eine Wertschätzung auf nationaler Ebene. Es ist wichtig, dass die Öffentlichkeit und die politische Führung diesen Beitrag anerkennen. Ebenso wichtig ist es, dass die Dokumentation dieser Errungenschaften den Überlebenden selbst anvertraut wird. Es ist wichtig, dass man die *Shoah*-Entronnenen spüren lässt, dass sie als die treibende Kraft für die Dokumentation und die Gestaltung des Gedenkes wahrgenommen und gewürdigt werden. Damit dieses Bestreben umgesetzt werden kann, bedarf es der Bereitschaft und der vollen Unterstützung unseres Staates und unserer Gesellschaft.

### **Das Manifest der Überlebenden**

Das Manifest der Überlebenden wurde anlässlich der Abschlusszeremonie des internationalen Kongresses zum Thema »Erbe der *Shoah*-Überlebenden – ethische und moralische Einflüsse auf die Menschheit« verlesen. Diese Zeremonie fand am 11. April 2002 in *Yad Vashems* Tal der Gemeinden statt. Das Manifest ist ein universales und humanistisches Dokument mit einem für mich wegweisenden Charakter. Die ganze Welt sollte davon erfahren, weshalb ich hier einige Auszüge zitiere:

"Wir, die Generation der *Shoah*-Überlebenden, werden immer weniger. In einigen Jahren wird es auf der ganzen Erde niemanden mehr geben, der von sich sagen kann: »Ich erinnere mich an das, was während der *Shoah* geschehen ist.« Dann werden nur noch Biografien, Studien, Fotos, Filme und Audioversionen von den Zeugenberichten der Überlebenden

existieren. Dann wird das *Shoah*-Gedenken von einer unbedingten, in unser Fleisch und unsere Seelen eingebrannten schicksalhaften Mission zu einem historischen Ziel werden, das von den kommenden Generationen der Menschheit verantwortungsbewusst durch Inhalt und Bedeutung untermauert werden muss.

Im Frühjahr 1945 verstummte der Lärm des Zweiten Weltkriegs, endete das Grauen und wir, die letzten Überlebenden des europäischen Judentums, brachen auf aus den Todeslagern und Vorhöllen des Mordens ... manchmal ein einziger Überlebender einer ganzen Stadt oder zwei Überlebende einer ganzen Familie, geschlagen und verbittert, verwaist, ohne Gemeinde, ohne Heim und ohne verwandte Seele, die uns irgendwo auf Erden erwartet hätte. Der Krieg war vorbei, aber wir fragten uns bekümmert und voller Schmerz, ob wir nach der Finsternis der Ghettos, der Todeszüge und der Konzentrations- und Vernichtungslager noch fähig sein würden, in uns einen neuen Lebensfunken zu entzünden, zu lieben, zu arbeiten, Familien zu gründen und Geburts- wie Festtage zu feiern? Wir wurden weder zu Menschenhassern noch zu blutrünstigen Rächern. Das beweist den Sieg jener moralischen Werte, die in der Seele unseres seit Jahrtausenden existierenden Volkes verankert sind. Wir glauben unerschütterlich an den menschlichen Geist und göttlichen Schutz. **Wir entschieden uns für das Leben.** Wir sind wiederauferstanden, haben uns beteiligt am Kampf zur Errichtung des Staates Israels und haben unseren Beitrag zum Aufbau der Gesellschaft geleistet – und dies in Israel wie in jedem Staat, in den wir eingewandert sind.

»Du sollst nicht töten« – ist die höchste moralische Pflicht, die der Menschheit am Berge Sinai auferlegt wurde. Die Erinnerung an die Ermordung von sechs Millionen Juden und zahllosen weiteren Menschen durch die Nazis und ihre Helfershelfer verpflichtet uns mehr denn je zur Einhaltung dieses höchsten Gebots. Das Leben ist ein Gotteswerk, kein Mensch hat das Recht, es einem anderen zu nehmen, einem Menschen, der im Ebenbild Gottes geschaffen wurde. Als Teil unseres Gedenkens an die *Shoah* rufen wir dazu auf, jedes Menschenleben sorgsam zu schützen und jedes Blutvergießen zu vermeiden.

Als Menschen, deren Würde in den Staub getreten wurde und im Namen derer, deren Schicksal es war, grauenhafte Erniedrigungen zu erleiden, bevor man sie ermordete, rufen wir die Welt dazu auf, sich zusammenzuschließen, um die Werte Menschenrechte und Gleichheit

zu wahren, unabhängig von Religion, Rasse, Nation, gesellschaftlicher Stellung oder Geschlecht eines jeden Menschen . Tyrannei, politische Gewalt und brutale wirtschaftliche Ausbeutung , sind unverzeihliche Sünden. Sie treten die menschliche Würde von Individuen und Gruppen mit Füßen. Wo sie auftreten, muss die gesamte fortschrittliche Welt geeint und entschlossen dagegen vorgehen“.

Am 23. Oktober 2008 verabschiedete die Vollversammlung der UNESCO einen Beschluss, wonach das Gedenken an die *Shoah* durch Bildung wie durch die Bekämpfung jeder Form von *Shoah*-Leugnung gefördert werden müsse. Der Anstoß zu diesem Beschluss kam von 72 Staaten aus der ganzen Welt, angenommen wurde er einstimmig von allen 193 Mitgliedsstaaten der Organisation. Israels damalige Außenministerin und stellvertretende Premierministerin Tzipi Livni begrüßte den Beschluss und dankte dem Generalsekretär der UNESCO dafür:

»Dieser UNESCO-Beschluss ist von höchster politischer und ethischer Bedeutung, verdeutlicht er doch die moralische Verpflichtung der Nationen dieser Erde, das Gedenken an die *Shoah* zu verbreiten und deren Leugner zu bekämpfen. Das ist unsere historische und moralische Pflicht gegenüber den Opfern und den Überlebenden und gleichzeitig auch ein Appell an jede Gesellschaft, folgendes Versprechen einzuhalten – NIE WIEDER.«

Jetzt geht es also darum, all das umzusetzen – vor allem im Staate Israel. Der Vorsitzende des Projekts zur Anerkennung des Beitrags der Überlebenden und Präsident des Dachverbands der *Shoah*-Überlebenden, Moshe Sanbar, bat mich und den Leiter von *Yad Vashem* darum, das Außenministerium über das Manifest der Überlebenden zum UNESCO-Beschluss zu informieren. Wir leiteten das Schriftstück an das Ministerium weiter, erhielten jedoch keinerlei Reaktion. Abgesehen davon trafen wir zahlreiche führende Persönlichkeiten aus dem Bildungswesen, um anhand des Dokumentarfilms »Die Phönixe«<sup>283</sup> ein pädagogisches Programm zur Vermittlung des Themas *Tkuma* an den Schulen anzuregen. Zu meinem Bedauern sind auch diese Begegnungen bislang fruchtlos geblieben.

Einen Lichtblick gab es allerdings aus Reihen junger organisationsunabhängiger Aktivisten. Meine Enkelin kehrte erst unlängst von einer Klassenfahrt nach Polen zurück. Zum Abschluss der Reise las die ehrenamtliche Gruppenleiterin, Verteterin der dritten Generation von

---

283 Der hebräische Dokumentarfilm »Ofot Hachol« (Die Phönixe) von 2009 schildert den Beitrag von sieben *Shoah*-Überlebenden zum Aufbau des Staates Israel.

Überlebenden, einen Text vor. Meine Enkelin konnte sich nicht zurückhalten, zu sagen: »Das ist ein Auszug aus dem Manifest der Überlebenden, das mein Großvater am *Shoah*-Gedenktag auf der Schulveranstaltung vorgelesen hat.« Dieser Einwurf erfolgte völlig spontan. Wie wir wissen, erreichte das Echo der Demonstrationen der jungen Generation für die Überlebenden die Regierung und öffnete dort Türen.

Solange Entronnene am Leben sind, werden sie versuchen, ihre Botschaft in die Welt zu tragen: Für die allgemeine Öffentlichkeit, für Entscheidungsträger, für die, deren Familien unbehelligt blieben und vor allem für die Angehörigen der zweiten und dritten Generation – unseren Kindern und Enkeln. Auch ihnen ist es geboten zu handeln. Das möchte ich immer wieder betonen. Es ist ihre Pflicht, sich unserem Projekt auf jede erdenkliche Weise anzuschließen. Aber diese Pflicht ist auch mit einem Privileg verbunden: Die Fackel der *Tkuma* zum Wohl ihrer Familien und der Gesellschaft weiterzureichen

Wir haben 120 Enkel und Urenkel von *Shoah*-Überlebenden gebeten, ihre Großeltern zu deren Beitrag zum Aufbau des Staates zu interviewen. Mit dieser Initiative wollen wir unsere Botschaft auf ein stärkeres Fundament stellen. Damit soll zweierlei erreicht werden. Zum einen sollen sich unsere Nachkommen noch zu unseren Lebzeiten an unseren Bemühungen beteiligen. Zum anderen wollen wir die Erfahrung der *Tkuma* dokumentieren, ebenso wie die *Shoah*-Erfahrungen der Überlebenden dokumentiert worden sind. Dadurch soll ein umfangreiches Archiv mit Material für zukünftige Dokumentarfilme entstehen.

Der Schatten der *Shoah* ist tatsächlich überaus mächtig, dennoch gibt es einen Hoffnungsschimmer: Die wunderbare *Tkuma* und Entwicklung dieses Staates verdient es, im Pantheon der Nation einen Ehrenplatz einzunehmen.

## Macht des Lebens – Shoah-Überlebende im cineastischen Schaffen von Micha Shagrir

Miri Freilich

Micha Shagrir<sup>284</sup> wurde in Österreich geboren. Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges kam er mit seinen Eltern ins Land. Sein Werk als Journalist, Produzent und Regisseur ist eng mit der Geschichte des Staates Israel und der Geschichte des europäischen Judentums zur Zeit der *Shoah* verbunden.

Micha Shagrirs journalistisches Schaffen begann Ende der 1950er bei der Zeitung *Al HaMishmar*. Von dort wechselte er als Korrespondent und Nachrichtenredakteur zu **Kol Israel**, anschließend zum Gründungsteam des israelischen Fernsehens. Schließlich begann er, selbstständig Filme zu produzieren und Regie zu führen. Am Beginn seiner Karriere als Produzent standen der Spielfilm »Die Kundschafter« (1967) und das Doku-Drama »Der Krieg nach dem Krieg« (1969). In vielen seiner Filme geht es um Israels Kriege, den Einfluss der Sicherheitslage auf die Israelis und die einzigartige Realität, die aus dem bunten Mosaik der aus so vielen verschiedenen Ländern eingewanderten Menschen entstanden ist.

Im Lauf der letzten vierzig Jahre wurde Shagrir zu einer der führenden Persönlichkeiten der israelischen Filmindustrie. Er förderte Nachwuchstalente und knüpfte Kontakte zu internationalen Produktionsfirmen. Im Rahmen des 10. jüdischen Filmfestivals 2008 wurde er in der Jerusalemer Cinemathek für sein Lebenswerk ausgezeichnet. Sein cineastisches Werk wurde anlässlich der Preisverleihung mit folgenden Worten gewürdigt:

»Shagrir ist dem zionistischen Prinzip, das eigene und das öffentliche Wohl auf eine Ebene zu stellen, stets treu geblieben. Er hat in drei Kriegen als Militärkorrespondent gedient, und seine Filme waren und bleiben in den israelischsten aller Erfahrungen verwurzelt. Dabei lässt er sich jedoch keineswegs von einem vereinfachenden »Hurra-Patriotismus« oder von oberflächlichen Slogans lenken sondern vom aufrichtigen Bemühen, die Realitäten unseres Lebens mit offenen Augen zu beobachten. Liebevoll und kritisch untersucht er unsere Mythen und ist Teil des Fleisches und

---

284 Dieser Beitrag basiert auf Gesprächen von Miri Freilich mit Micha Shagrir.

Blutes dieses Landes, das er dokumentiert.«

Seine Aktivitäten werden wie folgt zusammengefasst:

»In den langen Jahren seines Schaffens hat Shagrir einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung des einheimischen Kinos geleistet: Er war Vorsitzender der Stiftung zur Förderung von Qualitätsfilmen, die sich später in die heutige israelische Filmstiftung verwandeln sollte; fungierte als erster Vorsitzender der Sam-Spiegel-Hochschule für Film und Fernsehen; gründete eine Stiftung zur Förderung junger Dokumentarfilmer, benannt nach seiner Frau Alisa Shagrir, die in Paris von einem Terroristen ermordet wurde; initiierte und leitet das Projekt Cinema Jerusalem, das sich die Dokumentation dieser so komplexen Stadt zur Aufgabe gemacht hat; und erschließt immer wieder neue Pfade, die sich mit der israelischen und der jüdischen Erfahrung auseinandersetzen ...«

Sein Bemühen, neue Wege in seinem Schaffens zu finden, zeigt sich auch in seinem 2003 - dreißig Jahre nach dem Yom-Kippur-Krieg - gedrehten Dokumentarfilm. Dieser Film besteht aus 19 vierminütigen Kurzdokumentationen auf der Grundlage von jeweils einem Foto von Micha Bar-Am, der während dieses Krieges als Fotograf gearbeitet hatte. Shagrir sagte zu seiner Vorgehensweise bei diesem Film:

»Wir machten uns auf und suchten nach denen, die damals fotografiert worden waren, um sie mit diesen alten Fotos zu konfrontieren. Es war ein äußerst komplexes Projekt ... ich setzte es um, weil es mir sehr wichtig war, und weil ich mich diesem dreißig Jahre zurückliegenden verdamnten Krieg und auch diesen Gefährten persönlich verbunden fühlte ...«.<sup>285</sup>

### »Die Phönixe«

»Die Phönixe« – auf Hebräisch »Ofot Hachol« – ist Shagrirs erster Dokumentarfilm, der sich mit *Shoah*-Überlebenden befasst. Er erzählt die Geschichte von sieben Menschen und ihres Beitrags, den sie in unterschiedlichen Lebensbereichen zur Gestaltung der israelischen Gesellschaft und Kultur geleistet haben. Ihre Biografien sind beeindruckend, und dieser Artikel ist zu kurz, um zu schildern, was sie alle für die Entwicklung dieses Landes getan haben. Einer von ihnen, Musikprofessor André Hajdu, ist Israel-Preisträger für Musik, General a. D. Yitzchak Arad war früher erster Offizier der pädagogischen Abteilung des Militärs und

---

285 Interview mit Assaf Shor, Internet-Website »Hama'assaf«, <http://www.notimportant.co.il>, 17. Juni 2005.

zählt zu den Gründern von *Yad Vashem*, und der Designer Dan Reisinger ist einer der bekanntesten israelischen Vertreter seines Berufszweigs.

Eine der bemerkenswertesten Figuren dieses Films ist der Sportler Shaul Ladani, der beste Geher Israels. Ladani wurde 1936 in Ungarn geboren, überlebte die *Shoah* und kam im Alter von zwölf Jahren ins Land. Im Verlauf seiner Karriere als Geher stellte er in sämtlichen Entfernungen zwischen 3 und 50 km neue nationale Rekorde auf. Im Hundertmeilenbereich erreichte er 2006 bei einem Wettbewerb für Geher von 70 Jahren und älter im amerikanischen Ohio einen neuen Weltrekord. Er legte diese Strecke in 21 Stunden, 45 Minuten und 34 Sekunden zurück. Einen weiteren Weltrekord erzielte er 1972 in New Jersey im Fünzigmeilenbereich. Seine dort erreichte Spitzenleistung von 7:23:50 wurde bis zum heutigen Tag nicht übertroffen.

Ein weiterer, äußerst verdienter Interviewpartner dieses Films war der im ungarischen Kecskemét geborene Moshe Sanbar (Sandberg). Als die Deutschen im März 1944 Ungarn besetzten, war Moshe 18 Jahre alt. Er kam in die Arbeitskommandos der ungarischen Armee und wurde später an die Deutschen ausgeliefert. Sanbar schildert die dramatische Entscheidung, vor der er stand:

»Ich sah, dass die einzige Wahl, die ich hatte, folgende war: Mich entweder an die gängigen gesellschaftlichen Normen zu halten, oder an das Gesetz der Natur, das Gesetz der wilden Tiere, wonach alles erlaubt ist, um das eigene Überleben zu sichern. Nach diesem Gesetz sind weder Diebstahl noch Mord ein Verbrechen, sondern dienen dem Überleben. Wenn ich nicht stehle, werde ich bestohlen. Wenn ich nicht töte, werden sie mich töten. Ich entschied mich dafür, als Mensch zu sterben und nicht als Bestie ...«.

Sanbar überlebte das Konzentrationslager Dachau und das dazu gehörige Außenkommando Mühldorf. Als die amerikanische Armee die letzten Überlebenden von Mühldorf im April 1945 befreiten, bestand Sanbar nur noch aus Haut und Knochen. »Ich stand bereits an der Schwelle des Todes, meine Kräfte hatten mich verlassen, und ich fiel jeden Tag mehrmals hin, ohne dass jemand mich berührt hätte. Dennoch verspürte ich den dringenden Wunsch, ums Weiterleben zu kämpfen.« Sanbar kam im März 1948 nach Israel, auf dem Höhepunkt des Unabhängigkeitskrieges. Nach einer kurzen Ausbildung wurde er an die Front bei Latrun geschickt und dort im Kampf schwer verletzt. Nach seiner Entlassung aus dem Militär im Jahr



1949 begann er ein Wirtschaftsstudium an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Er bekleidete führende Regierungsämter im Bereich Wirtschaft, war Minister für Industrie und Handel, Gouverneur der Israelischen Nationalbank sowie Mitglied der Geschäftsführung der Internationalen Handelskammer. Sanbar beriet die Finanzplanungsabteilung der UN und initiierte zahlreiche Projekte zur Förderung der internationalen Beziehungen in den Bereichen Kultur, Kunst und Sport.

Die Geschichte der 1916 in der Tschechoslowakei geborenen Interviewpartnerin Viola Turk ist ebenfalls außergewöhnlich. 1944 war Viola 28 Jahre alt, mit einem Arzt verheiratet und selbst Medizinstudentin. Sie wurde aus der Slowakei zunächst nach Auschwitz und später in das schlesische Arbeitslager Lichtwerden deportiert, wo sie im Mai 1945 die Befreiung erlebte. Fast all ihre Angehörigen, darunter auch ihr Mann, waren während der *Shoah* ums Leben gekommen. Viola schloss ihr Medizinstudium ab und arbeitete in einem Sanatorium für Überlebende im Tatra-Gebirge. In zweiter Ehe heiratete sie Gabriel (Gabi) Turk, auch er ein Arzt. Die beiden wanderten nach Israel aus, wo Viola 22 Jahre als Bezirksärztin tätig war. Sie baute die ärztliche Versorgung in den Beduinensiedlungen des *Negev* in der Region Beer-Sheva auf und zählt zu den Mitbegründern der örtlichen medizinischen Hochschule. Ihre Tochter, Prof. Hanna Yablonka, ist eine namhafte Expertin für die Generation der Überlebenden und deren Einfluss auf die Gestaltung der israelischen Gesellschaft.

»Die Phönixe« sollte nicht nur am *Shoah*-Gedenktag sondern auch an »gewöhnlichen Tagen« gezeigt werden. Grundsätzlich war der Film für das Publikum von Filmfestivals und Schulvorführungen gedacht, aber auch für jeden anderen, der daran interessiert ist zu erfahren und zu verstehen, in welcher Art und Weise die Vergangenheit den Staat Israel beeinflusst hat. Er spricht vor allem ein junges Publikum an, das sich der Geschehnisse der *Shoah* bewusst ist, aber kaum etwas darüber weiß, wie fundamental die Überlebenden zum Aufbau des Staates beigetragen haben. Wie andere Filme über die Zeit der *Shoah* trägt auch »Die Phönixe« zu deren Gedenken bei. Anders als diese konzentriert er sich jedoch nicht nur auf die Geschichte seiner Helden während des Zweiten Weltkriegs sondern geht über jene Zeit hinaus und betont das kontinuierliche Wirken dieser Überlebenden. Darin liegt seine Einzigartigkeit.

Der Film erzählt die unglaubliche Rettungsgeschichte jedes einzelnen

seiner Mitwirkenden, setzt jedoch den Schwerpunkt auf deren Wirken im Staat Israel. Er schildert, wie sie für ihre eigene physische und psychische Genesung sorgten, indem sie Familien gründeten, ihre Talente entwickelten und unermüdlich für Staat und Gesellschaft aktiv waren. Der Film strahlt Optimismus aus und betont die Stärke des menschlichen Geistes. Ausschnitte wurden erstmals im Juli 2008 auf einer Veranstaltung der Friedrich-Ebert-Stiftung und des Beit Berl College im Diaspora-Museum in Tel Aviv gezeigt. Weitere Ausschnitte wurden im Dezember 2008 auf einer den Überlebenden gewidmeten Konferenz in *Yad Vashem* vorgeführt. Nach der Produktion des Filmes schrieb Shagrir:

»Es gibt keinen Mann und keine Frau, deren Namen und Lebensgeschichte nicht 'eines Filmes wert' wären. Das Problem dabei ist, eine so unerschöpfliche Fülle persönlicher Berichte zu sichten und diese dann so aufzubereiten, dass sie Neugier wecken und die Augen und Herzen des Publikums, wer immer dieses auch sein mag, erreichen.

Die *Shoah*-Überlebenden, die in diesem Film mitwirken, kamen in den Tagen vor der Staatsgründung, während des Unabhängigkeitskrieges und danach ins Land. Sie schafften es nicht nur, sich ein neues Leben aufzubauen und Familien zu gründen, sondern auch und vor allem, in ganz unterschiedlichen Lebensbereichen ihre Begabung einzubringen und so in den Dienst und die Entwicklung des Staates Israel zu stellen. Die porträtierten Überlebenden wurden aus Dutzenden von Kandidaten und Kandidatinnen ausgewählt. Sie alle wären für diese Aufgabe geeignet gewesen und hätten sich ihrer würdig erwiesen. Die Auswahl fiel schwer.

So gut und bewegend Filme auch sein mögen, sie sind kein Ersatz für das, was Schulen leisten müssen. Sie sind auch kein Ersatz für die kontinuierliche und oft sisyphusgleichen Anstrengung, die Geschichte und die aus ihr zu ziehenden Lehren weiterzugeben. Wie dem auch sei, die Filme, die wir gedreht haben und die wir noch zu machen hoffen, haben gute Aussichten, auch in unserer mit »Kommunikation« überfluteten Welt erfolgreich zu sein, ihren Platz zu erobern und zu überleben.

Inzwischen konnten wir »Die Phönixe« einem großen Publikum vorstellen, sowohl dank einer Ausstrahlung im Ersten Programm des israelischen Fernsehens als auch in Sonderveranstaltungen und in privatem Rahmen mittels DVD. Wir haben auch bereits viel Feedback bekommen, einige der Zuschauer waren sehr bewegt und einige kritisch.

Nach einer vom Verband der tschechischen Einwanderer organisierten

Vorführung in Jerusalem trat eine weinende Frau auf mich zu und bat mich, ja, forderte mich geradezu auf, alles Erdenkliche zu tun, um auch ihren Enkeln zu ermöglichen, den Film zu sehen.

Nach einer Vorführung vor Offizierinnen der israelischen Armee erinnerte ich mich wieder an diese Frau und ihre Bitte. Die Offizierinnen waren auf Grund ihres Dienstes in der pädagogischen Abteilung des Militärs aufgefordert worden, sich den Film anzusehen. Zu Beginn der Vorführung waren sie alle noch mit ihren unvermeidlichen Handys beschäftigt oder ließen sich von diesen beschäftigen. Langsam aber sicher gelang es Shaul Ladani, Moshe Sanbar, David Bergman, Viola Turk, André Heidu und Tulka Arad mit ihren Geschichten jedoch, die Textnachrichten zu stoppen. Nach der Vorstellung standen einigen Frauen Tränen in den Augen.

Die größte Belohnung aber war die Erklärung einer noch keine 20 Jahre alten Zuschauerin, die sich als „orientalische Jüdin“ vorstellte: »Das ist ein sehr optimistischer Film über den Staat Israel.«<sup>286</sup>

### »Wie die Königin von England«

Die Uraufführung des Films »Wie die Königin von England« fand im Juli 2010 auf dem Internationalen Jerusalemer Filmfestival statt. Er basiert auf einem Interview Shagrirs mit David Bergman aus dem Film »Die Phönixe« und erzählt von dessen Abschied von seiner Mutter und seinem Überleben, bis er im Rahmen der Jugend-*Alija* nach *Erez Israel* kam. Bergman war elf Jahre alt, als die Nazis seine Mutter verhafteten. Immer wieder kommt ihm der Augenblick in Erinnerung, in dem die Gestapo in die Wohnung im fünften Stock eines Pariser Wohnhauses eindrang. Wieder und wieder steht der traumatische Abschied am Beginn und am Ende seiner Sätze. »Ich habe nie verstanden, dass es meine Mutter nicht mehr gibt«, sagte Bergman in einem Interview mit *Ha'aretz*. »Mein Leben lang habe ich sie beweint. Es ist eine Wunde, die nicht heilt.« Am 16. Juli 1943, genau 68 Jahre vor der Uraufführung des Films, begann die Deportation der Pariser Juden. Sie wurden zunächst im städtischen „Winterstadion“ zusammengepfercht und einige Tage später nach Auschwitz geschickt. Zu den Deportierten gehörte auch Davids Mutter.

Bergmans Eltern waren Kommunisten. Die Prinzipien Gleichheit,

---

286 Shagrir, Micha, »Eine Gerechtigkeit, die man nicht sieht, ist, als hätte es keine gegeben«, *Maskir* 23 (Oktober 2009), S. 40-41.

Freiheit und Brüderlichkeit, denen sich seine in Polen geborene Mutter verschrieben hatte, veranlassten sie, nach Frankreich zu emigrieren. Der Vater wurde 1938 ins französische Militär einberufen und war fortan nicht mehr zu Hause. David und seine Mutter, eine mittellose Näherin, wohnten in Paris in einer Einzimmerwohnung in der Rue Des Archives 16 und bedeuteten einander die ganze Welt. In dem Interview mit *Ha'aretz* erzählte Bergman Shani Littman, was in jener Nacht vom 15. auf den 16. Juli 1942 geschah. Wort für Wort wiederholte er, was er bereits in Shagrirs Film erzählt hatte, wie einen Dutzende Male deklamierten Text:

»Meine Mutter kam spätabends von der Arbeit nach Hause. Sie sagte zu mir, Didile, man sucht mich und es besteht die Gefahr, dass wir uns trennen müssen. In dieser Nacht lehrte sie mich das Leben, das wir nicht miteinander leben sollten. Sie sagte mir, was immer geschieht, du musst fliehen. Gib niemals auf. Sie sagte mir auch, wo immer du hinkommst, sorg dafür, dass man dich mag. Und am Mittag, als die Deutschen kamen, um sie abzuholen, packte sie mich ganz fest, da sie verstand, dass ich fliehen wollte. Plötzlich wollte sie nicht mehr, dass ich floh. Aber ich riss mich von ihr los und lief auf den Dachboden. Der letzte Blick, den ich auf sie warf, war durch das Fenster dort. Ich sah, wie sie mit drei Männern davonging, einer davon in Uniform. Ich sah sie, aber sie sah mich nicht.«

Im Film sieht man David Bergman im Treppenhaus des alten Wohnhauses stehen, während er vom Abschied von seiner Mutter erzählt. Trotz der vielen Jahre, die seit damals vergangen sind, kann er die Vorfälle dieses Tages und der darauf folgenden Monate minutiös schildern. Ein kleiner Trost ist ihm die Tatsache, dass seine Mutter schon sehr kurz nach ihrer Verhaftung Mitte Juli starb.

Bergman ist fast 80 und hat in seinem Leben so manches geleistet. Trotzdem mag es ihm nicht gelingen, sein elftes Lebensjahr zu überwinden. Der Journalistin von *Ha'aretz* erzählte er, die Erinnerungen, die in Folge seines Interviews in dem Film über ihn hereingebrochen seien, hätten ihn soweit gebracht, dass er psychologische Hilfe benötigte. Am Ende des Interviews fragte die Journalistin Bergman, über was sie nicht gesprochen hätten. Er lachte: »Wir haben nicht über *Beit Zvi* und das *Nachal-Ensemble* gesprochen, und das ist eine gute Phase meines Lebens. Ich war Mitglied in einem *Kibbuz*, und ich war ein echter Hirtenjunge. Ich war viele Davids. Jedes Mal, wenn ich nach Frankreich fuhr und sah, womit sich meine Freunde aus Kindertagen beschäftigten – sie sind Kaufleute

und Geschäftsbesitzer –, fragte ich mich: Wäre das auch mein Schicksal gewesen? Plötzlich hatte ich eine Perspektive dessen, was ich hätte sein können, wenn alles normal verlaufen wäre. Ganz gewiss hätte ich nicht das Leben gelebt, das ich gelebt habe.«<sup>287</sup>

Micha Shagrir ist einige Jahre jünger als David. Dessen persönliche Geschichte konnte er so gut nachempfinden und so bewegend darstellen, weil er selbst zur Nazizeit in Europa zur Welt gekommen war. Davids Familie hatte an den Kommunismus geglaubt und war auch nach Hitlers Machtergreifung in Europa geblieben. Shagrirs Familie hingegen hatte das Menetekel an der Wand erkannt und war nach Erez Israel ausgewandert. Dennoch sagt Micha: »Trotz meiner mehr als 72 Lebensjahre hier im Nahen Osten bin auch ich ein *Shoah*-Überlebender.« Über seine zufällige oder nicht so zufällige Verbindung zum Schicksal der Juden unter der NS-Besatzung schreibt er:

Im April 1937, ich war gerade fünf Monate alt, haben meine Eltern sich im Jezreel-Tal niedergelassen. Es war wenige Monate nach dem Tag, an dem Adolf Hitler an meinem Geburtshaus (Linz, Österreich) vorbeimarschierte und die jubelnden Massen mit dem Hitlergruß salutierte, die in der Stadt zusammenliefen, in der er aufgewachsen war. Etwa ein Jahr zuvor hatte eine Nachbarin meinem Bruder für seine *Bar-Mitzva* ein neues Jackett genäht. Der Mann dieser Nachbarin war der Vater Adolf Eichmanns.<sup>288</sup>

Die Beziehung, die sich während der Dreharbeiten zwischen David und Micha entwickelte, war kein Zufall. Micha konnte deshalb so gut in die Tiefen von Bergmans Seele vordringen und die Verzweiflung und den Schrecken des elfjährigen Knaben nachvollziehen, weil er das Gefühl hatte, sein Schicksal als Jude, der Ende der 1930er in Österreich zur Welt gekommen war, habe sich allein durch Zufall von dem David Bergmans unterschieden. Dabei ist die Identifizierung Shagrirs mit Bergman wohl kaum eine Ausnahmerecheinung; viele Israelis fühlen sich dem Schicksal der Juden während der *Shoah* verbunden. Shagrirs Filme allerdings betonen die Verbindung zwischen dem »Hier« und dem »Dort«.

---

287 Littman, Shani, »Das Jerusalemer Filmfestival – alles kehrt dorthin zurück«, *Ha'aretz*, 16.07.2010.

288 Brief an Miri Freilich, 19.09.2010.

## Die Ratio der Gefühle

Anita Haviv

Ich bin 1960 in Wien zur Welt gekommen. Meine Eltern sind beide Überlebende der *Shoah*, die über ihr Trauma nicht reden wollten. So begleitete mich ihr Schweigen in meiner Kindheit wie ein dunkler Schatten. Im Gegensatz zu ihnen erzählte mir meine Grossmutter unzählige Geschichten über ihren Leidensweg im Ghetto von Budapest. Diese Berichte sowie ihre Albträume von ihren ermordeten Eltern, dem Ehemann und den Geschwistern waren Gute-Nacht-Geschichten, mit denen ich als kleines Mädchen oft eingeschlafen bin. Die Leidensgeschichte meiner Familie stimmte mich traurig und machte mir auch Angst.

Der Staat Israel hingegen war für mich damals gleichbedeutend mit Trost und Hoffnung, und das besonders deshalb, weil er von meinem Vater so sehr geliebt wurde. So hatte der Bildband über den Sechs-Tage-Krieg einen Ehrenplatz in seiner Bibliothek. Mein Vater schwärmte von den mutigen israelischen Generälen, die den Feind besiegten. Sie verkörperten für ihn jüdisches Heldentum, das eine Art »Wiedergutmachung«, Trost für seine eigene Hilflosigkeit in Auschwitz darstellte. Er betonte das immer wieder und schärfte mir ein, nie zu vergessen, dass der Staat Israel dem jüdischen Volk in der ganzen Welt einen noch nie da gewesenen starken Schutzschild bietet. Mit diesem Israel-Bild wuchs ich auf. Das Land war die Verheißung: Ein Paradies am Meer, erschaffen von starken jüdischen Pionieren.

Im Jahre 1975 besuchte ich zum ersten Mal diese Verheißung, dieses mein gelobtes Land: Auch wenn das Israel der 1970er Jahre ärmlicher wirkte, als ich es mir erträumt hatte, so war ich doch sehr beeindruckt von der jüdischen Renaissance, den lockeren Umgangsformen, dem Sonnenschein. Die gutaussehenden und durchtrainierten Israelis mit ihren dunklen Sonnenbrillen – und natürlich in Uniform – gefielen mir ganz besonders. Sie waren stark und lebenslustig, ein Kontrast zu meinem oft so traurigen Vater.

Österreich wurde für mich immer mehr zum »Land dort«, so wie David Grossmans Momo Polen nannte, die Heimat seines Großvaters. Mein Interesse am Zionismus, das mein Vater in mir geweckt hatte, verstärkte

sich in der Jugendbewegung *Bnei Akiva*, in der ich mehrere Jahre Mitglied war. Die israelischen Emissäre beeindruckten uns mit ihrem Hebräisch, den Volkstänzen, der Begeisterung für die Armee. Sie vermittelten uns ein idealisiertes Israel mit einem angenehmen rosafarbenen Zuckerguss. So entstand in mir ein eindimensionales und naives Bild des jüdischen Staates, mit dem ich 1979 ins Land kam.

Doch sehr bald schon wurde ich mit der israelischen Realität und den Wunden dieser Gesellschaft konfrontiert. Der Umgang mit dem Thema *Shoah* und vor allem die Begegnung mit Überlebenden öffneten mir die Augen. Die ersten Menschen, die mich in der neuen Heimat mit viel Wärme und Hilfsbereitschaft aufnahmen, war das Ehepaar Kern. Rachel stammte aus Wien und Johnny aus Hamburg. Ihr Zuhause sah es genauso aus wie die Wohnungen, die ich aus Wien kannte. Sie nannten einander zwar »Abale« und »Imale«, doch sehr viel mehr Hebräisch hörte ich bei ihnen nicht. Deutsch war die Familiensprache. Hätten vor der Tür nicht die Palmen gestanden, wäre ich unsicher gewesen, ob ich meinen Wohnort wirklich gewechselt hatte. Beide hatten Europa rechtzeitig verlassen und sich in Israel ein neues Leben aufgebaut. Wenn mich in schwachen Momenten die Sehnsucht nach der alten Heimat packte und ich zaghaft mit meiner Entscheidung nach Israel gekommen zu sein, haderte, sahen sie mich vorwurfsvoll an. »Wie kann man als Jüdin nur ernstlich erwägen, noch in Wien zu leben. Unter den Mördern? Hier ist die Zukunft.« Solch einem Argument hätte ich damals nicht zu widersprechen gewagt.

Meine erste Arbeitserfahrung sammelte ich im Museum der Jüdischen Diaspora als Guide für ausländische Besucher. Das von dem Widerstandskämpfer Abba Kovner konzipierte Museum festigte mein damaliges Weltbild. Kovner war für alle Mitarbeiter eine ideale Leitfigur, eine lebendige Verkörperung des neuen Hebräers. Er hatte im Ghetto von Wilna gekämpft und sich nach dem Krieg an Deutschland rächen wollen. In Israel war er Dichter, Lehrer und lebte ganz bescheiden im *Kibbuz*. Kovner verkörperte die Antithese zum wehrlosen Juden. Er symbolisierte in meiner Wahrnehmung den starken, kampfbereiten und zugleich im liberalen und jüdischen Europa verankerten humanen jüdischen Staat.

In dieser Zeit arbeitete ich parallel auch in Massuah, dem Institut für Holocauststudien, als Workshop-Leiterin für deutsche Gruppen. Dort hörte ich viele bewegende Zeitzeugenberichte von Überlebenden. Ihre Leidensgeschichten in den Ghettos und Konzentrationslagern wühlten



mich auf. Am meisten bewegte mich jedoch ihre Einstellung zu Israel: Immer wieder versicherten diese Menschen den deutschen Besuchern, dass für sie der jüdische Staat die wirkliche und wahre Rache an Hitler sei. Weiter betonten sie, dass nur dieser Staat das Überleben des jüdischen Volkes garantieren könne. Sie verkörperten zugleich Verletzlichkeit und Stärke.

Aus ihren Aussagen waren Patriotismus sowie Kampfbereitschaft für die Existenz des Staates Israel herauszuhören und gleichzeitig hatten sie – trotz allem – immer noch eine starke Bindung an Europa.

Ihre zionistische Botschaft wollten diese älteren Menschen den Nachfolgenerationen mit auf den Weg geben. Ihre Haltung und ihre Berichte bestärkten mich im Nachhinein immer wieder in meiner Entscheidung, nach Israel eingewandert zu sein.

Doch paradoxerweise waren es gerade ihre Erzählungen, die in mir auch Zweifel in Bezug auf Israel entstehen ließen. Denn viele erzählten – mit nach so langen Jahren immer noch spürbarem Schmerz und Verbitterung – mit wieviel Unverständnis ihr Umfeld sie bei ihrer Ankunft behandelt hatte. Diese Überlebenden verhehlten nicht, wie schlecht sie unmittelbar nach dem Holocaust in der neuen Heimat aufgenommen und sogar verhöhnt worden waren.

Immer wieder tauchte in ihren Geschichten der in Israel insbesondere in den Anfangsjahren des Staates oft verwendete Satz auf: »Sie haben sich wie Schafe zur Schlachtbank führen lassen.« Dieser Vergleich zeigte, dass sich viele Israelis nicht in die Lebenssituation der Juden in Europa einfühlen konnten oder wollten.

Als ich diese Berichte hörte, war ich schockiert. Es war erschütternd zu erfahren, dass die Opfer als Reaktion auf diese Ablehnung über ihre Erfahrungen im Holocaust einfach nicht mehr redeten. Sogar Moshe Sanbar, der ehemaliger Gouverneur der Bank of Israel, bekennt, dass er in den langen Jahren öffentlichen Wirkens seine Vergangenheit verschwieg.

Die starken Israelis wollten sie ohnehin nicht hören. Tom Segev nannte dieses Phänomen »die Verschwörung des Schweigens«. Meine Wahrnehmung von Israel begann sich zu verändern. Das Land war in meinen Augen bisher der Schutzschild, die wahre Heimat für alle Juden, insbesondere für die schwachen gewesen. Jetzt sah ich die harte, »entmythologisierte« und damit letztendlich menschliche Seite dieser Gesellschaft.

Meine erste Reise nach Deutschland machte ich im Jahr 1990. Ich war Mitglied einer israelischen Delegation, die von Israel Szabo, dem Leiter des Rutenberg-Institutes, geleitet wurde. Szabo hatte im Zweiten Weltkrieg unter Lebensgefahr jüdische Kinder gerettet. Bis heute ist er mir ein moralisches Vorbild, sozusagen mein säkularer Rabbiner. Er war europäisch gebildet und in meinen Augen ein Vertreter des humanen, liberalen, weltoffenen Zionismus. Er war einer der ersten Israelis, der, trotz massiver Kritik, schon in den 1960er Jahren den Dialog mit Deutschen suchte und aktiv förderte.

Sein Bekenntnis zum jüdischen Staat war unerschütterlich. Was den Nahostkonflikt betraf, kritisierte er zwar nicht öffentlich, aber in persönlichen Gesprächen durchaus die israelische Politik. Doch nach außen verteidigte er sein Land immer wieder. So werde ich nie seine Antwort auf die Frage eines deutschen Lehrers zur israelischen Besatzung vergessen. Szabo sagte einfach: »Wissen Sie, junger Mann, nach all dem, was ich gesehen und erlebt habe, bin ich zwar ein Peacenik, doch kein Pazifist.« Damals identifizierte ich mich voll mit dieser Aussage, gerade weil sie von einem Mann wie Israel Szabo kam. Ich wollte nicht wahrhaben, dass die Realität des Nahostkonflikts wesentlich komplexer war. Heute habe ich eine sehr kritische Einstellung zu dieser Thematik. Dennoch habe ich bis heute Hemmungen, meine Verurteilung der israelischen Nahostpolitik – insbesondere Deutschen gegenüber – in aller Klarheit auszudrücken. Denn in meiner langjährigen Erfahrung im deutsch-israelischen Dialog, insbesondere im Bereich der politischen Bildung, machte ich viele verletzende Erfahrungen. Ich hörte sogar deutsche Multiplikatoren, die sich nicht scheuten, Israel mit Nazideutschland zu vergleichen. Solche Aussagen sind für mich nicht nur falsch, sondern auch emotional unerträglich. Daher habe ich – wie auch Szabo – einen Mechanismus der »Selbstzensur« entwickelt.

In der Retrospektive empfinde ich im Wesentlichen nach wie vor liebevolle Empathie für die Einstellung der meisten Überlebenden zu Israel. Das gilt insbesondere für diejenigen, denen ich begegnet bin. Bis heute vermitteln sie mir ein Gefühl der Zugehörigkeit zu den ursprünglichen Zielen des Zionismus. Immer noch bewundere ich ihre Kraft und Fähigkeit, wie Phönix aus der Asche aufzuerstehen.

Die meisten haben sich hier nicht nur persönlich ein neues Leben geschaffen, sondern waren auch aktiv am Aufbau Israels beteiligt. Diese

Menschen haben in meiner Wahrnehmung einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung des jüdischen Staates geleistet, der ihnen nur zu selten Gegenliebe und Respekt entgegenbrachte.

Die Lehre, die viele israelische Überlebende aus der *Shoah* ziehen, ist ein entschiedenes »NIE WIEDER«, und nur ein starkes Israel kann dieses »NIE WIEDER« gewährleisten. Durch die Geschichte meiner eigenen Familie und die langjährige Sozialisierung in Israel ist es mir bis heute auch nicht immer möglich, mich emotional dieser in sich geschlossenen und nachvollziehbaren Logik zu entziehen. Doch so berechtigt das Credo des »NIE WIEDER« aus der ganz subjektiven Perspektive zahlreicher Überlebender auch sein mag – auf eine Gesellschaft wie die israelische kann es auch gefährliche Auswirkungen haben. Es verhindert rationales politisches Denken und Handeln. Die *Shoah* ist immer der Ausgangspunkt für die Auseinandersetzung mit der Gegenwart, mit dem politischen Konflikt. Politiker nutzen die realen Ängste vieler Israelis für ihre nicht immer hehren Ziele aus. Zum Beispiel ist der Vergleich zwischen den heutigen Gegnern und Hitler ein viel zu häufiger Reflex, der im öffentlichen Diskurs immer wieder aufkommt.

1988 erschien in *Ha'aretz* der Artikel »Die Notwendigkeit zu vergessen« von Professor Yehuda Elkana. Der Autor, selbst Überlebender der *Shoah*, schrieb: »Ich bin immer mehr davon überzeugt, dass der grundlegende politische und soziale Faktor, der einen großen Teil der israelischen Gesellschaft motiviert, eine tiefe existentielle ‚Angst‘ ist«. Seiner Ansicht nach entspringt diese Angst einer »bestimmten Interpretation der *Shoah* und der Bereitschaft zu glauben, dass die ganze Welt gegen uns ist und wir das ewige Opfer sind.« Dieses Zitat formuliert das Unbehagen, das auch ich so oft verspürte und dennoch nicht auszusprechen gewagt hatte.

Es gibt auch Überlebende, die sich – gerade wegen ihrer leidvollen Biographie – von Patriotismus und kollektiver Einvernahmung distanzieren. Die Schriftstellerin Lizzie Doron erzählt in ihrem Roman *Warum bist du nicht vor dem Krieg gekommen?* eindrücklich, wie ihre Mutter den Kontakt zur Tochter fast abbrach, als diese ihren Wehrdienst auf den Golan-Höhen leistete und ihre Begeisterung für die Armee zum Ausdruck brachte.

Meine eigene Mutter kann keine Uniformen sehen, selbst wenn ihre israelischen Enkelkinder diese tragen. In meiner Jugend konnte ich die Angst meiner Mutter vor militärischen Symbolen nicht nachvollziehen, heute empfinde ich sie selbst.

2009 moderierte ich ein Panel bei einer Konferenz zum Thema »Shoah-Überlebende und die Medien in Israel«. Eine Journalistin kritisierte dabei mit viel Ironie die offiziellen Gedenkfeiern zur Shoah in *Yad Vashem*. Daraufhin entbrannte eine fast unerträglich emotionale Diskussion im Publikum, das, wie sich herausstellte, fast nur aus Überlebenden bestand. Einige stimmten der Journalistin zu, dass der Staat ihre Geschichte vereinnahmt und sie selbst vernachlässigt habe. Andere widersprachen nicht nur heftig, sondern gestanden unumwunden, dass die Gedenkzeremonie in *Yad Vashem* inklusive der Präsenz der Armee für sie der schönste Moment jedes Jahres sei. Diese Kontroverse lähmte mich. Die Furcht, diese Menschen in ihren Gefühlen zu verletzen, war stärker als alles andere, obwohl ich selbst massive Bedenken in Bezug auf die ritualisierte offizielle israelische Gedenkkultur empfinde.

Je mehr ich mir meiner Beziehung zu den Überlebenden in Israel bewusst werde, desto besser verstehe ich, wie stark sie mein Bild von Israel geprägt haben. Sie haben mir ein Gefühl der emotionalen Zugehörigkeit zu den europäischen Wurzeln dieser Gesellschaft vermittelt. Damit haben sie mir hier ein Stück kulturelle Heimat gegeben. Selbst nach drei Jahrzehnten reagiere ich auf ihre Botschaften zu Israel emotional. Immer wieder fallen mir die Worte der Journalistin Ruth Bondy ein. Sie bekannte sich in einer Rede in *Yad Vashem* folgendermaßen zum Zionismus: »Nach dem Krieg sind wir nach Israel eingewandert – nicht weil wir davon überzeugt waren, hier sicher zu sein. Wir sind gekommen, um unter Juden zu leben, nie wieder eine tolerierte oder auch nicht tolerierte Minderheit zu sein. Das ist auch heute das Allerwichtigste.« Dieser Satz bewegt und überzeugt mich bis heute.

Es brauchte lange Zeit, bis ich es wagte, patriotische Aussagen von Überlebenden selbst in Frage zu stellen. Meine persönliche Verbundenheit mit diesen Menschen hatte dazu geführt, dass meine Kritikfähigkeit gegenüber Israel zeitweise gelähmt oder zurückgedrängt worden war. Erst nach über 30 Lebensjahren in Israel wage ich es, diese Gedanken in persönlichen Gesprächen auszudrücken und sie auch schriftlich festzuhalten. Es fällt mir nicht immer leicht, diesen Widerspruch, den ich wie eine Gratwanderung empfinde, auszuhalten. Ich bin mir sicher, dass ich immer wieder Momente erleben werde, in denen dieser innere Konflikt aufbricht. Vielleicht muss ich lernen, diese Gratwanderung zwischen Emotionen als einen Aspekt meiner israelischen Identität zu akzeptieren. Denn Gefühle haben – auch in diesem Kontext – ihre eigene Ratio.

## Glossar

**Abba Eban** – (1915-2002) israelischer Diplomat und Politiker. Eban diente u.a. als Außenminister und UN-Botschafter Israels.

**Agudat Israel** – in Polen gegründete politische Partei, die einen Teil der ultraorthodoxen Bevölkerung Israels vertritt.

**Al HaMishmar** – »Wachposten«, (1943-1995) Tageszeitung des *Hashomer Hazair*.

**Alija** – »Aufstieg«, die gängige Bezeichnung für die Einwanderung nach *Erez Israel*. Im Plural (*Alijot*) sind die verschiedenen großen Einwanderungswellen der Vorstaats- und Staatsära gemeint.

**Alijat Hano'ar** – »Jugend-Alija«, 1933 in Berlin gegründete Organisation zur Rettung jüdischer Kinder und Jugendlicher aus Europa. Seit 1945 Teil der *Jewish Agency*.

**Artzi** – »mein Land«

**Ashkenasen** – Hebräisch »Ashkenasim«, aus Europa stammende Juden. »*Ashkenazis*« ist ein Wortspiel, das andeuten soll, dass erstere zu Rassismus neigen.

**Ashmoret** – (1944-1951) Wochenzeitung der Jungen Garde der *Mapai*-Partei

**Bar-Mitzva** – »Sohn des Gebotes« bedeutet die religiöse Mündigkeit jüdischer Jungen im Alter von 13 Jahren und wird meist mit einer feierlichen Zeremonie begangen.

**Beit Zvi** – private Theater-Schule in Ramat Gan.

**Betar** – die 1923 im lettischen Riga gegründete Jugendbewegung der *revisionistischen* Zionisten.

**Bnei Akiva** – »die Kinder des Akiba« wurde 1929 in Jerusalem gegründet und ist die größte religiös-zionistische Jugendbewegung der Welt.

**Bund** – der »Allgemeine jüdische Arbeiterbund in Russland, Litauen und Polen«, eine ab Mitte der 1890er bis Mitte 1930er Jahre aktive Partei.

**Chalutz** – »Pionier«.

**Claims Conference** – ist ein 1951 gegründeter Zusammenschluss jüdischer Organisationen zur Vertretung von Entschädigungsansprüchen jüdischer Opfer des Nationalsozialismus und Holocaust-Überlebender.

**Davar** – (1925-1996) hebräischsprachige Tageszeitung des Arbeiterverbands.

**Davar Ha'poelet** – Das Magazin »Das Wort der Arbeiterin« war eine 1934 gegründete Monatsbeilage von *Davar*.

*Davar Hashavua* – (1946-1969) wöchentliches Nachrichtenjournal aus dem Verlag von *Davar*.

*DP-Lager* – (engl.: *DP-Camps*) waren nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs Einrichtungen zur vorübergehenden Unterbringung so genannter Displaced Persons (DPs) in Deutschland, Österreich und Italien.

*Erez Israel* – das »Land Israel« ist eine biblische Bezeichnung für den Staat der Juden bzw. der alten Hebräer. Sie wurde mit dem Beginn des politischen Zionismus im 19. Jahrhundert wieder aufgegriffen und vor allem für das damalige osmanische und später britische Mandatsgebiet Palästina verwendet.

*Gachal* – hebräisches Akronym für »Gijuß Chutz La'aretz«, die Mobilisierung von Kämpfern aus dem Ausland.

*Garin* – das hebräische Wort für »Kern« bezeichnet auch die Kerngruppe einer Bewegung.

*Gordonia* – 1923 in Galizien gegründete zionistische Jugendorganisation. Die Ideologie der Gordonia stützte sich auf die Schriften von Aaron David Gordon, der die kollektive Landarbeit propagierte. Die wichtigste Aufgabe der Gordonia-Mitglieder war daher, in Palästina Kibuzim aufzubauen und in der Diaspora landwirtschaftliche Ausbildung junger Zionisten durchzuführen. Während des Krieges war sie als Untergrundorganisation tätig. Nach dem Kriege bereiteten Mitglieder der Gordonia die Jugend auf die Auswanderung vor. 1949 wurde die Gordonia aufgelöst.

*Ha'aretz* – »Das Land« ist eine unabhängige israelische Tageszeitung.

*Habimah* – »Die Bühne« ist das israelische Nationaltheater. Der Vorläufer wurde 1916 in Moskau gegründet, die dazugehörige hebräischsprachige Schauspielertruppe verließ die Sowjetunion 1929 und etablierte sich 1931 in Tel Aviv.

*HaBricha* – »die Flucht« war eine zionistische Organisation, die in den Jahren des Zweiten Weltkriegs und danach (1944 und 1948) für die illegale Einwanderung von 300.000 *Shoah*-Überlebenden in das damalige britische Mandatsgebiet Palästina verantwortlich war.

*Hachalutz* – »der Pionier«, 1917 gegründeter zionistischer Weltverband, der sich zum Ziel setzte, die jüdische Einwanderung nach *Erez Israel* und deren Vorbereitung zu organisieren.

*Hachalutz Ha'achid* – »der Vereinte Chalutz« – während des Zweiten Weltkriegs gegründeter gemeinsamer organisatorischer Rahmen für alle Pionier-Jugendbewegungen in der Diaspora.

*Hachalutz Hazair* – in Polen gegründete Jugendbewegung des *Hachalutz*.

*Hachshara* – »Vorbereitung« hieß die systematische Vorbereitung auf die Einwanderung und zionistisch motivierte Besiedlung Erez Israels.

*Haganah* – »Verteidigung« war eine paramilitärische jüdische Organisation (1920-1948) im britischen Mandatsgebiet Palästina und Vorläuferin der heutigen *IDF*.

*Ha'Isha ba'Medina* – »Die Frau im Staat«.

*Hanakam* – »Rache«, eine Gruppe von Juden, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg zusammenschloss, um Racheakte an den Deutschen zu verüben, sich jedoch schon 1946 wieder auflöste, als die meisten ihrer Mitglieder Europa verließen.

*Hanzacha* – »Verewigung« ist im Zusammenhang mit Gedenken und Erinnerungsarbeit in Israel ein beliebter und häufig gebrauchter Begriff.

*Haolam Haseh* – »Diese Welt«, (1937-1993), kritisches Wochenjournal.

*Hashomer Hazair* – »Der junge Wächter«, 1913/14 in Galizien gegründete internationale sozialistisch-zionistische Jugendorganisation.

*Hatikva* – »Die Hoffnung«, Nationalhymne des Staates Israel.

*HaZofe* – »Der Beobachter« war eine bis 2007 erscheinende hebräische Tageszeitung, die der national-religiösen Bewegung nahestand.

*Herut* – »Freiheit« war die nationalistisch-konservative Partei der zionistischen Revisionisten und der Name ihres Parteiorgans.

*Histadrut* – »Zusammenschluss« ist der Dachverband sämtlicher israelischen Gewerkschaften. Ihr voller Name lautet *Histadrut Klalit shel HaOwdim B'Eretz Israel*, das heißt, »Allgemeiner Verband der Arbeiter des Landes Israels«.

*Hityashvut Ha'ovedet* – allgemeiner Begriff für alle Formen der kooperativen Siedlungsbewegungen.

*IDF* – auf Hebräisch *Zva Haganah LeIsrael* oder *Zahal*, die israelische Verteidigungsarmee.

*Jeffey hablorit vehatoar* – »Die Wohlgestalteten mit dem schönen Schopf«, in Israel ein geflügeltes Wort aus einem bekannten Volkslied über die *Palmach*.

*Jewish Agency* – wurde am 11. August 1929 auf dem 16. Zionistischen Weltkongress ins Leben gerufen und ist heute die offizielle Einwanderungsorganisation des Staates Israel.

*Kastner, Rudolf Israel* – Kastner war ein jüdischer Journalist in Budapest und führendes Mitglied des dortigen Rettungskomitees, der versuchte,



Juden nicht zuletzt durch Verhandlungen mit den Nazis aus dem besetzten Ungarn herauszuschaffen. Nachdem ein israelisches Gericht ihn der Kollaboration mit den Nazis beschuldigt hatte, wurde er 1957 von einem Attentäter ermordet.

**Kibbutz Artzi** – 1927 gegründeter Verband der *Kibbutzim* des *Hashomer Hazair*.

**Kibbutz** – ländliche israelische Kollektivsiedlung mit gemeinsamem Eigentum.

**Kibbutz Hame'uchad** – 1927 gegründete, etwas linker orientierte Gruppe der Kibbutz-Bewegung.

**Kiddush Hashem** – »die Heiligung des Namens Gottes« wird als Begriff häufig im Zusammenhang mit jüdischen Märtyrern gebraucht, die ihr Leben lassen mussten, weil sie Juden waren. Sie starben sozusagen, um Gottes Namen zu heiligen.

**Knesset** – »Versammlung« ist der hebräische Namen des aus 120 Abgeordneten bestehenden israelischen Parlaments.

**La'Isha** – »Für die Frau«, seit Januar 1947 erscheinendes hebräisches Wochenjournal für Frauen aus dem *Yedioth-Ahronoth*-Verlag.

**Lechi** – Akronym für Lochamei Herut Jisrael („Kämpfer für die Freiheit Israels«), während des britischen Mandats eine radikal-zionistische, paramilitärische Untergrundorganisation.

**Ma'ariv** – eine der auflagestärksten israelischen Tageszeitungen.

**Mapai** – Akronym für *Mifleget Poalei Eretz Israel* (Partei der Arbeiter des Landes Israel), die 1930 als Splittergruppe der marxistisch-zionistischen russischen Partei Poalej Zion gegründet wurde. 1968 vereinigte sie sich mit Rafi und Achdut haAvoda/Poalej Zion zur israelischen Arbeitspartei *Avoda*.

**Mapam** – *Mifleget Poalim Me'uchedet* (Vereinigte Arbeiterpartei) war ursprünglich eine marxistisch orientierte zionistische Partei in Israel. Sie entstand 1948 aus dem Zusammenschluss der beiden linken Bewegungen *Hashomer Hazair* und *Poalei Tzion* und war bis Mitte der 1950er nach der *Mapai* Israels zweitgrößte Partei.

**Menschenstaub** – (hebräisch: »Awak Adam«) ist ein verächtlicher Ausdruck für eine Gruppe von Menschen ohne Rückgrat oder eigene Meinung.

**Moshav** – genossenschaftlich organisierte ländliche Siedlungsform mit Kollektiv- und Privateigentum. Es gibt unterschiedliche Moshav-Typen, darunter der kooperativ geführte *Moshav Shitufi* und der *Moshav Ovdim* (Arbeiter-Moshav), deren Grenzen sich mitunter verwischen.

**Moshava** – (Plural: Moshavot) ist eine ländliche Siedlung, deren Grundbesitz im Gegensatz zum *Kibbutz* und zum *Moshav* jedoch Privateigentum ist. Viele ehemalige *Moshavot* (früher auch als »Kolonien« bezeichnet) sind inzwischen zu Städten geworden.

**Nachal** – (Akronym für *Noar Chaluzi Lochem*, »kämpfende Pionierjugend«), eine 1948 gegründete Siedlungsbewegung und Infanteriebrigade der *IDF*.

**Naqba** – arab. »Katastrophe« oder »Unglück«, bezeichnet die Flucht und Vertreibung der etwa 700.000 arabischen Einwohner des früheren britischen Mandatsgebiets Palästina, das am 14. Mai 1948 als Staat Israel seine Unabhängigkeit erlangte.

**Negev** – Wüste im südlichen Teil Israels.

**Olam haIsha** – »Welt der Frau«, Frauenjournal.

**Palmach** – (Akronym für *Plugot Machatz*, »Einsatztruppen«) ist eine 1941 von der *Haganah* gegründete paramilitärische Einrichtung, die sich auf das Training von Jugendlichen konzentrierte. Im Zweiten Weltkrieg kämpften *Palmach*-Einheiten auch auf Seiten der Alliierten in der Jüdischen Brigade.

**Pessach** – gehört zu den wichtigsten Festen des Judentums. Es erinnert an den Auszug aus Ägypten, also die Befreiung der Israeliten aus der ägyptischen Sklaverei.

**Poalej Zion** – war ursprünglich ein Verband marxistisch-zionistischer jüdischer Arbeiter, die sich um die Wende des 19. Jahrhunderts in verschiedenen russischen Städten zusammenschlossen, nachdem der Allgemeine Jüdische Arbeiterbund sich im Jahre 1901 gegen den Zionismus gestellt hatte.

**Progressive Partei** – eine 1948 gegründete liberal orientierte zionistische Partei. 1961 schloss sich mit der Partei der Allgemeinen Zionisten zur Liberalen Partei zusammen.

**Revisionistische Bewegung** – nationalistischer Flügel des Zionismus, 1923 gegründet durch Ze'ev Jabotinsky. Forderte einen jüdischen Staat zu beiden Seiten des Jordan und bekämpfte kompromißlos die britische Mandatsmacht in Palästina. Rivalisierte mit dem von Ben Gurion angeführten sozialistischen Zionismus. Ideologische Vorläuferin der Likud-Partei.

**Sabra** – ist eine außen stachelige und innen süße Kaktusart und die Bezeichnung für die in Palästina und später in Israel Geborenen.

**Sachor** – »Gedenke«.

**Senesh, Hanna** – war eine in Ungarn geborene jüdische Fallschirmspringerin aus Mandatspalästina, die hinter den deutschen Linien absprang, um zu versuchen, Juden zu retten. Sie wurde gefasst und am 13. Mai 1944, erst 23 Jahre alt, hingerichtet.

**Shoah** – »Brandopfer« ist das hebräische Wort für den Holocaust am jüdischen Volk.

**Schtetl** – das jüdische »Städtchen« in Osteuropa.

**Shaliach** – »Bote« oder »Gesandter«, ist die gebräuchliche Bezeichnung für sämtliche aus *Erez Israel* und später dem Staat Israel in die Diaspora geschickten Aktivisten der diversen Organisationen und Bewegungen.

**She'erit Hapleta** – als »Rest der Geretteten« bezeichneten sich die jüdischen Überlebenden der *Shoah*.

**Shehechijanu** – das hebräische Dankgebet mit dem Wortlaut: »Gepriesen seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der du uns das Leben schenkst, uns erhältst und uns diese Zeit erreichen lässt.«

**Sighet** – die heutige rumänische Stadt Sighetu Marmăției.

**Smanim** – von der historischen Abteilung der Tel Aviver Universität herausgegebene Quartalszeitschrift.

**Tembel-Mütze** – »Idiotenmütze«, eine Schlabbermütze, die von den *Chalutzim* als Sonnenschutz getragen wurde und bis heute in Israel als nationales Symbol gilt.

**Tikkun** – »Verbesserung« oder »Reparatur«, ist ein Ausdruck aus der kabbalistischen Begriffswelt, wo er vor allem die Verbesserung von Gottes Schöpfung durch Menschenhand bedeutet.

**Tkuma** – »Wiederaufbau«, die Bezeichnung für alles, was mit der Gründung des neuen jüdischen Staates im alten Lande Israel zusammenhängt, aber auch für die individuelle »Wiederauferstehung« nach der Vernichtung. *Shoah* und *Tkuma* werden in Israel häufig in einem Atemzug genannt.

**Yad Vashem** – 1953 gegründete *Shoah*-Gedenkstätte in Jerusalem.

**Yedioth Ahronoth** – eine der auflagestärksten israelischen Tageszeitungen.

**Yishuv** – »Siedlung« ist die Bezeichnung für die jüdische Bevölkerung im damaligen britischen Mandatsgebiet Palästina vor der Gründung des Staates Israel.

**Yiskor** – vom hebräischen Wort für »Gedenken« abgeleitetes erstes Wort des jüdischen Totengebets.

**Zahal** – Akronym von *Zva Haganah LeIsrael*, der Name der israelischen Verteidigungsarmee *IDF*.

## Autorinnen und Autoren

**Ben-Rafael, Eliezer, Prof. em.** an der Universität Tel Aviv, ehemaliger Präsident des International Institute of Sociology. Forschungsbereiche: *Kibbuz*, Soziologie der israelischen Gesellschaft, Identitäten in der jüdischen Welt, Soziologie der Sprache, Aspekte der Globalisierungsprozesse unserer Tage. Erhielt für sein Lebenswerk im Bereich soziologischer Forschung den israelischen Landau-Preis. Veröffentlichungen u.a.: **Jüdische Identitäten** (Hebr.); **Is Israel One?; Der Kibbuz am Scheideweg** (Hebr.).

**Brutin, Batya, Dr.**, Leiterin des Programms für *Shoah*-Studien am Beit Berl College; Studien im Bereich der Kunstgeschichte mit Schwerpunkt Erforschung der Visual Arts zu den Themen *Shoah*, künstlerische Reaktionen nach der *Shoah* und *Shoah*-Mahnmale in Israel und im Ausland. Zu diesem Komplex erarbeitete sie Lehrpläne und veröffentlichte ihr Buch **Die Erinnerung leben – Shoah-Denkmäler in Israel** (Hebr.).

**Freilich, Miri, Dr.**, Historikerin und Dozentin am Beit Berl College und Forscherin zur Geschichte des polnischen Judentums im 20. Jahrhundert. Autorin des Buchs **Brüder in Prüfung** zur europäischen *Betar*-Bewegung während des Zweiten Weltkriegs. Arbeitete als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Internationalen Schule für *Shoah*-Studien in *Yad Vashem*. Verfasserin der Biografie von Vitka Kovner-Kempner. Organisierte im Rahmen der Abteilung für auswärtige Beziehungen am Beit Berl College mehrere internationale Kongresse zum Thema der israelischen und der jüdischen Identität.

**Geva, Sharon, Dr.**, unterrichtet im Rahmen des interdisziplinären geisteswissenschaftlichen Programms an der Tel Aviv University und an der Historischen Abteilung des Seminar Hakibbuzim. Akademische Schwerpunkte: *Shoah* und Gender, Frauen in der *Shoah*, der Gender-Aspekt des Eichmann-Prozesses, die israelische Gesellschaft und die *Shoah*, die Geschichte der israelischen Gesellschaft in den 1950ern. Buchveröffentlichung: **Über die unbekannte Schwester – Shoah-Heldinnen in der israelischen Gesellschaft** (Hebr.).

**Gil, Zvi**, Journalist, Autor und Dozent für Kommunikationswesen. In Polen geboren. Kam nach der deutschen Eroberung ins Ghetto Lodz, dann

nach Auschwitz und in Arbeitslager in Deutschland. Immigrierte 1945 ins Land. Arbeitete als Nachrichtenredakteur des israelischen Radiokanals »Kol Israel«, Produzent von Dokumentarprogrammen, Chefredakteur der Nachrichtenabteilung des israelischen Fernsehens und Sprecher der Staatlichen Rundfunkbehörde. Initiator des Projekts »Der Beitrag der Shoah-Überlebenden zum Aufbau des Staates«, dessen Aktivitäten er heute koordiniert.

**Haviv, Anita**, Projektmanagerin bei der Friedrich-Ebert-Stiftung in Israel. In Österreich geboren und aufgewachsen, lebt seit 1979 in Israel. Langjährige Tätigkeit in politischer Bildung u. a. im Museum der Jüdischen Diaspora, sowie den Gedenkstätten Massuah Institute for Holocaust Studies und Beit Theresienstadt sowie zahlreichen deutschen öffentlichen Institutionen.

**Semel, Nava**, Autorin und Übersetzerin, in Jaffa geboren. Veröffentlichte siebzehn Bücher, Theaterstücke, Gedichte, Opernlibretti und Drehbücher. In ihren Werken geht es um den Dialog israelischer Familien im Schatten der Shoah und um die Suche nach einer israelischen Identität. Zu den Auszeichnungen, die sie für ihr Schaffen erhalten hat, zählen: der von der Stadt Tel Aviv verliehene Preis »Frau des Jahres in der Literatur«, der »National Jewish Book Award« der USA, der französische »Preis für Schriftstellerinnen aus dem Mittelmeerraum« und der österreichische Radiopreis.

**Schein, Ada, Dr.**, Forscherin an *Yad Vashems* Internationaler Schule für Holocaust-Studien, in der Vergangenheit im Unterrichts- und Bildungswesen tätig. Forschungsschwerpunkt sind die *DP-Lager* in Deutschland und Österreich: Gedenken, jüdische Erziehung, medizinische Versorgung etc. Weiter untersuchte sie auch die Aufnahme von Shoah-Überlebenden in den *Kibbuzim* der *Hityashvut Ha'ovedet*. Arbeitet derzeit an einem Studienprojekt zur gesundheitlichen Genesung von Shoah-Überlebenden in Deutschland und der Einrichtung eines öffentlichen medizinischen Dienstleistungswesens in den jüdischen Gemeinden.

**Shagrir, Micha**, Produzent und Regisseur von Dramen, Dokumentar- und Spielfilmen für Radio und Fernsehen. Produzierte unter anderem den Spielfilm »Avanti Popolo«, das Fernsehrama »Bat-Yam – New York« und die TV-Serie »Israelis ohne Grenzen«. Erhielt zahlreiche Preise für sein cineastisches Schaffen, darunter die »Auszeichnung für das Lebenswerk« der Jerusalemer Cinemathek und den vom Ministerium für Kultur und Sport verliehenen

Kino-Preis. Amtiert als Vorsitzender des Khan-Theater-Aufsichtsrats.

**Struminski, Wladimir**, wurde 1954 in Warschau geboren und siedelte 1969 nach Deutschland über. Seit 1987 lebt er in Israel. Neben seiner journalistischen Tätigkeit war und ist er im jüdischen Leben tätig.

**Teitelbaum, Raul**, Journalist und Wissenschaftler, im ehemaligen Jugoslawien geboren. Kam 1949 nach Israel. Studium der Wirtschaft und Allgemeinen Geschichte an der Hebräischen Universität Jerusalem. Danach fast drei Jahrzehnte Arbeit als Korrespondent und Kommentator der Ressorts Wirtschaft und Gesellschaft bei *Yedioth Achronoth*. Gehört zu den Mitbegründern des Dachverbands »Zentrum der Organisationen von Shoah-Überlebenden in Israel«. Untersucht die wirtschaftlichen Auswirkungen der Shoah und die Beteiligung der jugoslawischen Juden am Krieg gegen die Nazis. Veröffentlichungen u.a.: **Die biologische Lösung** (die deutsche Ausgabe ist eine gekürzte Version des hebräischen Originaltextes), **Holocaust Gold: from the Victims to Switzerland** (mit Moshe Sanbar).

**Yablonka, Hanna, Prof.**, Professorin an der Ben-Gurion University und Historikerin am Museum »Haus der Ghettokämpfer«. Ihre wichtigsten Studien bewegen sich an der Schnittstelle zwischen Shoah-Forschung und der Erforschung des Staates Israel. Buchveröffentlichungen u.a.: **Fremde Brüder – Die Shoah-Überlebenden im Staat Israel 1948-1952; Geschichte der Organisation invalider Soldaten und Partisanen des Kampfs gegen die Nazis 1945-1995; Abseits der Gleise – die Misrachim und die Shoah (Hebr.); The State of Israel vs. Adolf Eichmann**. Mitglied des Beirats von *Yad Vashem*; Vorsitzende des Memorial Museum of Hungarian speaking Jewry.

**Zandberg, Eyal, Dr.**, Senior Lecturer der Schule für Kommunikationswesen am Netanya Academic College. Akademische Schwerpunkte: Populärkultur, kollektive Erinnerung und journalistische Arbeit in Krisenzeiten. Desweiteren Publikationen zum Thema kollektives Shoah-Gedenken. In jüngsten Jahren auch Veröffentlichung von Arbeiten zum Thema »Israelische Medien am Shoah-Gedenktag«, ein gemeinsames Forschungsprojekt mit Dr. Motti Neiger und Dr. Oren Meyers.

